Der

Kanzler von Ti

Geschichtlicher Roman

von

Herman Schmi

Erster Band.

München, 1862.
E. A. Fleischmann's Buchhand
(August Rohsold.)

Der

Kanzler von Tirol.

Geschichtlicher Roman

von

Herman Schmid.

Erster Band.

München, 1862.
E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Inhalt des Ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Porta Claudia.

Das einsame, zwischen steilen Felswänden eingezwängte Scharnitz-Thal war ungewöhnlich laut und belebt. Wo sonst nichts zu sehen war, als ein einzelner Gemsjäger oder ein Köhler, der im schweren Rückenkorbe seine Kohlen vertrug, da drängte sich eine frohe Menge Volks in allen Anzügen des trachtenreichen Tirols durcheinander. Wo sich sonst nichts hören ließ, als der heisere Ruf des Jochgeiers, der über den Karbendel hinstrich, oder die kleine Glocke des Scharnitzer-Kirchleins, da schollen plaudernde und lachende Stimmen, dazwischen das Rollen von immer neu ankommenden Wagen und die Töne beginnender ländlicher Musik.

Besonders an Einer Stelle hatte sich Leben und Fröhlichkeit zusammengedrängt. Ein leichter offener Schupfen, von Brettern zusammengeschlagen, war mit Reisig und jungen Tannen bedeckt und geschmückt; darunter hatte der kluge Wirth von Seefeld eine wandernde Schenke eingerichtet und war mit einigen Fässern Rothwein heraufgekommen. Der reichliche Zuspruch zeigte, daß er sich in seinen Erwartungen nicht betrogen hatte: zwei Fässer waren schon geleert und zur Seite gekollert, und auch das dritte fing an, seinen Inhalt etwas mattherzig auszuspenden. Der

Wirth, eine große Gestalt mit stämmigem Nacken und breiter Brust, stand in dem Schupfen und blickte mit Besorgniß bald auf seinen schwindenden Vorrath, bald auf die Schaar der Gäste, die auf Bänken und allerlei, vom Bedürfniß erfundenen Sitzen in der Runde gelagert, noch lange nicht befriedigt schien und immer durch neue Ankömmlinge verstärkt wurde.

Diesem fröhlichen Treiben gegenüber stiegen hoch und steil die marmornen Bastionen der Scharnitzer Klause empor, ein gewaltiges Gebäude mit Thürmen und Wällen, das, sich an die seitwärts vorbeirauschende Isar anlehnend, das ganze Thal absperrte und nach innen wie nach außen unzugänglich machte. Aus den Schießscharten blinkten Kanonenrohre hervor und über den Brustwehren blitzten die Gewehre und Helme der Besatzung. Die Wände aber wie alle Wälle und das Thor waren heute mit Kränzen geschmückt; mächtige Tannen waren an passenden Stellen zum Schmucke angebracht, und darüber von der höchsten Zinne flatterte, ebenfalls bekränzt, die Landesfahne von Tirol, roth und weiß, mit dem rothen gekrönten Adler im Herzschilde.

„Was meinst', Schildhofer," wendete sich der Wirth jetzt an einen Mann, der an der Ecke des Schupfens stand und das Weinglas in der Hand, nachdenklich in das Getreibe hineinsah. „Was meinst, wird's noch lang dauern, bis die Frau Herzogin kommt? Du mußt es wohl wissen, weil sie Dich vorausgeschickt hat. Ich hab' schon Post hinunter gethan nach Seefeld, daß sie mir noch ein Faß heraufschicken — aber wenn's lang' ansteht, bis die Herrschaften kommen, langt das auch noch nicht, das Wetter ist einmal zu durstig heut'."

Der Angeredete war ein nicht sehr großer, aber kräftiger Mann von gedrungenem Körperbau; der volle, das ganze Gesicht umgebende Bart, der bis auf die Brust herab fiel, schimmerte bereits in's Graue, aber in dem Ausdrucke des Gesichts lag Kraft und aus dem dunklen beweglichen Augenpaar sprach Muth und Entschlossenheit. Er trug die Tracht eines Bauers, in nichts von den andern verschieden, aber die kurze braune Jacke mit rother Einfassung, der braune Hosenträger auf dem grünen Brustlatz und oberhalb des breiten schwarzen Ledergurts ließ den Passeyrer nicht verkennen.

Er sah noch einen Augenblick fest in die Menge hinein, als ob er sich von etwas vergewissern wollte, dann wendete er sich leicht dem Fragenden zu. „Ich kann Dir's auch nicht gewiß sagen, Wirth,“ sagte er. „Die Frau Herzogin hat schon nach der Frühmeß' fort gewollt und könnt' also schon lange da sein, aber es muß was über queer 'kommen sein, das sie aufhalt'. Ich mein' alleweil, es wird nicht so weit gefehlt sein, wenn Du noch ein Faßl heraufbringen laß'st ... es hat eine Hitz', als wenn wir nicht im Juli, sondern schon in den Hundstagen wären ...“

Während der Wirth einem Knechte den entsprechenden Befehl zurief, sah der Passeyrer mit noch mehr gesteigerter Aufmerksamkeit auf die Stelle hin, die schon zuvor seine Blicke auf sich gezogen hatte. Er hielt sogar eine Zeit lang die Hand wie einen Schirm über die Augen, um ungestört von der Sonnenhelle desto schärfer beobachten zu können; dann wendete er sich wieder dem Wirthe zu. „Kennst Du den Burschen,“ sagte er, „der dort auf dem Holzschragen sitzt? Dort bei den Fässern, hinter den zwei Innthalerinnen mit den grünen Hüten?“

„Meinst Du den Schmächtigen," erwiederte der Wirth, „den Blassen? Den in dem verschossenen Camisol, der aussieht wie ein verdorbener Handwerksgesell? Hat er nicht den Arm in der Binde?"

„Ja, ich hab's aber justament gesehen, daß er damit recht gut handthieren kann. Kennst Du ihn? Ist's ein Hiesiger?"

„Ein Hiesiger ist's nicht," entgegnete der Wirth, „ich wüßt' nicht, daß ich das Menschenkind meiner Lebtag schon einmal gesehen hätt' ... Aber was hast mit ihm, Schildhofer? Ist er Dir bekannt?"

„Ich weiß selber nit," schloß der Passeyrer, indem er dem Wirthe das geleerte Glas auf den Schenktisch stellte, „in der jetzigen Zeit kommen Einem gar oft Gesichter unter, die man sich merkt, weil sie so besonders aussehen. Aber ich muß jetzt noch hinüber zum Commandanten, hab' auch sonst noch allerhand ausz'richten — also b'hüt' Dich Gott, Wirth, und wenn Du einmal hinein kommst nach 'Spruck, so besuch' mich fein! ..."

Er ging und schlug die Richtung nach der Straße ein, wo er sich bald in der Menge verlor. Nach einiger Zeit jedoch änderte er den Weg und ging im weiten Bogen dem Platze zu, wo er den jungen Burschen mit dem Arm in der Schlinge bemerkt hatte. Es war offenbar, daß er unbeachtet ganz in die Nähe desselben kommen und sich von irgend etwas überzeugen wollte. In dem Gedränge kam er nur langsam seinem Ziele näher, behielt es aber fortwährend im Auge, und trotz wiederholten Stillestehens, trotz manchen flüchtigen Gesprächs mit allerlei in den Weg gekommenen Bekannten blitzte manchmal ein Seitenblick nach dem Tische des Burschen hinüber.

An diesem hatte sich eine zahlreiche und ziemlich bunte Gesellschaft zusammengefunden und war in lebhaftem Gespräche begriffen. Der blonde Bursche, der die Aufmerksamkeit des Passeyrers so sehr in Anspruch nahm, war eben in einer Erzählung begriffen, welcher die Uebrigen mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörten. Es waren Kohlenbrenner aus der Nähe, die ihren Meiler des Festes wegen ein Stündchen allein rauchen ließen; Arbeiter aus den Kreidegruben an der Isar, mit ihren schmutzig weißen Kitteln lebhaft von den rußigen Köhlern abstechend, und einige Bauern, welche der große runde Hut mit den breiten Bändern als Unterinnthaler bezeichnete. Einer im weißlich-gelben Lodenrocke hatte einen großen holzgeschnitzten Vogelbauer hinter sich stehen, und ihm gegenüber saß der Bursche mit dem lahmen Arm, ein junger Mensch im Beginne des Mannesalters, bleich und mit schlaffen blonden Haaren, aber mit so lebhaften Zügen, daß man bald erkannte, die Blässe sei nicht die Folge von Abspannung oder Krankheit, sondern nur ein Zeichen hoher Erregbarkeit. Er trug ein schmales Wehrgehäng über den braunen, stark abgetragenen Leibrock, und einen soldatenhaft aufgekrempten Hut; die kleine Wehre selbst hatte er aus dem Gehänge gezogen und seitwärts auf die Bank gelegt neben den geschnürten Wanderbündel, den er daran zu hängen und so über die Schulter zu tragen pflegte.

An einem Tische hinter ihnen saßen wieder Landleute in bunter Reihe, darunter ein paar Mädchen, die halb umgewendet der Erzählung des blassen Burschen zuhörten. Sie schenkten darüber einem rückwärts sitzenden Nachbar wenig Aufmerksamkeit, so sehr er auch bemüht war, dieselben durch allerlei kleine Dienste und zierlich gesetzte

Redensarten zu gewinnen. Es war dieß ein hageres, in etwas schäbige Bürgerstracht gekleidetes Männchen, dessen schwarzes Haar und dunkle Gesichtsfarbe den Italiener verrathen hätte, auch wenn er des deutschen Ausdrucks mächtiger gewesen wäre, als es der Fall war.

„Das war das Ende vom Liede," sagte der bleiche Bursche, „die Stadt war Euch so ausgehungert, daß nichts Lebendiges mehr zu finden war, was man hätte schlachten können. Sogar die letzte Ratte war längst verzehrt und die Haare stunden Einem zu Berge, wenn man in eines der Seitengäßchen hinein ging, denn man konnte keinen Schritt machen, ohne daß man auf eine Leiche oder auf ein paar elende Gerippe stieß, die sich in der letzten Qual und Angst des Hungertodes am Boden wanden wie die Würmer. Ich hab' es mit eignen Augen gesehen, daß sie die frisch verscharrten Leichen wieder ausgruben, zerrissen und sich um die Stücke balgten . . ."

„Um's Blut Christi willen!" seufzte das Eine der Mädchen schaudernd, und der Eine von den Kohlbrennern bekreuzte sich andächtig an Stirne, Mund und Brust. „Gott bewahre jeden Christenmenschen vor solchem Elend! — Aber nun ist's aus, sagt Ihr? Die Festung hat sich ergeben?"

„Ergeben müssen," erwiederte der Bursche betrübt, „am dreizehnten Tage des Winter=Monds hat Oberst Steinach die edle Festung Breisach an Herzog Bernhard von Weimar übergeben. Ich bin elend zum Sterben in einem Winkel am Thor gelegen, vor Hunger und wegen meines Arms, den eine Falkonetkugel zerschmettert hatte — da hab' ich den gewaltigen Kriegshelden selbst gesehen, wie er auf einem prächtigen Rappen den Einzug hielt mit seinen

stattlichen Kriegsvölkern, die freilich besser aussahen und es draußen bequemer gehabt hatten, als wir Kaiserlichen in dem ausgefressenen Steinhaufen!"

„Bernhard von Weimar?" sagte der Köhler wieder. „Ist das nicht Einer von den Lutherischen, die gegen den Kaiser sind?"

„Und der is il confederato von dem Reichsfeind, dem Francese . . ." schaltete der Italiener kurz und spöttisch ein.

„Schlimm genug, daß es so weit hat kommen müssen!" bemerkte der Bursche, indem er sich entschieden gegen den Italiener umwandte und ihn mit festem Blicke musterte. „Ich hab' gegen den Herzog im Feld gestanden und bin sein Widerpart gewesen," sagte er dann; „aber wenn das zu seinen Unehren geredet sein soll, so mögt Ihr immer wissen, daß ich ihn nicht verunglimpfen lasse! Schlimm genug noch einmal, daß es so hat kommen müssen! Daß die Fürsten deutscher Nation nicht zusammenhalten unter sich, und die Schweden und Franzosen und Spanier und wer weiß wen sonst noch Herr sein lassen im Lande! Hätten sie das gethan, dann hätte der edle Bernhard nicht nöthig gehabt, sich mit den heimtückischen Franzosen einzulassen, denn wer das thut, ist verloren und wenn sein Recht klarer wär' als das Sonnenlicht!"

„Ei, es hat sich was zusammenzuhalten!" sagte der Eine von den Innthalern, ein Mann mit scharf geschnittener Vogelnase und mächtigem schneeweißen Schnurrbart. „Das heißt — mit Verlaub, guter Freund — das heißt daher reden wie ein Mann ohne Kopf! Der Kaiser steht für unsern heiligen christkatholischen Glauben: die Fürsten aber draußen im Reich, das weiß Unser Eins auch, sind lauter Ketzer und Lutherische, bis auf den alten baye-

rischen Marel. Wie soll da der Kaiser zusammenhalten mit den Ketzern? Und Du bist wohl auch Einer davon, sonst könntest Du nicht so reden und sie so herausstreichen!"

Der Bursche sah dem Alten fest in's Auge und zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Ich bin katholisch," sagte er dann, „so gut als Ihr da herinnen in Eurem Tirol und das will viel sagen — aber ich weiß auch gerade so gut, daß bei dem furchtbaren Kriege, der nun schon an die fünfzehn Jahre währt, kein Mensch mehr daran denkt, daß er des Glaubens wegen ist angefangen worden. Warum sollt' man sich auch in den Haaren liegen deßwegen? Die Leute sind nicht gleich von außen, warum sollen sie denn inwendig Alle über Einen Leisten geschlagen werden? Wenn man Euren Habichtschnabel da im Gesicht ruhig als eine Nase gelten läßt, müßt Ihr auch erlauben, Landsmann, daß ein Andrer mit seiner Stumpfnase ebenso zufrieden ist!"

Die Bauern und Köhler lachten, der Alte aber griff sich an die Nase, als wenn er sie beschützen oder sich überzeugen wollte, daß sie noch ungefährdet da sei. Der Italiener ward erdfahl im Gesichte. „Santa Madonna di Loretto," rief er, „Ihr treiben Spott mit der 'eiligsten Sachen!"

„Ich treibe nie mit etwas Spott," rief der Bursche entgegen, „was einem Andern heilig ist, aber ich schlage auch Jeden auf die Finger, der sich erfrecht, das anzutasten, was bei mir in Ehren steht! Ich bin Soldat gewesen meines Zeichens, leider wider meinen Willen, aber mit Ehren — darum laß' ich das Andenken von einem so edlen Manne und Kriegshelden, als wie Herzog Bernhardus, nicht verschimpfiren ..." Mit diesen Worten hob

er das Schoppenglas in die Höhe, zog den Hut ab und sagte wehmüthig: „Und wenn Niemand mit mir anstoßt und mit mir trinkt, so thu' ich's allein! Herzog Bernhardus von Weimar hoch! — Er lebe — kann ich leider nicht mehr sagen!"

Die Bauern und Köhler schwiegen und sahen mit einer Art Ehrerbietung auf den jungen Kriegsmann, dessen Rührung unverkennbar war; der Italiener dagegen schob das vor ihm stehende Glas zurück, wie um zu zeigen, daß er nichts gemein habe mit dem ausgebrachten Trinkspruch.

„Und warum," fragte er, „könnt Ihr nicht mehr sagen Eviva Bernardo?"

„Er ist todt!" sagte der Bursche traurig, indem er den Hut wieder aufsetzte und tief in die Stirne zog.

„Todt?" rief der Welsche entgegen und sprang auf. „E incredibile questo! Das sein sehr merkwürdige Nachrichten . . . Und woher wissen Ihr? O erzählet doch, mio caro . . ."

„Ich bin Euer Caro nicht und will's nicht sein," entgegnete der Gefragte verächtlich, „aber was ich gesagt habe, ist wahr. Wie ich gestern herein gewandert bin durch's Bayerische über Partenkirchen und Mittenwald, bin ich einem Trupp schwedischer Reiter begegnet — von denen hab' ich es erfahren. Der Herzog war hinauf gezogen in's Burgundische, denn in Breisach und rund umher war das Land so kahl, als sollte nie wieder etwas darauf wachsen und grünen. Er machte große Beute und ließ Alles nach Breisach bringen; das hatte er seinem vertrautesten Freunde übertragen und hatt' es ihm auf die Seele gebunden, daß er die Festung bewahren solle wie seinen Augapfel, vor seinen Feinden, den Kaiserlichen, und noch mehr vor seinen

zweideutigen Freunden, den Franzosen. Der Vertraute war ein Schweizer und hieß Erlach, wenn ich mir den Namen des Schuftes recht gemerkt habe."

„E poi?" warf der Italiener drängend ein. „Was dann?"

„Was dann? — Es ging, wie's vorauszusehen war. Die Franzosen hatten es bald durchschaut, daß der Herzog sich mit ihnen nur seinetwegen verbunden hatte, daß er sich ein neues Königreich machen wollte aus dem schönen Lothringen und Elsaß, nach dem ihnen selber schon lange der Mund wässert. Sie haben ihm erst allerlei Lockspeise und Blendwerk vorgehalten, damit er vom deutschen Vaterland abfallen und sich an sie verkaufen sollte; wie er aber nichts hören gewollt von Allem, was sie ihm vorgepfiffen, da haben sie ihm ein Süpplein eingegeben, daß er nicht weiter gekommen ist auf dem Rückweg, als nach Neuburg am Rhein. Dort ist er vor acht Tagen gestorben . . ."

Unter den Landleuten ward theilnehmende Bewegung sichtbar. Die Mädchen seufzten und der alte Innthaler murmelte: „Unser Herrgott wird wissen, ob es dem Lutheraner zu gut kommen kann — aber wenn er so brav war, wie Ihr sagt, wünsch' ich ihm die ewige Ruh' . . . für meinen Theil."

„Aber Breisach?" drängte der Welsche wieder. „Wie ist's mit der Festung?"

Der Erzähler maß ihn von oben bis unten. „Ihr seid ja gewaltig begierig auf das Schicksal der Festung! Fast möchte man glauben, Ihr hättet Wind von dem Schelmstück, das dort gespielt worden ist."

„Was ist das?" rief der Andere aufspringend und mit zornfunkelnden Augen. „Wollt Ihr mich beleidigen?"

„Ich wehr' Euch nicht, wenn Ihr meine Red' so verstehen wollt!" war die ebenso rasche und entschiedene Antwort. „Ihr benehmt Euch und fragt so eigen, daß man auf's Hirn gefallen sein müßte, wenn man nicht merken wollt', daß was Besonderes dahinter ist... Und damit ich's nur gerade heraus sage, wie's mir auf der Zunge sitzt: Ihr seid ein Welscher und ich kann die Welschen nicht leiden!"

„So?" lachte der Italiener höhnisch. „Das bedaur' ich... aber wollen Ihr mir auch sagen, warum?"

„Das sollt Ihr hören, Signor, und ebenso gerade heraus! Es sind gar viele von Euren Landsleuten in der kaiserlichen Armee, aber wo ich Einen davon getroffen hab', ist immer nichts Gutes herausgekommen. Wir taugen nicht zu ihnen, mit ihrer Praktika — es sind Schleicher und Heimtücker Alle miteinander..."

Der Welsche lachte lauter und widerlicher als zuvor. „Cospetto," sagte er, „Ihr vergeßt wohl ganz darauf, amico, daß die Frau Herzogin von Tirol, Claudia von Medicis, auch eine Welsche ist?"

„Ja, Gott besser's," sagte der Bursche, „ich weiß es wohl, aber ich weiß, daß es auch weiße Raben gibt und die Herzogin Claudia ist ein weißer Rabe, wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was ich von ihr gehört habe... Aber Ihr habt ja wissen wollen, wie es mit Breisach gegangen ist. Erfahrt also, daß der Schweizerschuft, wie Herzog Bernhardus kaum kalt geworden war, nichts Eiligeres zu thun gewußt, als daß er die Franzosen in die Festung ließ... Und damit Ihr Alles recht genau wißt, so hört weiter: der kaiserliche Marschall Savelli — Euer wackerer Landsmann, Signor — stund mit einem starken

Corps keinen halben Tagmarsch entfernt und hätte das Einrücken der Franzosen leicht hindern können! Er hat es aber nicht gethan — und wir dummen Deutschen begreifen wieder einmal nicht, was die welsche Praktik da Feines ausstudirt hat! Denkt Euch nur, es gibt Schwachköpfe, die allerlei von krummen Händen daher faseln und von einer Correspondenz zwischen dem Savelli und dem Duc von Rohan, über welche die Wiener Perücken gar sehr in Verwunderung gerathen dürften!"

„Verläumdung! Niederträchtige Verläumdung!" schrie der Italiener.

„Das sage ich ja auch!" entgegnete der Krieger mit eisigem Spott. „Und nichts als Verläumdung, niederträchtige Verläumdung ist es auch, wenn die dummen Leute erzählen, die Unterhändler seien in Nacht und Nebel hinübergeschlüpft aus den kaiserlichen Quartieren und zwischen den französischen Vorposten. Die Einfältigen haben einen Busch oder einen Weidenstock für einen kaiserlichen Generalissimus oder Hofrath angesehen — aus Furcht natürlich, denn im Rausche kann's nicht geschehen sein: seit ein paar Jahren ist Niemand um Breisach herum zu einem Tropfen gekommen, mit dem man sich hätte betrinken können ... Aber da hilft alles Zureden und Aufklären nichts! Wenn das Volk einmal sich etwas so recht fest einbildet, ist es gerade so bockbeinig wie ich in meiner Vorliebe für Eure Landsleute!"

„Mein Eid!" rief der Alte mit der Habichtsnase, „das sind betrübte Aussichten! Da dürfen wir wohl noch lang auf den Frieden warten und wer weiß, was der Krieg noch für Unglück über's Land bringt und über die Leut'!"

„Da habt Ihr Recht, Alter!" sagte der Soldat. „Das

Reich schreit nach Frieden und der Kaiser möcht' ihn wohl auch und die Reichsfürsten mit ihm. Sie haben auch ihre Gesandten nach Hamburg geschickt, um darüber zu verhandeln, aber diese Vornehmen und Schulfuchsen haben kein Herz für das Volk und seine Noth, weil sie davon noch nichts empfunden haben. Und wenn sie sich einigen wollten, ich glaub's nicht, daß die Fremden es zulassen. Die Franzosen und Schweden meinen, weil sie einmal hereingekommen sind auf deutschen Boden, wollen sie auch drauf bleiben und mindestens ein paar Fetzen davon herunter reißen!"

„Da wird's mit der Handelschaft auch nit woltern viel bedeuten!" mischte sich jetzt der Tiroler in's Gespräch, der den großen Vogelbauer hinter sich stehen hatte. „Ich hab' Dir so viel Kanarivögel daheim gehabt in Imst, eine ganze Heck', daß ich die Kraxen auf den Buckel genommen hab' und hab' gemeint, ich wollt' hinaus damit in's Reich und in's Bayerische. Zu München drinn' der Herr Kurfürst hat mir schon oft was abgekauft und auch in der Stadt sein viel' Bürgersleut', die die gelben Dinger fein gut leiden können!"

„Kehr' um mit Deiner Kraxen, Tiroler, wenn ich Dir gut zu einem Rath bin!" rief der Krieger. „Zu München drinnen haben sie wohl was Anderes zu denken als an Kanarienvögel und im ganzen Bayernlandl werden nicht Viel' mehr zu finden sein, die Dir einen abkaufen können und wenn sie auch möchten. Da sieht's traurig aus, Ihr Leut', daß Einem das Herz bluten möcht', wenn man das schöne reiche Land vor dem Krieg gesehen hat, wie ich. Ueber Weilheim herein hab' ich das Elend betrachtet. Die Weg' sind kaum mehr zu passiren und leer, es gibt Nie-

mand mehr, der ein Geschäft hätt', das ihn zum Reisen brächt'. Wenn man einem lebendigen Menschen begegnet, sind's Soldaten oder Bettelvolk oder Raubgesindel... die Felder an den Straßen hin liegen ungebaut und öd, so weit man nur sieht; das Gesträuch und das Gestrüpp wächst darüber auf, daß man fast nicht mehr erkennt, wo vor zehn Jahren Ackerland gewesen ist. Die Dörfer auf dem flachen Land sind verfallen und verlassen, die Bauern sind zu Tod geschunden oder davongelaufen in die Wälder und Berge hinein, weil sie sich nicht zu Tode martern lassen wollten..."

Die schlichten Zuhörer schauderten und rückten unwillkührlich enger aneinander. Um sie herum hatte sich allmählig ein größerer Kreis von Bauersleuten, Köhlern und Kreidenarbeitern gebildet, die Alle der Erzählung mit gleicher Theilnahme zuhörten. Der Italiener saß abgewendet da und schlürfte den Rothwein wie unmuthig in sich hinein.

„Wenn man herein kommt," fuhr der Kriegsmann fort, „gegen Murnau zu liegt seitwärts ein See, der Staffelsee geheißen, eine gar freundliche Augenweide für den Wanderer, denn es kommt Einem fast vor, als wär' in die grüne Landschaft ein geschliffenes Glas eingesetzt, damit sie sich d'rin abspiegeln könne. Dort herum liegt ein gar stattliches Dorf mit einem schönen spitzigen Kirchthurm, den man schon von Weitem herausschauen sieht aus den Kirschen- und Zwetschgenbäumen, die wie ein Wald um die Häuser herstehen. Ich bin einmal dort eingekehrt, weil ein weitschichtiger Vetter meines Vaters dort sein Haus und seine Schmiede eingerichtet hatte. Wie ich nun wieder des Wegs kam, wollte ich dort einsprechen und hoffte ein Nachtlager und Imbiß zu finden. Gefiel mir aber die

ganze Sache nicht, wie ich nur ein bischen näher kam. Der Kirchthurm hatte keine Spitze mehr und seine Wände standen nackt und schwarz geräuchert da wie ein Schornstein. Mit erschrockenem Herzen bog ich um den letzten Hügel herum — da war das ganze Dorf nichts als eine weite schreckliche Brandstatt'. Die Kirche und die Häuser alle waren aus- und niedergebrannt, die schönen Bäume standen schwarz versengt und verkohlt dazwischen und so viel ich in dem schwarzen Trümmerwerk herumstieg, kam mir nichts Lebendiges entgegen — nicht einmal ein Hund, der mich angebellt hätte. Im Hause meines Vetters, des Schmieds, sah es noch am wüstesten aus. Alle Wände waren schwarz, wie die rußige Schmiedstatt, die aber war stehen geblieben, weil sie gewölbt war. Da lagen allerhand unkenntlich gewordene Fetzen von Kleidern am Boden herum, dazwischen hie und da große rothbraune Flecken — das mochte wohl vertrocknetes Blut sein. Und wie ich weiter nachsah, fand ich am Eingang unter schwarzen herabgestürzten Balken ein halb verfaultes und halb verbranntes Geripp ... der Schädel war eingeschlagen und nach der Größe mochte es wohl mein armer guter Vetter sein, der sich und sein Hab' und Gut hatte vertheidigen wollen und drüber von den schwedischen Mordbrennern niedergehauen worden war. Mit dem Imbiß und Nachtlager, das ich mir von ihm erwartet hatte, war's also nichts; dafür scharrte ich mit einer Eisenstange ein Loch auf im Boden und legte das Geripp hinein und gab ihm das letzte Nachtlager, das Einer auf der Welt braucht. Dann hab' ich ein Vaterunser gebetet für seine arme Seel' und habe geschlafen, bis die Sonne aufging. Die war so schön und warm wie damals, als sie auf das lebfrische

Dorf und seine grünen Bäume herabgeschienen hatte und ging ihren Weg, als ob unter ihr Alles beim Alten geblieben wäre. Dann hab' ich mich aufgemacht und hab' den Weg unter die Füße genommen, bis ich hereingekommen bin in Eure Berge."

„Ja Gott sei Dank," rief aufathmend ein Köhler, „in unsern Bergen ist's sicher; das sind Schutzmauern, auf die wir Tiroler uns was einbilden dürfen. Noch ist kein ketzerischer Schwede drüber herein gekommen — sie haben sich allemal den Kopf daran eingerennt."

„Und sie sollen's wieder, wenn es ihnen nochmal einfallen thät', mit uns anzubinden!" rief der alte Innthaler. „— Aber die Berg' thun's nicht allein — wenn nicht die rechten Männer vor die Lucken steh'n, thäten die Berg' die Schweden wohl auch nicht aufhalten! Aber daß der Tiroler Landsturm bei der Hand ist, dafür sind drei Ding' gut, — daß wir uns um die eigne Haut wehren, daß unser heiliger christ-katholischer Glauben in Gefahr ist und daß Frau Claudia unsere Herzogin ist, für die ein Jeder mit Vergnügen durch's Feuer geht!"

„Hast Recht, Alter," sagte der Krieger sich erhebend, „bei Euch ist noch der einzige rechte Soldatenstand daheim. Ihr seid Alle Soldaten, draußen überall lassen sie sich todtschlagen für ein Stück Geld! Wie lang' ist's wohl, daß die Schweden da gewesen sind und haben die Scharnitz belagert?"

„Das werden just fünf Jahre sein," entgegnete der Alte, „ich bin nicht dabei gewesen und bin mit dem Aufgebot bei Kitzbühel gestanden. Damals waren nur ein paar Mauern da und ein Wall gegen die Isar hinaus, und doch haben die Schweden ihr Pulver verschossen und

abziehen müssen. Jetzt, wenn sie wieder kämen, sollt's ihnen wohl von selber vergehen; über die Thürme und Bastionen, wie sie jetzt dastehen, kommt Keiner herein, wenn er nicht Flügel hat. Die Frau Claudia, die sie gebaut hat, hat ihnen den Spaß versalzen und das Thürl zugemacht für ewige Zeiten."

„D'rum wird der Paß," bemerkte der Soldat, „wie ich gehört habe, heute bei der feierlichen Einweihung den Namen **Porta Claudia** erhalten zu ihrem Angedenken!"

Die Versammlung hatte während der letzten Reden sich gegen die neuen Festungswerke gewendet und betrachtete dieselben und in Aller Blicken war die Ueberzeugung zu lesen, daß sie unbezwingbar und wirklich wie für die Ewigkeit gebaut seien.

Ein halblautes spöttisches Gelächter störte den übereinstimmenden Eindruck — es kam von dem Italiener, nach dem sich Alles umwendete. Der Soldat sprang auf und trat vor ihn hin.

„Es scheint, Ihr sucht Händel mit mir?" rief er aufflammend. „Die könnt Ihr haben, wenn Ihr mir nicht augenblicklich sagt, was Ihr an meinen Worten so lächerlich findet."

Auch der Italiener erhob sich. „Sagt mir lieber Ihr selbst, was Euch einfällt, mich zur Rede zu stellen! Cospetto, ik kann lachen, quando mi piace ..."

„Ueber was Ihr wollt, Herr," eiferte der Zürnende, „aber hier ist's anders — das Lachen galt mir und meinen Worten — also heraus mit der Erklärung, oder ich drücke sie Euch mit der Seele aus dem Leibe!"

„Ich haben nir gelacht über Euch," entgegnete der

Welsche, etwas zurückweichend, „ich haben nur gelacht wegen der Frau Herzogin und der Porta Claudia!"

„Damit kommt Ihr nicht los! Was findet Ihr zu lachen an der Frau Herzogin oder an der Festung, die ihren Namen trägt?"

„Ja das wollen wir auch wissen!" riefen die Umstehenden durcheinander. „Er soll es sagen, was er gegen die Herzogin hat!"

Dem Italiener begann es etwas unheimlich zu werden, aber er suchte es durch den Anschein von Muth und Unbefangenheit zu verbergen. Er trat daher einen Schritt gegen die Landleute vor. „Ma was wollen Ihr, amicissimi! Ich haben gesagt 'nix, ich haben nur gelacht vor mich hin, — sein das verboten in Tirol? Aber ich haben kein Geheimniß, es sein gewesen ein bloßer Spaß! Die Festung sein una fortificazione eccellentissima, und die Frau Herzogin Claudia sein eine donna eccellentissima, eine vortreffliche Frau ... aber ..."

„Was aber? Heraus damit!"

„Aber sie sein doch auch nit mehr als eine Frau! Noch dazu eine schöne junge Frau, und es sein wohl begreiflich, daß sie ihr Herz nicht weiß so gut zu verschließen, wie ihr Land ... Ich hab' das Verslein nicht gemacht!"

„Was für ein Verslein?" riefen Mehrere.

„Kennt Ihr es nicht? Dann will ich's Euch sagen:

„Dein Ländchen, Claudia, verschließest sorglich Du,
Mach' fein Dein Herzel auch und Deinen Beutel zu!"

Der Italiener lachte und machte eine rasche Bewegung, sich unter die Umstehenden zu verlieren; aber die Faust des greisen Innthalers mit der Habichtsnase hinderte ihn daran, weil sie ihn am Kragen festhielt.

„Halt, wällischer Springer,“ rief der Alte, „das ist bei uns Tirolern nicht der Brauch, daß man den Leuten Eins von der Seiten anhängt und sich dann aus dem Staub macht. Da bleibst ... und gehst nicht eher von der Stell', bis Du sagst, was das heißen soll! Was unterstehst Du Dich, von unserer Frau Herzogin zu sagen?“

„Ich?“ rief der erschreckte Italiener, der sich vergebens loszuwinden suchte. „Per dio, ik sage gar nichts — aber man sagt! Die Leute sagen! Ik wiederhole nur, was ik habe gehört, hier und dort ...“

„Und was hast Du gehört?“

„Ma perché haltet Ihr mich so fest, Signor? Es ist nicht meine Schuld, wenn die Leute sagen, die Herzogin Claudia sei des Wittwenstandes überdrüssig, sie sei sehr zugeneigt ... inamorata zu einem schönen jungen Cavaliere von ihrem Hofe ...“

„Hund von einem Kerl!“ rief der Alte, von dem drohenden Gemurre der Umstehenden begleitet, „Du unterstehst Dich, so was von der Frau Herzogin zu sagen? Du willst unsere Landesfürstin verläumden?“

„Schlag' ihn nieder, Sixtenbauer,“ rief Einer aus der Umgebung, „der Lump ist das Hängen nicht werth!“

Dem Welschen schien durch die Gefahr der Muth zu wachsen, denn er riß sich von dem Alten los, der nicht übel Lust zu haben schien, der erhaltenen Aufforderung nachzukommen. „Was fällt Euch ein, Ihr Leute,“ schrie er, „mich wegen dessen zu mißhandeln, was ich Andern nachsage! Kann ich dafür, wenn Ihr noch nichts gehört habt von dem schönen Signor Cancellario Eurer Frau Herzogin!“

„Das ist Dein Letztes, Du Schandmaul!“ rief Einer

der Tiroler, indem er ihn wieder ergriff. Im Augenblick warfen sich Mehrere auf ihn, er wurde sehr unsanft hin und her gezogen und gezerrt und würde ohne Zweifel schwer mißhandelt worden sein, wenn nicht der junge Kriegsmann dazwischen gesprungen wäre. „Halt, Ihr Männer,“ rief er, „das ist nicht das Rechte, wenn Ihr ihn durchwalkt und dann laufen laßt. Was liegt daran, was ein solcher Mensch von Frau Claudia sagt? Das thut ihr nicht so viel als wenn Euch ein unsanfter Windstoß um die Nase fährt — es ist unangenehm, aber es schadet nicht! Ich wette meinen Kopf, der Italiener sagt das nicht aus sich selbst, es kommt mir so recht wie ein angelegter und abgekarteter Handel vor — sorgt dafür, daß das untersucht wird und daß die rechten Leute ihm ein bischen auf den Zahn fühlen. Führt ihn weg und übergebt ihn der Wache, bis die Herzogin kommt, dann können ihre Räthe sondiren, was hinter der Geschichte steckt!“

Dem Italiener war dieser Vorschlag sichtlich unangenehm; er zuckte zusammen und schoß einen wüthenden Seitenblick auf den Sprechenden. Die Bauern standen eine Weile und schienen unschlüssig, als sich der Passeyrer hindurch drängte und ihren Zweifel entschied. „Der Soldat hat Recht, Ihr Männer!“ rief er. „Führt den Wällischen an's Thor von der Klausen und übergebt ihn dem Kommandanten. Es steckt was dahinter und wenn die Herren kommen, werden sie's wohl auseinander klauben!“

„Bist Du da, Schildhofer?“ sagte der Sixtenbauer. „Na, wenn Du das sagst, soll's auch so sein, Du verstehst Dich auf die Sach'. Packt's an, Leuteln,“ sagte er dann zu den Andern, „führt's den Sprecher in die Klausen, sie sollen ihn aufheben, bis die Herren kommen!“

Während ein paar handfeste Köhler und Holzknechte den Welschen packten und mehr weiter trugen als führten, war der Soldat vor den Passeyrer getreten und rief, ihm freudig die Hand entgegenstreckend: „Grüß Euch Gott, Vater Schildhofer! Nun, das ist eine Freude, die ich mir nicht erwartet hätte! Ich glaube, das ist ein gutes Zeichen für mich, daß Ihr unter den Ersten seid, die mir an der Tiroler Gränz' begegnen!"

Der Passeyrer machte sich mit beiden Händen an seinem breiten Hosenträger zu schaffen und schien die zum Einschlagen dargebotene Hand gar nicht zu bemerken. „Ich weiß nit," sagte er, den Soldaten bedeutsam anblickend, „ob der Glauben nicht ein Aberglauben ist! Es wird wohl darauf ankommen, mein' ich, was Dich nach Tirol zurückführt, Hartmann!"

„Ihr wollt mir nicht die Hand geben zum Grüß' Gott?" entgegnete dieser. „Seid Ihr mir also immer noch gram? Aber ich denke, ich kenne Euch und Eure Art besser, Ihr seid lange nicht so schlimm, als Ihr wild darein schaut — d'rum sollt Ihr's auch ohne Handschlag erfahren, warum ich wieder da bin. Zwar könnt' es Euch der steife Arm da von selber sagen ... die Bouquoy-Dragoner haben mich nicht gefragt, als sie mir statt des Setzhackens den Säbel in die Hand gaben und so hat man mich auch nicht gefragt, als man mir den Laufpaß gab. Nun muß ich wohl oder übel zum Setzhacken greifen, und da will ich mein Glück wieder in Innsbruck versuchen ..."

„Wird nit feinlich stark sein, das Glück!" sagte Schildhofer. „Bei uns in Tirol ist die Bücherleserei nicht der Brauch, da haben die Drucker auch viel Feierabend. Soll mir aber lieb sein, wenn Du was vor Dich bringst — 's

wird Dir auch nicht fehlen, wenn Du unter den Dragonern der alte Hartmann geblieben bist ... bis auf Eins! Du verstehst mich schon."

Dem Soldaten flog ein leichtes Roth über das Gesicht, er machte eine hastige Bewegung, als wollte er etwas erwiedern; als er aber sah, daß Schildhofer sich bereits abgewendet und ein Gespräch mit dem alten Innthaler begonnen hatte, unterließ er es. Sein Gesicht nahm die dunklere Röthe des Zornes an, unmuthig preßte er die Unterlippe zwischen die Zähne, wandte sich ebenfalls kurz und entschieden ab und verschwand unter der Menge.

Inzwischen und während der Abführung des lästernden Italieners waren die Landleute wieder an ihre Plätze zurückgekehrt und ergingen sich laut und noch ziemlich unwirsch im Gespräche über den Gefangenen und über den Inhalt seiner Schmähungen. „Laßt Euch das Gered' nicht anfechten, Leut'!" sagte Schildhofer, in seinem Gespräche mit dem Alten fortfahrend, doch so daß seine Worte auch an die Uebrigen gerichtet und ihnen verständlich waren. „Das sind Alles nur ausstudirte Finten. Die Frau Herzogin hat an ganz andere Sachen zu denken, an ihre Kinderln und an's Land Tirol und was der Wällische gesagt hat, ist nur das boshafte Wesen von Leuten, denen der Kanzler ein Dorn im Aug' ist, weil er nicht in ihr Horn blast und sie ihm neidisch sind um seinen Platz und um das Vertrauen, das ihm die Herzogin schenkt."

„Kann mir's denken," erwiederte der greise Innthaler; „solche Vögel gibt's überall: Diebsvolk, das nur auf's Stehlen aus ist, aber dabei den ganzen Tag fort schreit, wie die Spatzen auf meinen Kirschbäumen. Aber wer ist

der Kanzler, dem's gilt? Ich mein' alleweil, es sind mehr Leut' in 'Spruck drinnen, die sich so schimpfen lassen."

„Freilich," lachte Schildhofer entgegen, „Kanzler gibt's Dir in der Stadt nach der schweren Meng' — wirkliche und Vize- und was sonst noch... Unser Eins, weißt, merkt sich die Titulaturen nicht. Aber der, auf den sie's gemünzt haben, der ist der oberste von Allen, der Kanzler im Staatsrath und der Nächste nach der Frau Herzogin!"

„Dann ist er woltern (freilich) ein großes Thier! Wie heißt er? Ist's ein Tiroler? Du mußt ja das Alles wissen, Schildhofer, Du gehörst ja auch zu den großen Herren und wer weiß, ob sie Dich nit auch noch einmal zu einem solchen Vize machen!"

„Ich mein' alleweil, das werden's wohl bleiben lassen," antwortete Schildhofer. „Ich könnt's auch nit annehmen, außer wenn Du mein Sekretari werden wollt'st, denn nachher wär' ich aufgericht'!"

Alles lachte; der Alte bot ihm die Hand und rief: „Nichts für ungut, Schildhofer, wir kennen uns ja!" worauf dieser kräftig in die dargebotene Hand einschlug. „Allemal, Sirtenbauer," sagte er, „wir Zwei fangen keinen neuen Brauch mehr an! Der Kanzler aber, von dem wir reden, heißt Wilhelm Biener und ist kein Tiroler, sondern wenn ich recht hab' läuten hören, droben aus der obern Pfalz daheim. Er ist erst geheimer Rath gewesen, in Wien beim Kaiser Ferdinand; der hat ihn dann empfohlen an seinen Bruder, unsern lieben seligen Herzog Leopold, und so ist er hereingekommen zu uns, in's Tirol. Der Herzog war auch gar wohl zufrieden mit ihm, und wie er fortgemußt hat, mitten in seinen schönsten Jahren ... Ihr wißt's ja Alle noch, als wenn's gestern gewesen

wär'! ... Da hat er noch auf dem Todbett zu seiner Frau gesagt, der Biener sei sein treuester Diener gewesen und sein bester Freund, und wenn sie einmal einen offenherzigen guten Rath braucht und ein treues Gemüth und eine sichere Hand, dann sollt' sie sich auf den Biener verlassen, und sie wird nicht verlassen sein! — Und die Frau Claudia hat sich daran gehalten in ihrem traurigen Wittibstand und hält den Kanzler Biener in gar hohen Ehren und das ist, was die andern Neidnickel nit vertragen können!"

„D'rum spintisiren sie solche Sachen aus, die Fickermenter!" entgegnete der Alte. „Aber soll mir noch einmal Einer kommen, der soll sich wundern, wie der Sirtenbauer ihm heimleuchten will! Vielleicht bringen sie aus dem Wällischen heraus, wer ihn angestiftet hat!"

„Ich wollt's wünschen," rief Schildhofer, „dann wär' der Frau Herzogin viel Sorg' und Kummer erspart, und sie hat davon schon genug gehabt ihr Leben lang!"

„Hab' auch schon so Manches davon gehört, aber niemals so das Rechte und das Ganze. Du könntest uns alleweil davon erzählen, was Du weißt!"

Der Passeyrer blickte nach der innern Thalseite hin, auf die schmale Straße, die sich zwischen den Bergen fortzog. „Es ist noch nichts zu sehen von dem Zug," sagte er dann, „also haben wir noch Zeit. Rück' zu, Sirtenbauer, ich will Euch erzählen, was ich von der Herzogin Claudia weiß."

Er nahm neben dem Alten Platz, der aus seinem Glase nippte und es ihm dann hinhielt. „Ich bring' Dir's, Schildhofer," sagte er, „thu' mir erst ordentlich Bescheid; das Reden geht besser, wenn die Gurgel eingefeucht' ist!"

Schildhofer trank bedächtig und begann dann.

„Eh' ich von der Frau Herzogin erzähle, muß ich's machen wie der Kuckuck und muß von mir selber anfangen; aber was ich weiß, das ist Alles so absonderlich, daß Ihr mir's kaum glauben würdet, wenn ich's nicht von der Frau Herzogin selber wüßt'. Und damit Euch das einleucht', muß ich zuerst sagen, wie ich an's Hoflager gekommen bin und warum ich noch da bin ... Im Passeyerthal, auf den Halden herum und an der Passer hinauf, da liegen die eilf Schildhöfe — sind zwar nur Bauernhäuser wie die andern, aber gemauert und fest wie kleine Schlösser. Es sind gar alte Lehen und ist ein uraltes Recht und Herkommen, daß die auf den Schildhöfen sitzen, den Hofdienst machen beim Grafen von Tirol, und seine Leibwache sind, wann's gegen den Feind geht. Ich bin daheim auf einem von den Schildhöfen, da wo es gegen die Jaufenburg hinauf geht, und wie vor fünf Jahren die Kreidenfeuer zu brennen angefangen haben auf den Bergen rund herum, da hab' ich auch die Räder geputzt und eingeschmiert an meiner Donnerbüchs und hab' mich zum Landsturm gestellt."

„Weiß wohl," schaltete der Sirtenbauer ein, „das war dazumal, wie es hieß, die Bündnerischen seien mit den Franzosen heimlich einverstanden und wollten sie herein lassen in's Veltlin und in's Vintschgau ..."

„Und wie zugleich," begann der Passeyrer wieder, „die Schweden von zwei Seiten her im Anzug waren, der Horn von Constanz her aus dem Schwäbischen und der wüthige Wrangel durch's Bayerlandl auf die Scharnitz zu. Da hat's gegolten, Ihr Leut', und war Alles in großer Sorg', denn der Herzog Leopold war kurz zuvor und plötzlich gestorben zu Schwaz und war die Landesregierung in der

Hand von einer jungen Wittib, die vom Krieg und Kriegswesen nicht viel gehört haben mocht' ihr Lebtag, und sich vor Trauer nicht zu fassen wußte mit ihren unmündigen fünf Waislein. Bin selbiges Mal gerade in Innsbruck eingerückt mit dem Zuzug und weiß es noch wie heut', wie wir in der Reihe aufgestellt gestanden sind im innern Hofe der Burg, denn die Residenz zur Ruhelust war abgebrannt wenige Monate vorher und lag noch in Schutt und Trümmern da. Da kam die Frau Claudia die große Stiege herab mit dem Landfeldobersten, den Kriegsverordneten und etlichen von ihren Räthen und sollte Musterung halten. Da hab' ich sie zuerst gesehen, und war es mir zuerst sonderbar vorgekommen, daß eine Frau uns mustern und uns befehlen sollt', so war die Verwunderung gleich vorbei, wie ich sie selber sah. Sie war sehr blaß und man sah es ihr an den Augen an, daß sie viel geweint hatte, aber sie ging Euch so fest und aufrecht daher, wie nochmal eine Herzogin; ihre großen dunklen Augen blitzten nur so über uns hin, und man glaubte ihr's wohl, daß sie den Harnisch über dem schwarzen Trauergewande nicht zum Spott anhatte. An der Hand hat sie den ältesten Prinzen geführt, ein Bübel von sechs Jahren; den hat sie auf den Arm genommen und ist damit vor uns hingetreten. ‚Tiroler,‘ hat sie gesagt, ‚Tiroler — der Bub' hat keinen Vater mehr! In seiner schweren Sterbstund' hat er mir den Buben hingereicht und hat gesagt: Sei getröst', Claudia, die Tiroler verlassen Dich und ihren künftigen Grafen nicht — jetzt bin ich da und will Euch fragen, ob Ihr Euren seligen Herzog Lügen strafen wollt!‘“

„Sakra!“ sagte der Sixtenbauer, indem er den Schnurrbart drehte, der mitsammt der Oberlippe vor Rührung

zuckte. „Das hätt' ich hören mögen! Werdet's Euch nit lang b'sonnen und Ja gesagt haben!"

„Ob wir Ja gesagt haben!" rief Schildhofer. „Den Meisten sind die helllichten Zähern über die Backen und in den Bart gelaufen, und wir haben geschrie'n, daß die Berge gehallt haben: Vivat, es lebe Herzogin Claudia! Vivat, es lebe Ferdinand Karl, der junge Graf von Tirol!"

Während die Zuhörer ihrer Bewegung durch Ausruf und Geberde Luft machten, schlürfte Schildhofer aus dem dargebotenen Glase des Nachbars und fuhr dann fort: „Die Mutter und das Bübel sind dann zu uns hin und haben unterschiedlich mit uns gered't und uns die Hand gegeben und noch am selben Abend sind wir über den Zierl hereinmarschirt in die Scharnitz, die Frau Herzogin mit uns. Damals hat's da herinnen nit so ausg'schaut wie heut'; damals ist noch nichts da g'standen wie ein kleines Schanzl. Das Karbendelthal und die Leutascher Ach haben damals noch zum Freysinger-Stift gehört und es hat wohl Beißen gebraucht, bis der Zugang von den zwei Seiten mit einem Verhau vermacht war, über den die Schweden es wohl sollten bleiben lassen, hereinzusteigen. Freilich jetzt ist's getandelt gegen damals! Wie der Bischof von Freising hat Reißaus nehmen müssen vor den Schweden, hat er das Karbendelthal und die Leutasch gern hergegeben für ein ordentliches Reisegeld und nun soll ein Feind kommen und soll das Plätzl suchen, wo er sich nicht den Kopf einrennt! Also — wie wir dazumal in den Scharnitzer Wald hereingekommen sind, haben wir uns an den Höhen und in den Schluchten aufgestellt, Frau Claudia alleweil mitten unter uns, recht wie ein couragirter und richtiger Feldhauptmann!"

„Ich hätt' dabei sein mögen," schaltete der Sixtenbauer ein, „wir sind derweil' um Kopfstein herum müßig gestanden und haben die harte Wart gehabt."

„Darüber haben wir nit klagen können. Wir waren kaum fertig mit dem Verhack und haben kaum etliche Bäum' und Stein zusammengeschleppt gehabt auf der Höh', da sind unsere Vorposten schon eilig hereingekommen und haben die Schweden angesagt. Waren auch gar bald da und sind in den blauen Röcken recht stattlich anmarschirt gekommen. Wir haben uns still gehalten wie die Mäuseln und die Schweden mochten vielleicht nicht glauben, daß sie eine so starke Besatzung treffen würden und so ließen wir sie, wie gerade der Abend anfing zu dämmern, bis an das Verhack herankommen. Da ging der Tanz los! Wie sie sich grade dran machten, zu stürmen, haben wir hinter ihnen schnell ein paar tüchtige Bäume quer hinunterfallen lassen — da war die ganze Schaar in der Mitte eingekeilt und jetzt sind auf allen Höhen und auf den Schanzen die Feuer und die Fackeln angegangen und das Schießen von allen Seiten. Ich muß sagen, was wahr ist, die Schweden sind wohl einen Augenblick dagestanden, wie zertrellt, aber sie haben nicht viel Lärmen gemacht und haben ausgehalten wie die Mauern. Erst wie der kleine Weckauf, den wir bei uns hatten, die Kugeln so recht mitten unter sie hineingeschmettert hat, sind sie langsam, Schritt vor Schritt und ohne sich umzuwenden, rückwärts gegangen. Jetzt war's Zeit! Durch die Nacht hört' man plötzlich über das Schießen und Schreien eine Stimme, die schreit — Laßts los! Da hau'n die Unsern mit der Hacken das Seil durch, das die Last festgehalten hat, und als wenn die Berge einfallen thäten, sind die Mordsbäum' und die Felsentrümmer, groß

wie die Hüthäuser, in den Engpaß 'runter g'stürzt — einen Augenblick hast durch das Krachen durch ein wildes G'schrei gehört, dann aber ist's auf Einen Schlag still 'worden, so schauderlich still, daß unsre Leut' droben die Hüt' ab'zogen haben und haben ein Vaterunser gebet't für das arme Kriegsvolk, das zermalmt und zerschmettert unter den Felsen g'legen ist . . ."

„Im Tod hört alle Feindschaft auf!" sagte der Alte, indem er sich bekreuzte und ein paar Worte andächtig vor sich hin sprach. Mancher von den Umstehenden hatte den Hut gelüftet, als wolle er mitbeten für die unglücklichen Schweden.

„Ich bin nit weit weg davon g'standen," sagte Schildhofer nach einer Pause, „als Salvaguardi bei der Frau Herzogin, die sich's nicht hat ausreden lassen, mit unter den Vordersten zu sein. Wär' auch bald übel aus'gangen die Geschicht'! Wie das Seil ab war und die Bäum' und Felsen fangen an, herunter zu stürzen, schau' ich so in die Höh' und seh', daß gerad' so ein zwanzig Schuh ober uns ein Felsblock aus der Richtung gekommen ist und im nächsten Augenblick auf uns herunterrollen und uns Alle zerschmettern oder mit hinunterwerfen muß zu den Schweden . . . Da ist keine Zeit mehr gewesen zum Besinnen! Schreien hätt' auch nit viel g'nutzt, also hab' ich mich kurz gefaßt . . . ich stürz' vor, pack' die Frau Herzogin um den Leib und spring' mit ihr in eine kleine Schlucht hinein, die daneben angeht, und reiß' sie mit mir auf den Boden nieder. 'S war die höchste Zeit — eh' Du hättest Amen sagen können, war der Felsblock schon da, und ist richtig auf den nämlichen Platz, wo die Frau Herzogin g'standen war, aufgeschlagen und von da in Einem Preller

gerad' über uns weg in die Tiefen g'sprungen. Ist uns also nichts zu Leid geschehen, aber Einen von uns, den Hutter-Franz von Sankt Martin, ein braves Bürschel mit einem richtigen Tiroler-Gemüth, hat das Steindl mitgenommen und hinuntergelegt, daß er das Aufsteh'n vergessen hat . . . Hab' dann die Frau Claudia wieder feinlich herausgehoben aus der Schlucht und mich woltern entschuldigt, daß ich sie so grob hab' anfassen müssen — aber sie hat mich nit reden lassen, sondern hat mir die Hand 'geben und mir für ihr Leben gedankt. Sie ist auch fest darauf bestanden, daß ich alleweil bei ihr bleiben sollt', weil sie gesehen hätt', daß ich Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hätt' und sie gern eine treue Seel' um sich haben möcht'. Mir war daheim mein Weib gestorben; so hat mich nichts abg'halten, ich hab' den Hof meinem Bruder übergeben, hab' mein Mädel, die Afra, mit hineingenommen nach Innsbruck und so bin ich halt auch geblieben, wie der Landsturm wieder auseinander'gangen ist. Die Frau Herzogin aber haltet von der Zeit ein großes Stück auf mich und red't oft mit mir ganz vertraulich, wie mit Ihres Gleichen und auf die Weis' hab' ich von ihr selber erfahren, wie's ihr schon gegangen ist ihr Lebtag."

„Schnauf' aus, Schildhofer," rief der Sixtenbauer, „mach' einen tüchtigen Zug und weil Du doch schon im Erzählen drinnen bist, mußt Du uns schon auch noch zum Besten geben, was Du von der Lebensgeschichte der Frau Herzogin weißt!"

Der Passeyrer stand auf und blickte nach der von Seefeld herauffführenden Straße hin. „Wird sich nicht mehr machen lassen für heut'," sagte er dann, „denn dort sprengen

ein paar Reiter heran, da wird wohl auch die Frau Herzogin nicht mehr lang auf sich warten lassen."

Das Herannahen der Reiter war bereits von Andern ebenfalls bemerkt worden und brachte auf einmal Leben und hastige Bewegung in die ganze Versammlung. Alles erhob sich und beseitigte die Wein-Neigen in den Gläsern so rasch als möglich, um sich näher an die Straße und an die Befestigungswerke zu postiren, von wo die erwarteten hohen Personen kommen und wo die Feierlichkeiten stattfinden sollten.

Die Reiter kamen indessen näher; es waren vier Männer, drei davon durch die Kleidung und deren Farben als Diener des herzoglichen Hauses bezeichnet, der Dritte weit voraus auf prachtvollem Roß — in Erscheinung und Ausdruck eine Gebieter-Gestalt. Es war ein hoher Mann mit breiter schön gewölbter Stirn, welche überraschend sichtbar wurde, als er im Heranreiten zum Danke für die ihm hie und da zugerufenen Grüße den hohen spanischen Hut mit der gefiederten Krämpe abnahm. Langes Haar von kräftigem Dunkelbraun fiel in leichten Locken auf den ausgeschlagenen Spitzenkragen und den gestickten violettenen Sammtmantel herab, der um die Schultern flog. Ueber der angenehm gebogenen Nase blitzten ein paar rasche und durchdringende Augen; der in trotzigem Selbstgefühl leicht aufgeworfene Mund schien an's Befehlen gewohnt zu sein, und ein scharfer Zug um denselben, der dem sonst gewinnenden Lächeln einen etwas spöttischen Ausdruck gab, ließ vermuthen, daß das gerechte Selbstgefühl von hochmüthiger Ueberhebung nicht frei war.

In der Nähe der Volksmenge angekommen, hielt der Reiter den Lauf seines dampfenden Thieres an und ritt

langsam unter stetem Grüßen dem Eingange der Festungswerke zu, deren Besatzung durch sein Erscheinen ebenfalls in Bewegung gerathen war und sich gruppenweise zum Empfange der Landesfürstin bereit stellte.

Auch Schildhofer war mit dem Sixtenbauer hinzugetreten und hatte diesem, sobald man im Stande war, den heransprengenden Reiter zu erkennen, zugerufen. „Das trifft sich eben gut,“ sagte er, „das ist der Mann, von dem wir vorhin gesprochen haben; das ist Herr Biener, der Staatsraths- und Regiments-Kanzler und vertraute Rathgeber der Frau Herzogin.“

Der alte Bauer betrachtete bedächtig den Kanzler, der eben an Beiden vorbei ritt und dem Passeyrer einen herablassenden Gruß zunickte. „Das ist freilich ein stattlicher Herr,“ sagte er dann, „und ein sauberer dazu — da ist's zu begreifen, wenn die bösen Mäuler zu reden wissen. Aber ich hätt' ihn eher für einen Fürsten oder Kriegs-Obristen gehalten, als für einen Federhelden und Papier-Verderber!“

„Wer weiß,“ lachte Schildhofer, indem er mit dem Alten der Strömung gegen die Festung folgte, „wer weiß, ob er da nicht auch an seinem Platz gewesen wäre! Das Zeug hat er zu dem Einen wie zum Andern!“

Inzwischen war Kanzler Biener am Thore der Scharnitzerklause angekommen und hatte dem ehrerbietig salutirenden Commandanten angezeigt, daß die durchlauchtigste Frau Erzherzogin mit Begleitung ihm auf dem Fuße nachfolge. Dieser entfernte sich eilig, um seine letzten Anordnungen zu treffen, die Soldaten traten in Reih' und Glied und die Kanoniere standen mit brennenden Lunten an den Stücken. In der Ferne wurden bereits Staubwolken auf

der Straße sichtbar und verkündeten die Ankunft der Hof-Wagen.

Jetzt trat der wachhabende Cornet vor Biener, der abgestiegen war, sein Roß einem Diener übergeben hatte und nun die Ankunft der Gebieterin erwartete. Es war eine gewöhnlich aussehende gedrungene Gestalt mit unschön zusammengedrücktem und verschobenem Gesicht, zu welchem der blanke Helm und der dunkle Lederkoller etwas befremdlich standen. „Euer Excellenz," begann er mit besonderer Unterwürfigkeit, „habe zu vermelden, daß soeben ein Malefikant eingebracht und mir bis zur Ankunft Euer Excellenz mandirt worden ist. Befehlen, was mit dem Burschen geschehen soll."

„Wer ist der Mensch?" fragte der Kanzler gleichgiltig. „Weßhalb hat man ihn verhaftet?"

„Er nennt sich Marello," erwiederte der Cornet, „und hat hochverrätherische Reden geführt über Ihre Durchlaucht die Frau Erzherzogin und über Euer Excellenz."

„Sonst nichts?" antwortete Biener mit dem vollsten Ausdruck seiner Würde. „Ihre erzfürstliche Durchlaucht stehen so hoch, daß das verläumderische Gerede eines Vagabunden sie so wenig berührt als es die Sonne verdunkeln kann und was er über mich gesagt haben mag, ist ihm verziehen. Man soll dem Kerl mit dem Staupbesen drohen, falls er wiederkommen wollte, und soll ihn über die Gränze jagen!"

Der Cornet schien einen solchen Bescheid nicht erwartet zu haben, er stand unbeweglich und sichtbar verduzt.

„Nun," rief ihn Biener herrisch an, „was zögert Er, Cornet? Hat Er mich nicht verstanden?"

„Vollkommen, Excellenz," erwiederte dieser, „aber ich meinte nur..."

„Er hat nichts zu meinen!" war die rasche und fast heftige Antwort. „Er hat zu gehorchen. Das Fest soll durch nichts gestört oder beeinträchtigt werden; also nochmal fort mit dem Burschen! Nun?" rief er mit spöttischem Lachen, als er sah, daß der Cornet noch immer sich nicht zu gehen anschickte. „Hat Er noch Zweifel?"

„Solches würde sich für mich nicht geziemen," entgegnete der Angeredete, „ich wage es nur, Ew. Excellenz aufmerksam zu machen, daß man bei der Verhaftung von der Erwartung ausgegangen zu sein scheint, durch Verhör und Untersuchung allenfalls die Quellen und Anstifter zu entdecken!..."

„Sein Name, Cornet?" fragte der Kanzler, indem sein Auge durchbohrend auf dem Soldaten ruhte, der halb verwirrt auf die unerwartete Zwischenfrage antwortete.

„Georg Neuhaus, Cornet in Ihro landesfürstlichen Durchlaucht neu errichtetem Fuß-Regiment Neu-Arch."

„Ich frage nur," fuhr Biener fort, „um mich an Seinen Namen zu erinnern, wenn einmal irgendwo ein Posten als Gefangenwächter oder Eisenmeister vakant wird. Er scheint besondere Lust zu dem Geschäft zu haben... Indessen aber kein Wort mehr: ich kenne das Nest der Otternbrut recht gut, wenn ich es auch noch nicht aufgestört habe; in keinem Fall bedarf ich dazu die verdächtige Aussage eines Landläufers. Also fort mit ihm über die Gränze!"

Der Cornet war bei Biener's höhnischen Worten bis in die Lippen hinein blaß geworden und vermochte nichts zu erwiedern. Dieser hatte es nicht bemerkt und wendete sich der Straße zu, auf welcher der fürstliche Wagenzug

schon ganz nahe gekommen war. Eine Sekunde lang stand Neuhaus noch wie angewurzelt, dann murmelte er ein paar unverständliche Worte vor sich hin und trat rasch zu seinem Wachposten.

Unmittelbar vor dem Thore des mittlern Festungswerkes war ein breiter Raum frei gelassen und nach drei Seiten von Soldaten umstellt. In diesem sollte die eigentliche Feierlichkeit der Einweihung stattfinden; gegenüber stieg das stattliche Marmorportal mit Säulen und schöner Frontspitze empor, mit Gewinden von Tannenzweigen bekränzt und von weiß und rothen Wimpeln umwallt. Das Giebelfeld war durch ein weites blähendes Tuch verhüllt und schien den Kern der Festlichkeit zu enthalten. Der Boden war leicht mit ungehobelten Tannenbrettern verdeckt und darüber Teppiche gebreitet. Ein erhöhter mit rothem Sammt bekleideter Sitz unter einer Art von offenem kriegerischem Zelt bezeichnete die Stelle, welche für die Erzherzogin bereitet war.

Jetzt hielten die ersten Wagen und das Volk drängte hinzu, um die aussteigenden Herrschaften möglichst nahe in Augenschein nehmen zu können. Der Sixtenbauer stand mit Schildhofer an einem etwas erhöhten Punkte, von welchem aus der ganze Platz übersehen werden konnte. „Das sind die Herren vom Landesregiment und von der Kammer!“ flüsterte Schildhofer seinem Nachbar zu. „Ich kenne sie auch nicht alle, aber der ehrwürdige alte Herr dort im schwarzen Sammetmantel, das ist Graf Berchtold von Wolkenstein, der Regimentspräsident, und der große Breite neben ihm mit dem blassen Gesicht und dem röthchen Knebelbart ist der Kammerpräsident Herr Gröbner von Wolfsthurm.“

„Und wer ist der Dicke mit dem rothen Gesicht, der fast mühselig aus dem zweiten Wagen steigt?“ fragte der Sirtenbauer. „Der scheint auch nicht der Letzte zu sein, wenn's zur Tafel geht.“

„Errathen, Landsmann. Der edle Herr Schmauß von Angerzell und Kolbenthurm ist dafür bekannt, daß ihm kein schlechter Bissen schmeckt.“

„Desto ausgehungerter schaut der schwarzgelbe Herr aus, dort im rothen Mantel neben dem geistlichen Herrn im dritten Wagen. Kennst Du den?“

„Das wollt' ich meinen!“ erwiederte Schildhofer. „Der ist gar ein großes Thier am Hof und bildet sich noch zehnmal mehr ein, als er ist. Es ist ein Italiener, Graf Montecuculi, der Obersthofmeister der Frau Herzogin ... Den läßt der Hochmuth nicht fett werden und der Neid.“

„Und der geistliche Herr mit dem rothen Kragen und dem Kreuze darauf, das so funkelt?“

„Das ist der hochwürdigste Herr Josua Perkhofer, der Weihbischof von Brixen, der sich eigens die Ehr' ausgebeten hat, daß er den neuen Paß einweihen darf. Die zwei neben ihm werden wohl seine Gesellpriester sein ...“

Lautes anhaltendes Lebehoch-Rufen und der Donner der Geschütze unterbrach das Gespräch. Es galt die Begrüßung der Erzherzogin Claudia, die eben in einem etwas schwerfälligen, aber reich vergoldeten und verzierten Staatswagen herangeflogen kam. In einem zweiten saßen die Frauen der Herzogin. Als die Wagen hielten, schwenkten die Panzerreiter, welche als Eskorte vor und hinter denselben geritten waren, rechts und links ab und bildeten eine stattliche Spalier, zwischen welcher sich der Eingang auf den Festplatz öffnete. Während die Diener damit be-

schäftigt waren, das über dem Schreien und Schießen erschreckte und sich bäumende Sechsgespann zur Ruhe zu bringen, hatte sich der Hofstaat mit den Würdenträgern im Halbkreise versammelt und trat der Gebieterin entgegen.

Herzlich und anhaltend war der Zuruf der Landleute, als die Wagen erschienen waren — er wuchs zu einem wahren Sturm und schien nicht enden zu wollen, als Graf Montecuculi den Schlag unterwürfig geöffnet hatte und nun die verehrte Fürstin, Allen sichtbar, hervortrat.

Claudia Felizitas von Medicis stand in der vollsten Blüthe reifender Frauenschönheit und machte durch die Hoheit und Anmuth ihrer Erscheinung einen gebieterisch gewinnenden Eindruck. Man sah es der weißen fleckenlosen Stirn unter dem bauschigen durchsichtigen Schleier und dem juwelenblitzenden Diadem kaum an, daß die rauhe Hand eines stürmevollen Lebens schon den Erstlingsduft der Jugend von ihr verwischt hatte, — vielmehr vereinigte sich der darüber gehauchte fast gramvolle Ernst mit dem feuchten Feuerglanze der schwärmerisch dunklen sehnsüchtigen Augen zu jenem eigenthümlichen Reiz, der über einem ruhig zwischen Wäldern hingebreiteten Bergsee liegt und Verlangen erweckt nach dem wunderbaren Geheimniß seiner Tiefen. Um den weichen schön geschwellten Mund floß ein Lächeln voll Herzensgüte, während die ganze feingebaute und doch füllreiche Gestalt durch Haltung und Bewegung erkennen ließ, daß das gütige Herz im Busen einer Fürstin schlug, die Hoheit und Pflicht sehr wohl kannte und zu wahren wußte. Die Trauerfarben, welche sie sonst seit dem Tode des geliebten Gatten zu dessen treuem Gedächtniß zu tragen pflegte, waren heute um ein reiches Kleid von rothem geschnittenem Sammt vertauscht, das, bedeckt

von schimmernder Silberstickerei, über die schlanken Hüften faltig niederfloß und in einer weiten Schleppe endete, um den Busen aber enganschließend sich in ein durchsichtiges Gewebe der feinsten und zartesten Spitzen verlor.

Als die Fürstin den Wagen verlassen hatte, blieb sie einen Augenblick stehen und blickte mit sichtbarem wohlwollendem Vergnügen über die Schaaren des sich herandrängenden Volkes hin, dessen Zurufen und Hutschwenken nicht nachlassen wollte. Sie nickte lächelnd nach allen Seiten, erwiederte die Grüße mit einer leichten ungemein anmuthigen Handbewegung und rief im reinsten Deutsch, dem nur hie und da ein fremdartiger Ton anzuhören war: „Ich dank' Euch, meine lieben Tiroler, und geb' Euch miteinander ein herzliches Grüß' Gott zurück!"

Während dessen war auch der Erbprinz, ein hübscher blonder Knabe von etwa zwölf Jahren, aus dem Wagen gestiegen, gefolgt von seinem Hofmeister Freiherrn von Romi; die Damen waren hinzugetreten und bildeten einen strahlenden Kreis um die Fürstin, der aber nur dazu diente, den eigenen Glanz und die Schönheit derselben zu erhöhen.

Jetzt trat Graf Montecuculi mit der Meldung heran, daß Alles zum Beginne der Feierlichkeit bereit sei. Der schimmernde Zug setzte sich gegen den Festplatz langsam in Bewegung; von der entgegengesetzten Seite aus dem Innern der Festungswerke erschien der Brixener-Weihbischof im vollen Ornat, umgeben von zahlreicher Geistlichkeit und dem Sänger-Chor der landesfürstlichen Kapelle, der sich in den innern Räumen versammelt und bereit gehalten hatte.

Unter dem halb ehrfurchtsvollen, halb andächtigen Flüstern des Volks schritt Erzherzogin Claudia der Estrade zu,

hinter sich ihre Frauen und einen in die Landesfarben gekleideten Pagen, der ihr die Schleppe trug. Unmittelbar hinter ihr folgte der kleine Erbprinz Ferdinand Karl, links von seinem Erzieher, rechts von einem eisgrauen und altersgebückten Manne in schwarzer geistlicher Ordenstracht geleitet; es war der Beichtvater der Herzogin, Pater Malaspina von der Gesellschaft Jesu. An diese reihten sich die Hofleute und hohen Würdenträger, Alle überragt und verdunkelt von der Hoheit und Herrschermiene des Staatskanzlers.

Als Claudia sich unter dem Thronzelte niedergelassen hatte, begann die Feierlichkeit. Mit mächtiger klangvoller Stimme intonirte der Weihbischof die gebräuchlichen Gebete und Formeln, in feierlichem Chore von den Tönen einer tragbaren Orgel und dem Gesange der Kapelle erwiedert. Weich und süß schwebten die ernstschmeichelnden Töne empor wie die Wolken des Weihrauchs aus den geschwungenen Rauchfässern; die klaren Silberkehlen verriethen, daß die schöne Herzogin aus der welschen Heimath mit der Liebe für Musik und Gesang auch die Sänger und Castraten mitgebracht hatte. Dann sprengte der Bischof mit dem Wedel Weihwasser über das Festungswerk und sprach mit kreuzweise erhobener Hand den Segen und das Schlußgebet. Das Letztere wurde mit erhöhter Stimme und zur allgemeinen Verständlichkeit in deutscher Sprache gesprochen.

„Allmächtiger, ewiger Gott," rief der Bischof mit Salbung, „der Du die Kraft David's erwählet zu Deinem Rüstzeug wider die Philister! Der Du Berge baust um Jerusalem her und einen unwiderstehlichen Wall rund um Dein Volk, laß Deinen Segen herniedersteigen auf diese

Mauern, die wir erbaut haben zu Schutz und Schirm des Unsrigen, vor Allem aber Dir zu Ehr' und Preis, damit Deine ewige alleinwahre Lehre rein und unverfälscht bewahrt bleibe in dieser Zuflucht Deiner Berge, die so unerschütterlich stehen, wie unsere Zuversicht! Laß die Fluthen des Unglaubens rückwärts strömen von diesem Damm und zerschellen laß die Macht der Gottlosen an diesem Bollwerk! Du streite mit Deinem Volk, damit es Dir dienen möge in Frieden und Gottseligkeit und wir eingehen zu Dir und der Herrlichkeit, die da währet durch die Jahrhunderte aller Jahrhunderte!"

„Amen!" tönte der harmonische Chor entgegen; auf ein gegebenes Zeichen krachten die Feuerschlünde von den Wällen, und vermischt mit dem Zuruf der Volksmenge rollte der Widerhall gewaltig und erschütternd an den Bergen dahin. Der Zuruf galt Herzogin Claudia, denn von der Frontspitze war die Verhüllung gefallen und in riesigen goldenen Buchstaben leuchtete weithin der Name, den das neugeweihte Festungswerk für alle Zeiten tragen sollte — Porta Claudia.

Die Fürstin war in ruhig würdiger Stellung dagesessen und hatte der gottesdienstlichen Feier mit Andacht gelauscht; bei deren Schluß und bei Enthüllung der Inschrift erhob sie sich rasch und blickte fest auf das Thor und dann über die jauchzende Menge hin. Es war nicht zu verkennen, daß ein Gefühl stolzer Befriedigung durch ihre Seele ging.

Eine kurze Unterbrechung trat ein, während welcher die Angehörigen des Hofstaats und die Beamten sich herzudrängten, um der Gebieterin zu dem Vollendeten ihre Glückwünsche, mit einigen Körnern Schmeichelei vermischt,

darzubringen. Biener allein blieb an seinem Platze stehen, als halte er es unter seiner Würde, mit der Menge zu huldigen und als warte er den für ihn geeigneten Augenblick ab, um seine Freude an dem Gelingen eines Werkes auszusprechen, das er im Stillen mindestens zur Hälfte das seine nannte. Der Herzogin entging seine Zurückhaltung nicht; eine Sekunde lang glitt ihr Blick wie erwartend und fragend über ihn hin und es war, als wolle ihre klare Stirn sich etwas unmuthig bewölken.

Vielleicht hätte sie die Aufklärung seines Benehmens gefordert, allein die zweite Hälfte der Feierlichkeit vergönnte ihr keine Zeit dazu. Der kirchlichen Ceremonie folgte die höfische: in den offenen Kreis vor dem Thronsessel trat ein ältlicher Mann mit fahlblondem Haar, schmalem Gesicht und kleinem Zwickelbart, in schwarzem Mäntelchen, eine mächtige Rolle in der Hand. Es war der Regiments-Vize-Kanzler Pappus, beider Rechte Doktor, nebenbei aber auch kaiserlich gekrönter Poet und darum auserwählt, das Musenopfer darzubringen, das bei einem solchen Anlasse nicht fehlen durfte.

Er entfaltete seine Rolle, bei deren Anblick Mancher seinem Nachbar einen bedenklichen Blick zuwarf, und aus welcher der Poet mit feiner Stimme und fortwährendem Pathos sein Carmen herabdeklamirte. Es war ein lateinisches Lobgedicht auf Claudia, in langen klappernden Distichen, an Seichtigkeit und Schwulst nur von seiner Länge übertroffen. Der Poet begann mit dem ersten Menschenpaar im Paradiese und bot alle Gottheiten des heidnischen Olymps, alle Helden aus der Geschichte der Römer und Griechen und die Namen der berühmten Frauen aus allen Jahrhunderten auf, um zu versichern, daß Alles das hinter

der Gefeierten des Tages zurück bliebe, und daß eigentlich von ihr erst eine neue Aera des Menschengeschlechts beginne.

Unmuthig und gelangweilt standen die Zuhörer, obwohl nach Stand und Würden bemüht, diesen Eindruck zu verbergen — auch Claudia's Antlitz verlor, während sie vor sich nieder blickte, immer mehr den Ausdruck der Güte. Der Einzige, der seinen Unmuth nicht zu verhehlen suchte, war der Staatskanzler. Geberde und Miene verriethen denselben und als der unglückselige Poet eben wieder ein Blatt seiner Rolle zu entfalten begann, flüsterte er dem neben ihm stehenden Kammer-Präsidenten Gröbner von Wolfsthurm halblaut, doch so, daß es allen Umstehenden vernehmlich war, zu: „Der Marsyas von einem Poeten verdirbt die Stimmung und den ganzen Eindruck! Welch' ein Gewäsch — und noch dazu lateinisch! Das Alles hätte sich in zwei Zeilen sagen lassen!"

Der Angeredete erwiederte nichts; er war erstarrt über Biener's Kühnheit, der ein Lobgedicht auf die Herzogin ein Gewäsch zu nennen wagte, und zudem in solcher Nähe derselben, daß sie die Lästerung wohl gehört haben konnte. Claudia hatte sie auch vernommen, aber sie blieb unbeweglich, als wäre nichts geschehen.

Jetzt endlich schloß der kaiserlich gekrönte Poet mit einem Lebehoch auf die Herzogin, in das Alle um so freudiger einstimmten, als es ihnen vergönnt war, sich wieder zu regen und frei aufzuathmen. Indeß die Dienerschaft Wagen und Pferde zur Abfahrt bereitete und herbeiführte, schickte die Herzogin sich an, das Innere des neuen Festungswerkes zu besehen.

Auf dem Wege dahin an Biener vorüberschreitend, blieb

sie stehen, blickte ihn durchdringend an und rief: „Ihn darf ich nicht einladen, Herr Kanzler, das Werk zu besehen, dessen Lob Ihm so widerwärtig geklungen hat.“

„Das Lob nicht, Ihro Durchlaucht,“ sagte Biener mit feinem Lächeln und ehrfurchtsvoller, doch männlicher Haltung, „wohl aber die Art des Lobes!“

„Eine bloße Ausflucht! Zum Beweise wird Er mir zeigen, daß sich Alles, was wir gehört haben, wirklich in zwei Zeilen sagen läßt!“

Das Lächeln um Biener's Lippen zuckte stärker. „Wollen Durchlaucht bedenken, daß ich kein kaiserlich gekrönter Poet bin . . .“

„Gleichviel. Er thut, was ich befehle, oder bekennt, daß schmähsüchtig tadeln leichter ist, als besser machen.“

„Ihro Durchlaucht Befehl kann mich zu Allem machen — warum nicht auch zum Dichter?“ entgegnete Biener unterwürfig. „Es galt ein Gedicht zum Lobe Ew. Durchlaucht — hätte ich ein solches zu machen gehabt, so hätte ich mich einfach an den Hirten und Schiedsrichter weiland Paris erinnert und ihm zugerufen:

> „Den Apfel, Einer von drei Göttinnen vermeint,
> Der Fürstin reich' ich ihn, die — Alle drei vereint!“

Ehrfurchtsvoll verneigte sich Biener; ein Geflüster durchlief die Reihen der Umstehenden, die mit sehr verschiedenen Erwartungen auf die Wendung des Gesprächs gelauscht hatten — Claudia schritt, ohne ein Wort zu erwiedern, der Porta zu, aber ein flammendes Roth, das Gesicht und Nacken überflog, verrieth, daß das Impromptu des Kanzlers seine Wirkung nicht verfehlt hatte.

Biener folgte nicht; er warf sich auf's Roß und flog in den nächsten Sekunden die Straße zur Hauptstadt dahin.

Zweites Kapitel.

Büchsenhaus.

Ein drückend schwüler Sommertag ging zu Ende; die Sonne war eben daran, hinter den Wald- und Felszacken der Frau Hütt zu versinken und während ihr Glanz noch roth und golden auf den Hochebenen des rechten Innufers ruhte und den Höhenzug der Waldraster- und Serlesspitze überstrahlte, begann das linke Ufer bereits in Schatten zu versinken. Ersehnte erfrischende Kühlung breitete sich immer weiter die Berghänge herab, in die Häuser von Hötting und Sankt Nikola bis an den ernst und breit dahinrauschenden Innstrom.

Vor einem der letzten Häuser der Vorstadt saß ein Bauernmädchen auf der Thürbank und blickte mit starren verschwimmenden Augen in den Widerschein des Sonnenuntergangs hinaus. Die Stirne, um welche das dunkelbraune Haar in sich kreuzenden Zöpfen geschlun[illegible] [illegible]r, hob sich rein und frei empor, aber sie schimme[illegible] [illegible]s ganze Antlitz des Mädchens von ganz ungewöh[illegible] leuchtender Blässe. Das erhöhte den Ausdruck [illegible] der die sonst wohlgeformten Züge beinahe streng erscheinen ließ. Sie hatte die Hände fest gefaltet [illegible] sie regungslos im Schooße auf der weißen Schürz[illegible]

sie schien weder auf sich, noch auf ihre Umgebung zu achten und in einen Zustand wachender Träumerei versunken zu sein.

Sie bemerkte es daher auch nicht, als hinter ihr an dem geöffneten Fenster des Erdgeschoßes ein paar bebende altergefurchte Hände sichtbar wurden, welche nach dem Gesimse tasteten und denen die Gestalt eines Mannes in schwarzem abgetragenem Kittel folgte, eine gebeugte und doch hohe Greisengestalt mit kahlem, nur von einem Silberreif eingefaßtem Schädel, mit schneeweißen buschigen Brauen, unter welchen ein paar dunkle verschleierte Augen weit geöffnet mit jenem Ausdruck der Unsicherheit starrten, welche den Blinden kennzeichnet. Der Mann blieb einige Augenblicke am Fenster stehen, athmete tief die heranströmende Kühlung ein und murmelte dann vor sich hin: „Die Sonne muß hinunter sein . . . der Inn rauscht schon stärker und lauter herauf . . .“ Damit verschwand er wieder vom Fenster und bald erklangen aus dem Hintergrunde des Zimmers die weichen getragenen Töne eines Kirchenliedes, kunstlos aber mit großer Innigkeit auf einem tiefklingenden Instrumente gespielt.

Das Mädchen vor der Thüre kannte das Lied, denn sie fuhr aus ihrem Brüten auf: es kam Leben über sie und während die zuvor streng geschlossenen Hände sich linder und wie zum Gebete ineinander falteten, senkten sich auch die Augen, eine Thräne perlte unter den Lidern und rann die bleichen Wangen hinab. Das Spiel des Alten klang immer ergreifender aus der dunkelnden Stube; die Töne schwebten tief, ruhig und doch so mächtig heraus, als wäre es der Gesang einer schönen Menschenstimme, welche wortlos nur um so stärker zum Herzen drang, als

suchte sie, es in seinen innersten Wurzeln zu fassen und zu erweichen. Immer häufiger rannen die Thränen des Mädchens und als das Lied schon verklungen war, saß sie noch eine Weile stumm und regungslos, das überströmte Angesicht in den Händen verbergend.

Nach einer Weile erschien der blinde Alte am Fenster wieder. „Afra,“ sagte er, nachdem er einen Augenblick horchend gestanden hatte, „Afra — ich höre Dich nicht, bist Du da?“

Das Mädchen bejahte, indem sie sich bemühte, in dem Tone ihrer Stimme ihre Erschütterung nicht durchklingen zu lassen.

„Ist es schon Nacht?“ fuhr der Greis wieder fort. „Es ist mir, als wenn schon die feuchte Thauluft durch die Bäume ginge!“

„Es fängt zu dämmern an,“ erwiederte Afra, „auf unserer Seite ist's schon dunkel und kühl, aber drüben ist's noch leidlich hell: ich seh' das Kreuz noch schimmern auf der Kirche von Heiligenwasser!“

„So komm' zu mir herein — es währt wohl noch eine Weile, bis Dein Vater nach Haus kommt. Wir können noch ein Wort reden von Gott und gottseligen Dingen: draußen ist's nicht sicher, die Ohren der Lästerer und Horcher sind offen überall ...“

„Ich komme!“ sagte das Mädchen aufstehend. „Der Vater könnte schon lange da sein, ich begreife nicht, was ihn so lang' verhält: es muß wieder wichtige Dinge abgeben drüben in der Burg. Ich komme;“ wiederholte sie, sich umsehend, „mir ist's so schwer um's Herz — ich hab' ein gottseliges Wort von Nöthen und ein frommes Gebet.“

Sie trat in's Haus, hielt aber an der Schwelle inne,

denn die Berggasse herauf ließ sich der Laut herannahender Tritte vernehmen. „Es kommt Jemand,“ flüsterte sie dem Alten durch's Fenster zu, „ich will erst sehen, wer es ist, — das ist nicht des Vaters Gang!“ Der Blinde verschwand in der dunklen Stube, das Mädchen blieb an das Thürgerüst sich lehnend stehen und auf dem Sträßchen, zwischen den Bäumen und entlang der Mauer des Kirchhofes wurde die rasch heranschreitende Gestalt eines Mannes sichtbar.

Afra erkannte den Nahenden; sie wollte im ersten Augenblick in's Haus hineinschlüpfen, besann sich aber ebenso schnell und verharrte in ihrer Stellung, als ob sie den Ankömmling nicht bemerkte. Es war ein hochgewachsener junger Mann in dunklem Wamms, eine ringsum aufgekrämpte Mütze auf dem kräftig emporgetragenen Krauskopfe. Auch er schien nur rasch vorüber eilen zu wollen, als er aber in die Nähe des Hauses kam, ward sein Schritt wie unwillkürlich langsamer, er lüftete die Mütze und rief Afra zum Gruße das landesübliche „Gelobt sei Jesus Christus!“ zu.

„In Ewigkeit!“ sagte das Mädchen. Der junge Mann blieb stehen, er schien auf eine weitere Anrede zu sinnen, oder eine solche erwartet zu haben; so kam es, daß die Beiden einen Augenblick sich schweigend gegenüber standen. „Er hat wohl ein Geschäft, Meister,“ begann endlich Afra, „weil Er noch Abends bis zu uns herauf kommt?“

„Wie man's nehmen will, Jungfer!“ erwiederte der Mann, sichtbar erfreut, einen Anlaß zu längerem Verweilen gefunden zu haben. „Ich hab' allerdings ein Geschäft, geh' aber auch gar gern die Höhen bis zur Weiherburg hinauf. Der Ausblick auf die Stadt und auf's ganze Thal

ist wunderlieb da droben, und wenn man den langen Tag an der Eſſ' und am Ambos gestanden hat, thut es gar zu wohl, wenn man Abends ausschnaufen und sich in der Kühle erlustiren kann.“

„Ja, es ist schön auf der Höh',“ nickte Afra, „und der alte Spruch sagt nit umsonst, nach geschehener Arbeit ist gut ruhen. Wenn man so hinaus schaut, wie die Sonn' hinunter geht und wie's immer dunkler wird, und wie die Wälder immer schwärzer werden und immer stiller, daß Einem ist, als hörte man's, wie die ganze Welt unsichtbar niederkniet und anfangt, zu beten ...“

„Ja ja,“ rief der Meister freudig, „das ist gerad', was ich auch verspür', wenn ich's auch nit so schön und recht-sinnig sagen kann, wie Sie, Jungfer ... ich kann mit der Hand besser fort, als mit der Zung'! Das ist das Einzige, was mir abgeht, wenn ich so still und allein durch alle die Schönheit dahin geh', daß ich Niemand bei mir hab', der das sagt, was ich mir denke oder der mich versteht, wenn ich's selber sagen will in meiner unbeholfenen Weis'. Da fallen mir immer die andern, die ältern Meister und Bürger ein und wie gut sie's haben! Wenn's Feierabend ist, dann wartet die Frau schon unter der Werkstatt-Thür' und hängt sich dem Mann an den Arm, und die Kinder drängen sich hinzu und nehmen Vater und Mutter an der Hand, und so geht der ganze Zug hinaus in's Freie und Alle freuen sich miteinander und Jedes freut sich für sich und was jedes Einzelne freut, das ...“

Ueber Afra's Züge flog bei den Worten des Meisters eine leichte Verwirrung. „Habt Ihr nit gesagt,“ unterbrach sie ihn, „Ihr hättet ein Geschäft ...“

„Das hab' ich auch, Jungfer,“ e[illegible] der Meister,

„und ich bin nit so gar weit von ihm weg, als Sie vielleicht meint. Sie weiß wohl schon, daß ich's herausbekommen hab' von der Regierung, mich als Schmied einzurichten. Ich hab's gethan und habe mir mein Haus gebaut, oberhalb der Innbrücke — nun, Sie kennt ja den Platz ... das ist nun fertig und steht so stattlich da, daß Einem das Herz im Leibe lachen muß, wenn man vorbei geht daran ... und da hab' ich mir nun gedacht ... da wollt' ich nun ... da mein' ich, weil Ihr Vater immer so freundschaftlich mit mir gewesen ist, es würd' ihn auch freuen, wenn er sieht, was ich vor mich gebracht hab' und da wollt' ich ihn einladen, daß er bei mir einkehren soll und soll Haus und Werkstatt' besehen ..."

„Ich dank' Ihm, Meister!" war des Mädchens Antwort. „Ich will's dem Vater wohl ausrichten, denn es wird ihm fein Freud' machen, mein' ich!"

„Und dann," fuhr der Schmied mit merklichem Zögern fort, „dann hab' ich fragen wollen, ob ich die Jungfer nit auch einladen dürfte?"

„Ich will kommen — mit dem Vater," sagte Afra befangen, „wenn es Ihm Freude macht ..."

„Wenn es mir Freude macht, Jungfer?" rief hastig der Meister, indem er einen Schritt näher trat. „Kann Sie auch nur fragen, ob es mir Freude machen würde, Sie bei mir, in meinem Hause zu sehen? — Ich habe, wie's Brauch ist in einem christlichen Bürgerhaus, einen Spruch in Stein graben und über die Thür' setzen lassen — einen Spruch, den ich mir selber zusammengeschmiedet hab' und der's aussprechen soll, wie ich's halten will in meinem Haus und meinem Handwerk. Der Spruch heißt:

Segen ströme über dieses Haus von oben,
Alle Hammerstreich' sollen den, der segnet, loben!

Sieht Sie, Jungfer, wenn Sie zu mir kommt, dann weiß ich, daß ich das nit umsonst geschrieben hab'... das ist mir dann ein Unterpfand und Zeichen, daß der erste Theil des Spruchs sicher in Erfüllung geht..."

Die Verwirrung und Befangenheit Afra's stieg unverkennbar. „Was könnt' ich dazu thun...?" flüsterte sie.

„O Sie kann!" rief der Schmied immer wärmer werdend. „Sie kann, wenn Sie nur will! Und wenn Sie nun käm', und es gefiel' Ihr bei mir... wenn es Sie gar anheimeln thät', wie an einem Ort, wo man sich denkt, da ist's gut sein, da möcht' ich bleiben... Mir dringt ordentlich das Blut zum Herzen, wenn ich mir das nur denke... dann gäb' es keinen glücklicheren Menschen in ganz Tirol, dann sollten die Hammerstreiche in der Schmiede klingen, daß man es ihnen von Weitem anhört, wie auch der zweite Theil meines Spruchs in Erfüllung gegangen ist..."

Der eifrige junge Mann war im besten Zuge, seinem Herzen noch weiter Luft zu machen, aber er unterbrach sich selbst, da Afra nicht einen Laut erwiederte, und in so sichtbar peinlicher Verwirrung zuhörte, daß es auch einem minder begeisterten Beobachter nicht entgehen konnte.

„Sie redet gar nichts, Jungfer!" begann er dann mit stockendem Athem wieder. „Bin ich Ihr so zuwider oder ist das, was ich Ihr sage, gar keiner Antwort werth? — Ich kann mir's nit einbilden; Sie ist ja sonst lieb und gut und fromm mit Jedermann — aber wenn's auch wär', es muß einmal herunter von meinem Herzen und ich muß eine Antwort haben... Ich will es Ihr daher sagen,

Jungfer, wenn Sie's noch nicht weiß, daß ich Sie in mein Herz eingeschlossen hab' — daß ich Sie für ein braves liebes Mädel halt', das einen ehrlichen Kerl so glücklich machen kann, als ein Christenmensch nur sein und werden kann — und daß ich Sie gern in mein Haus einführen möchte als meine liebe Frau und christliche Ehewirthin ... Mit Ihrem Vater hab' ich schon gesprochen, Jungfer ... sollt' er Ihr noch nichts davon gesagt haben?"

Afra athmete tief auf und strebte darnach, sich zu fassen; da das gefürchtete entscheidende Wort ausgesprochen war, fühlte sie sich freier und vermochte, dem Meister offen in's Gesicht zu sehen.

„Mein Vater hat wohl schon mit mir gered't," sagte sie dann, „ich dank' Ihm auch von Herzen, Meister, für die gute Meinung und für die Ehr', die Er mir anthut, aber ..."

„Aber ...? Sie hat ein Aber?" sagte der Schmied verdüstert ... „Dann weiß ich meine Antwort schon! Sie will nicht ..."

„Versteh' Er mich recht, Meister ... vom Wollen ist gar nit die Red' ... aber ich kann Seine Frau nit werden ..."

„Sie kann nit? Und darf ich wissen, warum?"

Afra zögerte einen Augenblick und sah zu Boden, dann schlug sie das immer klarer werdende Auge auf und sagte ruhig: „... Weil ich ledig bleiben will meiner Lebtag und als eine christliche Jungfrau sterben — ich hab's Gelübd' so gethan ..."

„Sag' Sie das nit!" rief hastig der Meister. „Das kann ja nit sein, und soll nit sein! Ich weiß wohl, daß Sie eine fromme und gottesfürchtige Person ist, aber Sie

hat Herz und Kopf auf dem rechten Fleck und weiß, daß Sie das auch als Frau sein und bleiben kann ... Und Sie sollt' allein und ledig bleiben und sollt' verblühen und verkommen wie ein einschichtig's Blümel ...? — Nein nein! Sie meint wohl, Sie will mir nit weh thun ... Sie sagt nur so, weil Sie mir den bittern Trank versüßen möcht' ... Ich bin der Jungfer wohl zu gering!"

„Das wär' sündliche Hoffart von mir!" rief Afra rasch. „Ich hab' nichts gegen Ihn, Meister — Er ist eine viel bessere Frau werth, als mich ..."

„Eine bessere? Die gibt's nicht! Und wenn's Eine gibt, die der Jungfer das Wasser reichen kann — ich kann doch keine Andere so lieb haben, wie Sie ... So," schloß er dann sich abwendend und mit der Hand über die Stirn fahrend, „so — nun ist's gesagt — und aus ist es auch, ich habe meine Antwort und kann gehen ..."

„Geh' Er nit im Unwillen von mir, Meister!" sagte Afra, ihm treuherzig die Hand bietend. „Gott ist mein Zeug', daß ich Ihm die reine Wahrheit gesagt hab' ... und trag' Er mir's nit nach, daß ich's so gerad' heraus ..."

„Ich dank' Ihr dafür, Jungfer!" sagte der Meister, indem er die dargebotene Hand ergriff und festhielt. Eine männliche Rührung zuckte über sein Gesicht; er biß sich auf die Unterlippe, um ihrer mächtig zu bleiben. „Leb' Sie denn wohl, Jungfer Afra!" sagte er dann. „Gott behüt' Sie, und es soll Ihr immer recht gut geh'n Ihr Leben lang ... ich geh'. Ich will Ihr nit vorlamentiren, wie schwer mir um's Herz ist und wie leicht es war, wie ich die Gassen heraufgegangen bin ... es thät' mir wohl auch nit ansteh'n ... aber das ist gewiß, Jungfer, und

darauf kann Sie leben und sterben ... mit mir wär' Sie gewiß auch nit schlecht ..."

Die Stimme brach ihm; heftig schüttelte er noch einmal Afra's Hand und eilte den Höhen zu.

Langsam, sinnend trat Afra in die dunkelgewordene Hausflur und in die völlig verfinsterte Stube des Alten. „Dort auf dem Ofengesims," sagte er zu der Eintretenden, „liegt Stahl, Zunder und Feuerstein, wenn Du Dir Licht machen willst — ich weiß, Du bist nicht gern im Dunkeln ... ich bin's schon gewohnt, zu sitzen in den Finsternissen und in den Schatten des Todes ..."

Das Mädchen tastete nach dem bezeichneten Orte; nach einigen Schlägen glimmte der Zunder und eine kleine Oel-Lampe, wie die Bergleute sie in den Schachten zu tragen pflegen, warf ihren mattröthlichen Schein auf die weißen schmucklosen Wände der kleinen Stube, auf die braune niedrige Balkendecke und die dürftige Einrichtung. Sie bestand nur aus einem hölzernen Bettgestell in der Ecke mit dem ärmlichen Lager des Alten. Darüber waren eine Bergmannsmütze und unter dieser Fäustel und Hammer kreuzweise aufgehangen, dem Eintretenden ein Zeichen, welchem Stande der Bewohner früher angehört hatte. In einer Ecke unweit des Fensters waren die Werkzeuge und Spuren seiner jetzigen Beschäftigung zu sehen, eine Schnitzbank mit allerlei Geräthen und Schneidezeug, fertigen und halbfertigen Instrumenten von geigenartiger Form. Der Greis saß an der Schnitzbank und prüfte und verbesserte eben an dem Halse eines solchen. Es waren Bratschen oder Violen, die der Blinde, dem Licht und Dunkel gleich war, zur Erholung und Zerstreuung mit merkwürdiger Geschicklichkeit zusammenbasselte.

Er wandte den Kopf seitwärts, als er Afra neben sich hintreten hörte. „Du bist lang' ausgeblieben," sagte er, „schau Dir nun die Viol' an, die ich fertig gemacht und heut' zum erstenmal gehört habe. Hat sie nicht einen schönen lieblichen Ton?" Er hielt Afra die Geige hin, die sie wie schwermüthig betrachtete. „Wohl," flüsterte sie, „hat sie einen schönen, einen gewaltigen Ton, — er geht Einem zum Herzen, man weiß selbst nicht wie ..."

Um das Antlitz des Alten spielte ein verklärendes Lächeln. „Ich will es Dir sagen, Afra," flüsterte er geheimnißvoll, „Dir ganz allein, warum der Ton solche Gewalt hat. Es ist meine Mutter, Afra, die Stimme meiner Mutter wohnt in der Viola ... Ich kann mir denken, daß Du darüber verwundert bist und Du meinst vielleicht, ich fasle und bin irr' im Kopf, aber es ist nicht so! Wenn man blind wird, da begreift man erst, was es um einen Ton und um eine liebe, zum Herzen gehende Menschenstimme ist: man vergißt sie nie wieder und gar manche, an die man lang' nicht mehr gedacht hat, und die schon ausgetönt hat seit Jahrzehnten, klingt in der Nacht und in der Einsamkeit noch herüber, als wie ein Wiederhall in den Bergen. Es ist mir auch so gegangen — und Eine Stimme, die kam am öftesten zu mir und war mir die liebste von allen, und ich brauchte mich nicht lang' zu besinnen, wem sie einmal angehört hatte ... es war die Stimme meiner Mutter, wie ich sie durch den Schlaf in der Wiege gehört habe, und wie sie beim Gebet aus allen heraus erklang, so tief und so weich und ach, so voll unerschöpflicher Liebe ... Seitdem ließ es mir keine Ruhe — ich wollte eine Viola machen, die den Ton ihrer Stimme hätte, damit sie auch andern forttönen soll wie eine Engelsstimme aus der

Ewigkeit ... jetzt, nach vielen Versuchen,, ist es mir gelungen! Bei dieser Geige hat mir die Mutter selbst die Hand geführt ... ihre Stimme ist's, die darin wohnt ..."

Der Greis streckte die Hände nach dem Instrumente aus, das ihm Afra zurückgab, tastete nach dem Bogen und führte einige Striche über die Saiten. Dabei neigte er sich tief zu der Geige herab, als ob er den Ton recht genau hören und in sich hineinschlürfen wolle.

„Spielt weiter, Vater Schwarze!" sagte Afra, als er inne halten wollte. „Spielt mir das Lied noch einmal. Es hat mich vorhin wunderbar getröstet, wie mir so weh um's Herz war, daß ich gemeint hab', es müßte abspringen vor Leid! Vielleicht hilft es mir wieder — ich hab's nöthig, ich bin noch betrübter, als zuvor, weil ich auch einem Andern das Herz habe schwer machen müssen ..."

„Ich hab's errathen, was es war!" nickte der Blinde. „Ich habe Wiester, den wackern jungen Schmiedmeister, an der Stimme erkannt ... Du hast ihn abgewiesen?"

„Was hätt' ich sonst thun sollen ... Ihr wißt ja ..."

„Ja ja, ich weiß!" murmelte der Bergmann. „Es ist nicht leicht, sich loszureißen von der Welt — drum will ich Dir das Lied spielen: aber denke auch an die Worte, die dazu gehören — die geben den besten und den einzigen Trost ... Du weißt ja ...

Befiehl Du Deine Wege
Und Alles, was Dich kränkt,
Der treuen Vaterpflege
Deß, der den Erdkreis lenkt ..."

Er begann die Weise des Liedes, erst leise, dann immer stärker und stärker, tief das Haupt herabgeneigt auf die Geige. Gegen das Ende zu verklang sie wieder schwächer,

aber so klar, daß man die Beruhigung daraus hervor fühlte und das Vertrauen auf Den, der Wolken, Luft und Winden ihre Wege gibt und ihre Bahn.

Der Alte schwieg eine Weile, als wenn er den Tönen nachhorchen wollte: dann wendete er sich Afra zu, welche, die Hände vor dem Angesichte, bitterlich schluchzte.

„Hat die Stimme nicht zu Dir gesprochen?" sagte er. „Worüber weinst Du?"

„Worüber sonst, als daß ich so unglücklich bin — ach so bodenlos unglücklich ...!"

„Gräme Dich nicht darüber und freue Dich vielmehr, wenn Dein Gemüth erweicht ist bis auf den Grund. Um so näher ist Dir das Heil, denn die Gnade will ein zerknirschtes Herz!"

„O ich bin ihrer nicht würdig!" jammerte das Mädchen. „Ich werde sie nie empfangen! Ich habe keinen Gedanken, kein Gefühl, als die bittere Reue über das, was ich gethan — hinter dem Rücken meines guten lieben Vaters gethan hab' ... O Du heilige Mutter, wenn er's jemals erfahren thät', daß ihn sein einziges Kind so hintergeht ... es wär' sein Letztes!" Ein unwillkürlicher Schauder überflog sie bei dem Gedanken.

„Thörichtes Kind," entgegnete der Alte, „kannst Du von Reue sprechen, wo jeder Deiner Gedanken eine Lobpreisung des Herrn, jedes Gefühl ein Dankgebet sein sollte für ihn, der Dich erwecket hat zum Licht und nicht will, daß Deine Seele verloren sei!"

Afra erwiederte nichts; sie vermochte nicht zu sprechen vor Thränen.

„Was Dich beunruhigt," fuhr der Greis fort, indem er sich mit Würde erhob, „hat mir den Frieden meiner

Seele wiedergegeben und sie mit nie geahntem Entzücken erfüllt! ... Kannst Du es begreifen, kannst Du Dir die Verzweiflung vorstellen, die über mich kam, als ich blind wurde? — Du kannst es nicht! Ich war wie so viele Andere aus meiner Heimath in Sachsen als Bergmann nach Tirol gewandert und hatte in den Gruben von Schwaz mein Unterkommen gefunden: es war wohl ärmlich, aber ich war zufrieden — ich hatte es daheim nicht so gut gehabt, denn gar viele von den Erzgruben waren dort über'm Kriege unbebaut und in's Freie gefallen! Mein Weib hatt' ich lang' zuvor eingegraben auf dem Eislebener Kirchhof und mein einziger Sohn, mein Fürchtegott war bei mir und arbeitete neben mir im Stollen — ein Junge, an dem kein böses Aederchen war, kräftig und schön und wohlgemuth und der Stab meiner Hände, die allgemach zu zittern begannen ... Da kam der unselige Tag, an dem ich Alles verlieren sollte ...! Wir hatten eine Mine gebohrt in's taube Gestein und wollten es sprengen: ich stand zuvörderst und hielt die Lunte an den Faden. Es brannte auf und erlosch, die Mine sprang nicht — ich trat näher, um zu untersuchen, woran es fehle ... da flammte vor mir eine ungeheure Lohe empor und mir entgegen — ein entsetzlicher Knall erschütterte die Grundfesten des Berges ... Wie ich wieder zu mir kam, fühlte ich Luft und Sonne, ich spürte, daß ich im Freien lag und gerettet war ... aber das Feuer hatte meine Augen zerstört ... mein Fürchtegott lag unter dem eingegangenen Gestein begraben ..."

Ergriffen faßte und drückte Afra die Hand des Alten, der erschüttert inne hielt.

„... Ich will Dir nicht schildern, was in mir vorging," begann er wieder, „dafür gibt es keine Worte und

keinen Ausdruck ... als ich geheilt war und man mir einen Rücksack umhing mit einem Stück Brod und einen Stecken in die Hand gab und mich hinausstieß als alten blinden Bettler — da streckte der Satan der Verzweiflung die Krallen nach mir aus, ich fluchte und fletschte die Zähne gegen den Himmel, den ich nicht mehr sah. Da war's, wo ich zum erstenmal die Stimme hörte, die jetzt aus meiner Geige spricht und es war, als ob sie aus weiter, weiter Ferne mir das ‚Befiehl Du Deine Wege' zusänge! Die Verzweiflung wich vor ihr, aber ein finsterer Mißmuth blieb, ich grübelte und zweifelte und grollte dem Herrn, daß er mich so sehr heimgesucht hatte. So bettelte ich durch's Land, bis mich Dein mitleidiger Vater aufnahm, mir Obdach und Nahrung und die Mittel gab, meine Geigen zu schnitzen. Glaubst Du aber, daß ich es ihm dankte? Ich murrte wider mich selbst, aber ich konnte den Dank nicht in mir finden ... Da kamst Du zu mir, Afra, und wurdest der Morgenstern in der Nacht meiner Trübsal! Du schlossest Dich an mich an, Du faßtest Vertrauen zu mir, Du hörtest mir begierig zu, wenn ich Dir das gereinigte Evangelium vortrug und indem ich es Dir erklärte, übte es seine heiligende Macht auch an mir selbst! Der Mißmuth schwand, mein altes gläubiges Gottvertrauen kam wieder und jetzt segne ich den Herrn, der mich gezüchtigt hat! Ich preise sein Werk, denn seither weiß ich erst, daß ich nicht umsonst auf der Welt bin! Ich segne meine Blindheit, denn sie hat mich hieher geführt, um Dich zu finden, um Dein Auge von der geistigen Blindheit zu befreien und Deine Seele der Erkenntniß und dem wahren Lichte zu retten!"

Afra hatte sich vorgebeugt und ließ ihre Thränen stiller

auf die Hand des Alten rinnen, der wie ein Begeisterter hoch aufgerichtet vor ihr stand. Er legte die andere Hand wie segnend auf ihr Haupt und fuhr fort: „Der Herr erhebe sein Antlitz auf Dich, meine Tochter, er stärke und erleuchte Dich und leite Deine Füße auf den Pfad des Friedens! — Aber brauchen wir erst zu warten, bis die Stärke kommt und die Erleuchtung? Hat uns der Herr nicht schon den Quell geöffnet und gegeben, aus welchem Beides unversiegbar fließt und aus dem wir nur zu schöpfen brauchen in gläubiger Demuth...? Wir sind allein, Afra; schließe das Fenster ... ich will meine Bibel hervorholen aus dem Versteck, in dem ich sie untergebracht habe, seit die Kutten das letztemal im Lande herum sind und nach ketzerischen Büchern gesucht haben, wie die Frevler sie nennen ... lies mir daraus vor — es wird uns Beide erquicken!...“

Das Mädchen that, wie ihm geheißen war; der Alte aber trat an die Werkbank und drückte einen an der untern Fläche angebrachten Schieber bei Seite. Aus einer Vertiefung, die eben groß genug war, das Buch aufzunehmen, zog er die Bibel hervor, küßte sie und reichte sie Afra, welche sie ebenfalls mit andächtiger Feierlichkeit empfing. „Was soll ich lesen?“ fragte sie.

„Oeffne das Buch und was Du zuerst aufschlägst, das lies, das soll Dir eine Antwort sein und eine Offenbarung! Das Buch ist ein heiliger Berg; wo Du ihn berührst, springt aus ihm das Wasser des Lebens hervor!“

Afra schlug das Buch auf und las: „Er ist mir nahe, der mich für gerecht erklärt: wer will als Gegner wider ihn auftreten? Ich will es mit ihm aufnehmen: wer ist, der mit mir rechten will — er trete auf! Wisset, der Herr,

Gott hilft mir, wer will mich verdammen? Wie ein Kleid werden sie Alle verschleißen: Motten werden sie fressen — wer aber unter Euch den Herrn fürchtet, wer im Dunklen gewandelt, ohne Licht zu sehen, der setze sein Vertrauen ..."

Ein starker gellender Pfiff scholl von der Straße her und unterbrach die Lesende. „Der Vater!" flüsterte sie und stand im nächsten Augenblick mit dem Oellämpchen des Bergmanns in der Hausflur, um dem Ankommenden zu leuchten. Gleich schnell hatte der Blinde das Buch ergriffen und wieder im vorigen Verstecke untergebracht.

„Grüß Dich Gott, Vater!" rief Afra. „Du bist aber viel lang aus'blieben heut'. Es hat wohl was Besonders gegeben drinnen in der Residenz?"

Der Eingetretene war Schildhofer, der Bauer aus Passeyer. „Grüß Dich Gott auch!" sagte er stehen bleibend, indem er beide Hände wie gewohnt in den breiten Hosenträger gesteckt hielt und Afra fest betrachtete, die seinen Blick nicht auszuhalten vermochte und die Augen voll Verwirrung zu Boden senkte. „S' ist wohl Feuer an allen Enden, drüben in der 'Sprucker Residenz, aber ich mein' alleweil, ich will froh sein, wenn mir nicht das Feuer aufgeht in mein' eigenen Haus! — Wo hast denn gesteckt, daß ich nichts gesehen hab' von Dir? Es war ja nit einmal Licht oben in Deiner Kammer ..."

„Ich war bei dem alten Schwarze!" sagte Afra beklommen, während sie mit der Leuchte die Stiege empor schritt.

„Bei dem blinden Häuer?" fragte Schildhofer, bedächtig nachfolgend. „Begreif' auch nit, was Dir an dem halbverrückten alten Menschen so gefällt, daß Du immer bei ihm steckst!"

„Er bedauert mich halt so feinlich, der arme Narr," erwiederte Afra, „weil er so ganz allein und verlassen ist in seinem Alter und in seiner Blindheit. Du weißt auch, wie schön er geigen kann... ich hör' ihm so viel gern zu... und er ist auch sonst gar ein lieber frommer und gottesfürchtiger Mann."

Beide waren indessen oben in der Stube des Bauers angekommen. „Das ist er," sagte Schildhofer; „wenn er das nit wär', meinst, der Schildhofer hätt' ihn in's Haus gelassen? Aber er ist bei alldem, wie er's auch vermäntelt, doch ein halber Luth'rischer und es ist nit gut, daß Du Dich so viel mit ihm abgibst. Es wär' nit das erstemal, daß der Gesunde, der den Bresthaften auswarten will, die Krankheit aufklaubt..."

Gegen seine Gewohnheit setzte sich der Schildhofer nicht an den großen Tisch in der Stubenecke, sondern legte nicht einmal Hut und Jacke ab. Wie mechanisch ließ er sich auf einen Stuhl an der Thüre nieder, hielt vorgebeugt die Hände um die Kniee geschlungen und sah brütend vor sich hin. Afra hatte ein größeres Oellicht angezündet; sie fand den Muth nicht, etwas auf die Besorgniß des Vaters zu erwiedern und ihn nach dem Grunde seiner Verstimmung zu befragen.

„Ist die Excellenz schon daheim?" sagte er nach einer Weile, aus seinem Brüten auffahrend. „Ich hab' den Herrn Kanzler nicht gesehen und gehört!" erwiederte Afra, indem sie an's Fenster trat und in die Nacht hinaussah. „Ich seh' auch kein Licht in seinen Zimmern drüben im Büchsenhaus!"

Schildhofer versank wieder in sein Nachsinnen: Afra sah ihn noch einen Augenblick von der Seite an, dann

trat sie näher, setzte sich auf die Armlehne des Stuhls und sagte mit stockendem Athem, indem sie die Hand auf die Schulter des Mannes legte: „Was hast, Vater? Bist harb auf mich?“

Der Bauer hob den Kopf in die Höhe und sah das Mädchen mit gütigem, aber ernstem Ausdruck an. „Ich bin nit harb,“ sagte er, „aber bekümmert bin ich — wegen Deiner!... Der Martin, der Schmied an der Innbruck', ist mir begegnet ... Du hast ihn fortgeschickt ...“

„Ja, Vater — aber es ist halt einmal so: ich kann nit anders.“

„Aber was soll's auf die Weis' einmal werden mit Dir? Du meinst wohl, die Hochzeiter werden so nach der Reih' heraufmarschirt kommen? Du kannst lang warten, bis wieder Einer kommt, wie der Martin, brav und geschickt und fleißig, der sein gutes Auskommen hat und mit dem Du eine gemachte Frau geworden wärst! Wie soll's nun werden mit Dir, wenn ich heut' oder morgen die Augen zumach'? Eine 'Sprucker Bürgersfrau zu werden, wär' wohl mitzunehmen gewesen — zur Bäurin bist doch verdorben, glaub' ich! Und selber, wenn Du wieder heim wolltest in's Passeyer — der Vetter ist auf dem Hof, willst dort als eine alte Jungfer den Unterschluf haben und den Leuten Deiner Lebtag im Weg umgeh'n?“

„Ich wollt', Vater,“ sagte Afra mit tiefem Seufzer, „wir wären niemals heraus aus dem Passeyerthal!“

„Kannst recht haben,“ erwiederte Schildhofer, „es wär' vielleicht besser gewesen — aber es hat halt so sein wollen und so wird's schon eine Schickung sein, die uns aufgelegt ist!“

„Sei nit bös, Vater,“ sagte Afra nach kurzem Schwei-

gen, „daß ich den Schmied fortgeschickt hab'. Ich kann weiß Gott nichts dafür — ich will bei Dir bleiben, Vater, und gar nit heirathen!"

Der Bauer stand rasch und wie unwillig auf. „Kommst Du mir schon wieder mit dem Gered', mit dem unsinnigen! Bei mir bleiben! Als wenn Du Siegel und Brief dafür hättest, daß ich hundert Jahr' alt werd'! Und meinst, ich glaub' Dir's, wenn Du das sagst? Meinst, ich weiß nit, was dahinter steckt? Daß es nichts ist, als der Trotz? Weil ich die Liebschaft nicht gelitten hab' mit dem Ketzer, mit dem hergelaufenen Buchdrucker-Gesellen, willst Du mich tratzen und red'st vom Ledigbleiben?"

„Vater!" rief Afra bittend.

„Ob's etwan nit so is?" eiferte Schildhofer fort. „Sag's, daß ich Unrecht hab' und schau mir dabei in die Augen, wenn Du das Herz hast dazu!"

„Ja, Vater, das kann ich!" rief Afra, und trat vor den Bauer hin, dessen Hand ergreifend und ihm fest in's Auge sehend. „Es ist wahr, ich hab' den Franz gern gehabt, wie man einen Menschen gern haben kann... und ich glaub', es wär' nit so weit gefehlt gewesen, Vater, wenn Du mir ihn gelassen hättst... aber Du hast nit gewollt und so hab' ich wohl's Herz zusammennehmen und ihn aufgeben müssen..."

Schildhofer trat hart vor sie hin, sah ihr durchdringend in's Auge und sagte: „Und hast Du's gethan, Afra? Denkst Du nit mehr an den Franz? Hast nichts mehr von ihm gehört und auch nichts hören lassen von Dir?"

Das Mädchen hielt den Forscherblick aus, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Mit dem Denken, Vater," sagte sie, „ist's so viel eine besondere Sach' — das hat man

nit so alleweil am Schnürl ... aber ich hab' Dir's versprochen, daß ich ihn aufgeben und nichts mehr hören will von ihm — und das, Vater, das hab' ich g'halten. Du sollst es sehen, daß ich ein gehorsam's Kind bin, aber dafür mußt mir auch meinen Willen lassen und mußt mich nit nöthen, daß ich einen Andern nehmen soll, und mußt mich nit irr machen wollen in meiner Verlobniß!"

„Das ist brav von Dir, Afra," sagte Schildhofer bewegt, „wirst auch den Segen davon haben, der einem gehorsamen Kind niemals nit ausbleibt! — Schau, Madel, ich hab' gewiß und wahrhaftig nit anders gekonnt — ich hab's vor meinem Gewissen nit zugeben können, daß Du Dich einlassest mit dem Franz! Wenn er's auch vermantelt hat auf alle Weis', er hat seinen heiligen christkatholischen Glauben abgeschworen ..."

„Das ist nit wahr, Vater! Das hat der Franz nit gethan!"

„Wenn er's nit auswendig gethan hat, inwendig ist's gewiß geschehen — und der Mensch, der von seinem Glauben laßt ... na, ich will über Niemand den Stab brechen ... aber der Schildhofer will nichts zu thun haben mit einem solchen, und am allerwenigsten gibt er ihm seine einzige Tochter zum Weib!"

Schildhofer hatte sich bei diesen Worten rasch seitwärts gewendet, so gewahrte er nicht, wie Afra unter ihnen zusammenzuckte. Sie mußte sich auf die Stuhllehne stützen, so sehr bebten ihr die Kniee; es war gut, daß der Alte einen Gang durch die Stube machte und, an's Fenster tretend, in's Nachtdunkel hinaussah.

Eine augenblickliche Stille trat ein: man konnte die Athemzüge der Anwesenden vernehmen und hörte von

draußen den Nachtwind, der rauschend durch die Baumwipfel ging.

Da wurde plötzlich der Gesang eines Vogels hörbar, erst muthwillig zwitschernd, dann in längern flötenartig gezogenen Tönen, dazwischen jene kurzen schnalzenden Schläge, welche dem Schwarzplättchen eigen sind.

Der Eindruck dieses Gesangs war auf Vater und Tochter gleich überraschend und mächtig, wenn er sich auch in sehr verschiedenen Erscheinungen äußerte. Der Bauer war wie erschreckt einen Schritt vom Fenster zurückgetreten und blickte finster und vorwurfsvoll auf Afra: diese war an der Stuhllehne niedergeglitten und in die Kniee gesunken. In dieser Stellung horchte sie hoch auf, indeß ein tiefes Roth ihr über Gesicht und Nacken loderte. Ihr Athem flog und stockte zugleich, und die Hände unsicher vor sich hinstreckend, wie Jemand der eine unvermuthete geisterhafte Erscheinung erblickt, murmelte sie halblaut vor sich hin: „O Du heilige Mutter — was ist das? ...“

Schildhofer war nach dem ersten Augenblick der Ueberraschung hastig auf sie zugeeilt: er war in solcher Aufregung, daß ihm die Stimme bebte und er die Worte nur mühsam hervorzustoßen vermochte. „Was das ist?“ rief er. „Wie kannst Dich unterstehen, so zu fragen? Willst mir eine Comedie vorspielen? Willst mir weiß machen, Du kennst das Schwarzplattel da brunten nicht grad' so gut, als ich es kenn'? ... Red', Afra ... wenn Du mein Kind sein willst, red' ... hast Du mich angelogen vorhin wegen dem Franz? In demselbigen Augenblick, wo's mir schier das Herz abgedruckt hat, weil ich Deine Betrübniß gesehen hab' und Dir doch nit helfen kann ... in demselbigen

Augenblick hast Du mich angelogen? — Red', Afra, mach's kurz — gib mir den Gnadenstoß!“

„Wie meinst, Vater?“ sagte Afra, indem sie sich halb aus ihrer knieenden Stellung aufrichtete und ihn mit weit aufgerissenen Augen ansah. „So was traust Du Deiner Afra zu? . . . Nein, Vater — und wenn das mein letzter Augenblick wär': ich hab' nit gelogen, ich hab' den Franz nit mehr gesehen, ich hab' nichts mehr gehört von ihm . . . mit meinem Willen hat er nichts mehr gehört von mir . . . Ich weiß nit, was der Gesang bedeut' . . . vielleicht ist's doch ein natürlicher Vogel . . .“

„Nein,“ rief Schildhofer lachend, „das ist er nicht! Das Schwarzplattel hat einen Mantel um und einen Reiterhut auf . . . ich hab' ein Mannsbild stehen seh'n über der Straß' im Schatten unter den Bäumen . . .“

Stärker und lockender ließ sich jetzt der Gesang hören.

Afra horchte, bald erbleichend, bald mit Blut übergossen . . . „Es ist dieselbe Weis',“ flüsterte sie, „die er so oft gesungen hat, wenn er Abends gekommen ist . . . es ist der Franz! . . . Aber nein, der ist ja weit fort im Reich . . . ist vielleicht schon lang todt . . . u[illegible] . . vielleicht gar seine arme Seel', die keine Ruh' hat in der Ewigkeit und sich anmelden will bei mir . . .“

Schildhofer trat zu Afra und legte ihr die Hand auf den Kopf. „Ich glaub' Dir, Kind,“ sagte er weich, „und ich dank' Dir von ganzem Herzen dafür, daß ich Dir glauben darf! . . . Weil es doch so ist, darf ich Dir's schon sagen, wie die Wahrheit ist. Es ist kein Geist, der da drunten steinelt wie ein Schwarzplattel — es ist der Franz. Er ist wieder da, schon seit ein paar Tagen . . . ich hab' ihn selber gesehen . . .“

„Er lebt ... er ist da?" rief Afra, und sprang, sich vergessend, mit dem Ausdruck der überströmendsten Freude empor. Ebenso schnell aber gewann der Schrecken und die Abspannung wieder die Oberhand. „Er ist wieder da ..." murmelte sie fast unverständlich. „O Du meine heilige Mutter — was soll das werden ..."

„Ich denk'," begann Schildhofer gütig, „es soll gar nichts werden, sondern Alles bleiben, wie's ist! Du hast den Franz nimmer gesehen und gehört ... es ist gewesen, als wenn er gar nit mehr auf der Welt gewesen wär' für Dich ..."

Afra sah vor sich hin und nickte nur ... „Gar nimmer auf der Welt ..." murmelte sie.

„Es ist Dir recht gewesen so," fuhr der Vater fort, „es bleibt also dabei und er soll auch von jetzt an nimmer auf der Welt sein für Dich! — Willst Dein Wort vollständig halten, Afra? Ist Dir's recht, wenn ich hinunter geh' und statt Deiner das Schwarzplattel verscheuch'?"

Afra rang mit sich selbst: einen Augenblick horchte sie dem Vogelgesang, der eben lockender und ziehender klang, als zuvor, dann schlug sie die eine Hand vor die Augen, preßte die andere gewaltsam an's Mieder und rief gebrochen: „Ja, Vater ... es ist ... mir recht ..."

„So will ich hinunter," sagte Schildhofer, seinen Hut nehmend. „Muß ohnehin noch hinüber und nachsehen, ob die Excellenz noch nit daheim ist ..." Im Vorbeigehen blieb er neben Afra stehen, die sich in den Lehnsessel niedergelassen hatte ... „Armer Narr," sagte er, „geh' in's Bett — schau, daß Du beten und schlafen kannst; das wird Dich wieder aufrichten bis morgen — dann wirst

Dich wohl auch zusammennehmen und zeigen, daß Du eine Schildhoferische bist ...!"

Afra reichte ihm schweigend die Hand, die er ihr schweigend schüttelte: dann erhob sie sich rüstig und langte Spindel und Wollbündel von der Wand, der Alte schritt die Treppe hinab.

Vor dem Hause hielt er an und blickte nach der gegenüberliegenden Seite, wo sich eine Bretterplanke unter überhängenden Obstbäumen hinzog. Auf dem dunklen Hintergrunde waren die noch dunkleren Umrisse einer hohen männlichen Gestalt leicht zu erkennen. „He da, Du Schwarzplattel da drüben," rief Schildhofer demselben zu, „wenn ich Dir gut zu einem Rath bin, so fliegst da weg, sonst könnt' leicht ein Vogelfanger über Dich kommen!"

„Das Schwarzplattel ist nicht leutscheu!" erwiederte der Angeredete und trat aus dem Baumschatten auf die freie Straße. „Es fürchtet sich auch gar nicht vor dem Fangen: dürft nur die Hand ausstrecken, Vater Schildhofer, so habt Ihr's!"

„Wenn Du das Fangen nit scheust, so laß Dir wenigstens rathen. Flieg' weiter und streng' Dich nit so an mit Deinem Schnalzen und Steineln: vor dem Fenster da lockst umsonst — Du kriegst keine Antwort ... da ist keine Gesellin für Dich!"

„Wer weiß! Die Gesellin hört mich und antwortet vielleicht doch, wenn sie auch im Schlaghäusel sitzt ..."

„Meinst? Wann sie aber im Schlaghäusel bleiben will?"

„Sie will nicht, Schildhofer! Oder nennt Ihr das Wollen, wenn Ihr das Thürl aufmacht, sie aber am Fuß an einem Faden anbindet, daß sie doch nicht fort kann?"

„Das Thürl ist offen, die Gesellin hat keinen Faden

am Fuß, Schwarzplattel — aber sie kommt doch nit und antwortet nit!"

„Das möcht' ich schon von ihr selber hören ..."

„Mußt schon mit mir vorlieb nehmen, Hartmann — sie hat mich geschickt — es ist schon so, wenn ich's Dir auch nit mit einer feinen Stimm' vorsingen, sondern nur vorkrächzen kann, wie ein Rab'! ..."

„Wie ein Rabe, Vater Schildhofer? Das wär' ein Unglücksvogel und der seid Ihr nicht! Ihr seid wohl eher ein rüstiger streitiger Hacht, der mit Krallen und Schnabel sein Nest und seine junge Brut vertheidigt!"

„Ich will justament nit Nein sagen zu dem Gleichniß — aber wenn Du das weißt, was willst nachher da vor meinem Nest?"

„Mich gehen Krallen und Schnabel nicht an — denn ich bringe weder dem Neste Gefahr, noch der Brut!"

„Das muß der besser wissen, dem sie gehören! Was fliegst herum um's Nest, justament zu selbiger Zeit, wo der alte Hacht nit daheim ist?"

Der junge Mann schien sich einen Augenblick zu besinnen. „Laßt uns ein ernsthaftes ruhiges Wort miteinander reden, Vater Schildhofer!" sagte er dann. „Ich will es [illegible]ch nur gestehen; wie ich den Schuß bekommen hatte [illegible] den Arm, da war's mein einziger Gedanke, wieder [illegible] Tirol, nach Innsbruck zu gehen. Ich meinte, die paar [illegible]re, die seitdem vergangen sind, haben bei mir so [illegible] anders gemacht: so könnte es ja bei Euch auch der [illegible] sein, Ihr könntet Euch anders besonnen haben und [illegible]önnte sein, daß Ihr mich nicht so unfreundlich auf[illegible]men würdet, als Ihr mich fortgeschickt habt ... So [illegible]de heraus aber, als ich Euch das sage, sag' ich Euch

auch, — wie ich Euch neulich zum erstenmal in der Scharnitz wiedersah und Euch so offen und freudig entgegenkam, wie mir um's Herz war und wie Ihr mich dann wie einen verdächtigen Landläufer vom Kopf zu den Füßen gemustert und nicht einmal den Handschlag angenommen habt, den ich Euch ehrlich anbot — da ist mir der Zorn zu Kopf gestiegen und ich habe mir gedacht und vorgenommen, ich wollte meinen Weg gehen und mich zwingen, mich nicht um die Leut' zu kümmern, die doch einmal nichts wissen wollen von mir ..."

„Es wär' wohl das Beste gewesen, Du hättest es gethan," sagte Schildhofer ernst.

„Ich hab's auch gethan!" entgegnete Hartmann fest. „Es hat mich in den paar Tagen wohl oft herübergezogen über den Inn ... ich hab's aber überwunden und bin standhaft geblieben ..."

„Aber jetzt? Heut' Abend?" fragte Schildhofer.

„Heut' Abend — bin ich auch nit Euretwegen hergekommen ..."

„Das hab' ich zuvor gewu[illegible]

„O — auch nicht der [illegible]

Geschäft und Gesuch bei dem [illegible]

doch wohl sein Ansitz, das Bi[illegible]haus genannt?"

„Das ist das Büchsenhaus ... aber dem Kanzler ner gehört es nicht. Es gehört der Frau Herzog[illegible] hat ihm eingeräumt, daß er da wohnen kann währen[illegible] guten Jahreszeit. Die Excellenz ist aber noch nich[illegible] Haus und dann bist Du auch viel zu gescheid, Hartm[illegible] als daß Du den Herrn mit Deinem Geschäft bei n[illegible] schlafender Zeit aufsuchst ... Du mußt Dir schon eine [illegible] sere Ausred' ausstudiren, wenn ich Dir glauben soll."

„Warum? Es ist doch so. Ich bin heut' Morgens beim Kanzler gewesen und habe ihm mein Gesuch vorgetragen. Zu Anfang hat er mich wohl ganz freundlich angehört, obwohl er schon auf dem Weg war in die Session und ich ihn so geradezu auf dem Vorplatz an der Stiege abgepaßt hatte — aber es kam mir doch vor, als ob er andere Gedanken im Kopf hätte und als ob die Aussichten für meine Bitte nicht gerade sehr glänzend seien — wie ich aber so nebenher erzählt hatte, daß ich einen lahmen Arm hätte, und daß ich ihn in Breisach davongetragen, da war er auf einmal ganz umgewandelt. Er sah mich an, wie ein Oberst oder ein General, der seine Reiter mustert und sagte dann: ‚Ich habe jetzt keine Zeit, aber ich will Ihn hören. Komm' Er heut' Abend und meld' Er sich bei mir in meiner Wohnung im Büchsenhaus . . .' Er ging, ich verbeugte mich bis auf den Boden — und da bin ich nun . . .!"

„Ja ja, so ist er!" murmelte Schildhofer vor sich hin. „Gönnt sich keine Rast und Ruh' und ist die gute Stunde selber . . .!"

„Das Weitere könnt Ihr Euch wohl selber erklären, Vater Schildhofer!" fuhr Hartmann fort. „Wie ich des Weges kam und das Haus ansichtig ward, wendete ich die Augen ab und wollte dran vorüber — es ging aber nicht so leicht, es zog und drehte mir den Kopf nach den Fenstern zu und die Füße wollten nicht mehr von der Stelle. Wie ich dann droben das Licht sah, und die Schatten an [illegible] und hörte die Stimmen von fern — da hab' [illegible] Vorsatz vergessen . . . Ob sie dich noch erkennt? hab' ich mir gedacht und hab', ohne so recht zu wissen, was ich thu', das Schwarzplattl singen lassen . . ."

Er schwieg; auch Schildhofer fand nicht sogleich Worte der Erwiederung. „Wann's so ist," sagte er nach einer Weile, „kann ich's freilich nit schelten ... aber es bleibt doch bei dem, Franz, was ich vorhin und vor zwei Jahren gesagt hab' ... wenn Du auch in der Stadt bleibst, Franz — es ist doch für Dich und mich und für noch Jemand am Besten, wenn Du vergißt, daß eine Bruck über den Inn führt ..."

„Ich will thun, was ich kann," sagte Hartmann, „aber Eins müßt Ihr mir zuvor sagen, Schildhofer: auf Eine Frag' müßt Ihr antworten, redlich und ehrlich, daß ich's nehmen darf, wie man sagt, ein Mann, ein Wort!"

„So frag'."

„... Wie geht's der Afra?" sagte Hartmann mit gedrückter Stimme. „Ist sie gesund ...? Heiter? Ist sie glücklich? ... Sagt mir, Vater Schildhofer, daß sie glücklich ... sagt mir nur, daß sie ruhig, daß sie nicht unglücklich ist ... und Ihr sollt nie wieder von mir hören ..."

Der Alte schwieg; er vermochte nur mühsam, einen schweren Seufzer zu unterdrücken.

„Ihr sagt nichts?" fuhr Hartmann fort. „Afra ist also nicht glücklich? Ist nicht ruhig? Wohl gar unglücklich und krank dazu? ... Dann bleibt's bei dem, was ich gesagt habe — ich verspreche nur, was ich kann ... und das sag' ich Euch rund heraus ... ruhig zuschauen, wie das Mädchen, das ich lieb habe, wie meine eigene Seel', wegen Eurem Eigensinn verkommt und vergeht — das ist etwas, was ich nicht kann! ..."

„So thu, was Du meinst," sagte Schildhofer kurz „ich werd' dann auch wissen, was ich zu thun hab'!"

In einiger Entfernung wurden Fußtritte hörbar. Franz

hielt den Alten, der sich dahin wenden wollte, am Rockärmel fest. „Kann sein, daß Ihr's wißt," sagte er, „kann sein, daß es doch nicht schaden würde, wenn Ihr erst noch mit Jemand darüber zu Rath gehen wolltet . . . Wenn Ihr mit dem Pater Erasmus reden wolltet . . ."

„Pater Erasmus?" rief Schildhofer mit lebhafter Verwunderung. „Der Kapuziner-Guardian? Mit dem soll ich über Dich reden, Franz? Na, die Müh' kann ich mir sparen, denn was der antwort', weiß ich voraus!"

„Vielleicht doch nicht. Ich war erst gestern bei ihm und weiß auch, was er für eine Meinung hat. Versucht's einmal!"

„Du warst beim Pater Guardian?" rief Schildhofer mit steigender Verwunderung. „Ja, kehrt sich denn die Welt um, oder . . ."

Er konnte nicht vollenden, denn die Fußtritte waren nun ganz nahe herangekommen. Von der Bergseite her kam Kanzler Biener in dem behaglichen Schritte eines Spaziergängers, mit ihm ein junger Mann, der sich ehrerbietig zu seiner linken Seite hielt.

„Ich werde schon erwartet, wie es scheint," sagte der Kanzler freundlich, indeß Hartmann und Schildhofer grüßend die Hüte abnahmen. „Hast mir wohl noch etwas zu sagen, Alter?" fuhr er fort, indem er Schildhofer nöthigte, den Hut wieder aufzusetzen. „Und das ist ja der Breisacher-Invalide von heut' morgens? Nicht wahr?"

Hartmann verbeugte sich, während Biener fortfuhr: „Ich habe Ihn warten lassen: es geschah, weil ich meinen Spaziergang weiter als gewöhnlich ausgedehnt habe. Er soll aber den Weg nicht umsonst gemacht haben. Geh' Er in's Haus — ich werde Ihn rufen lassen. Sie aber,

junger Freund," wandte er sich zu seinem Begleiter, „Sie will ich jetzt auch nicht länger zurückhalten. Sie haben mir genug von Ihrer Muße geopfert."

„Es war mir eine außerordentliche Ehre und Auszeichnung, Excellenz begleiten zu dürfen!" entgegnete der junge Mann.

„Lassen Sie das!" lächelte Biener „Es hat mich gefreut, Sie bei diesem Begegnen näher kennen gelernt zu haben, als es im Dienste und im Geschäfte möglich ist. Ich habe Sie lang genug Ihrer gewohnten Abendgesellschaft entzogen ... Ah, was fällt mir ein! Ist nicht heute große Tafel bei unserm lebenslustigen dicken Kammer-Präsidenten?"

„Allerdings; das ganze Collegium ist geladen — wenn ich recht berichtet bin, wird der Geburtstag des Herrn von Schmauß gefeiert ..."

„Ich weiß," rief Biener lachend, „er hat mich ja auch geladen, aber ich bin ständig entschuldigt bei allen solchen Gelegenheiten! — Geburtstag ...? Ja ja, der edle Herr von Schmauß auf Kolbenthurm und Angerzell hält etwas auf solche Feste. Da wird kein Geburts- und kein Namenstag übersehen, von Vater und Mutter und Tochter bis zum Ahnherrn seligen Andenkens zurück. Das gibt jede Woche einen Geburtstag zu celebriren und wenn die Aszendenten nicht mehr ausreichen und die Deszendenten, dann müssen die Collateralen herhalten bis zum siebenten Grad! Warum auch nicht? Der Vorzug ist Allen miteinander nicht abzustreiten, daß sie geboren worden sind und es gibt doch einen untadelhaften Anlaß zu einer Schmauserei! Ich bedaure nur, daß ich Sie um das Vergnügen gebracht habe, Herr Sekretär!"

„Ich kann Excellenz versichern, daß ich ebenfalls nicht sehr portirt bin für die Freuden der Tafel und für solche Gesellschaft. Ich ziehe eine Stunde bei einem guten Buche, einen Gang in die freie Natur, ein vertrautes Gespräch bei einem Glase Wein bei Weitem vor."

„Ja," entgegnete Biener wohlgefällig, „ich habe es auf dem Spaziergange bereits mit Vergnügen wahrgenommen, Sie sind kein fruges consumere natus, Sie haben Sinn für Natur und Wissenschaft. Bleiben Sie so, und Sie sind vor den Hauptkrankheiten verwahrt, die in den Kanzleien epidemisch sind, vor der Verknöcherung und vor der Versumpfung. Wir haben ein Beispiel an unserm Herrn von Schmauß: der ist nahe daran, ganz Sumpf zu werden; es ist fast nichts Festes mehr an ihm, Alles ist angesaugt und schwammig."

Der Sekretär lachte laut auf und zog den Hut, um sich zu verabschieden, denn während dieses Gesprächs waren sie an den Thoren von Büchsenhaus angekommen. Biener lüftete den Hut und rief ihm zu: „Gute Nacht, Herr Sekretär — ich danke nochmals für angenehme Begleitung!"

Der junge Mann entfernte sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung; Biener trat mit Schildhofer durch die spitzbogige Thüre in die geräumige Halle, deren ziemlich niedriges Gewölbe mit den schmalen sich kreuzenden Rippen nur schwach von der Kerze beleuchtet wurde, welche eine alte Frau auf schwerem Eisenleuchter emporhob. „Grüß' Sie Gott, Frau Sepha!" sagte Biener, indem er an ihr vorüber der Thüre zuschritt, welche durch eine Art Vorgemach in sein Wohnzimmer führte. „Sie macht ja ein Gesicht wie neun Tage Regenwetter! Ich bin Ihr wohl zu lange ausgeblieben? ... Stelle Sie mir einen Krug fri-

sches Wasser in's Zimmer und dann kann Sie schlafen geh'n ..."

„Schlafen geh'n!" brummte die mürrische Alte, indem sie die Wachslichter an dem Arbeitstische des Kanzlers anzündete. „Wie kann man schlafen geh'n! Draußen sitzt ja noch ein Kerl und sagt, die Excellenz habe ihn herbestellt ..."

„Das habe ich allerdings!" sagte Biener, der die Alte scharf betrachtete und Hut und Degen ablegte. „Sie wird dem ‚Kerl,' den ich noch zu mir bestellt habe, einen Becher Rothwein geben; dann geht Sie in Ihre Kammer, riegelt sie hinter sich zu und merkt sich, daß ich der Herr im Hause bin und weder schiefe Mäuler sehen noch unwillige Worte hören will ..."

Die Alte schien etwas erwiedern zu wollen, wagte es aber nicht vor dem Gebieterblick, mit welchem der Kanzler nach der Thüre wies und zog sich mit der kriechenden Unterwürfigkeit einer grollenden Katze zurück.

„Dir kommt es auf ein halbes Stündchen Schlaf nicht an!" sagte Biener zu Schildhofer, als sie die Thüre geschlossen hatte. „Du wartest wohl mit dem, was Du mir zu sagen hast, bis ich den Mann draußen abgefertigt habe. Das Gespräch wird nicht lange dauern, denk' ich ..."

„Was ich sagen will, hat justament keine Eil'," erwiederte der Bauer, „aber es gibt halt Sachen, bei denen es heißt lieber heut' als morgen — d'rum will ich's erwarten, bis die Reih' an mich kommt! ..."

„So schicke mir den Menschen herein, wenn ich klingle, und wenn er geht, mache statt Frau Sepha den Pförtn[er] und schließe das Haus hinter ihm!"

Als der Kanzler allein war und sein Oberkleid [...]

einen bequemen pelzverbrämten Hausüberwurf von dunklem Sammt vertauscht hatte, setzte er sich in den hohen Lehnstuhl am Tische und sah eine Weile sinnend in das dunkelnde Gemach, an dessen grünen Damastwänden das Kerzenlicht abenteuerlich wankende Streiflichter zeichnete. Er ließ die Erlebnisse und Geschäfte des Tages an sich vorüber ziehen, um sie im Ueberblick zu sammeln und von der alltäglichen Spreu die Körner zu sichten, welche reif und würdig waren, als Ernte aufgespeichert zu werden oder als Samen für künftige Entschließungen und Thaten zu dienen. Das Ergebniß der Prüfung schien kein unbefriedigendes zu sein, denn die hohe gedankengewölbte Stirne des Nachsinnenden blieb hell und heiter, und das feine Lächeln um die Lippen behauptete seinen Platz. Dann griff er nach einem Schubfache des Schreibtisches und zog es völlig heraus. gleichzeitig an einer Feder drückend, so daß sich ein verborgenes zweites Fach langsam in den leeren Raum herabsenkte. Aus diesem nahm er ein kleines geheftetes Büchlein hervor, blätterte darin und begann dann mit fester flüchtiger Hand einige Zeilen niederzuschreiben. Als er damit zu Ende war, überblickte er das Geschriebene und das Lächeln verstärkte sich zum unverkennbaren Ausdrucke des Spotts. „Schlüpft wieder in Euren Versteck, Ihr Wespen, und bleibet darinnen," sagte er, indem er das Büchlein wieder an seinen Platz brachte und das geheime Fach schloß. „Ihr sollt meine ganze Rache sein an dem Geschlechte, das in der Gewöhnlichkeit lebt und klebt! ... Diese Rache sei mir unverwehrt, sie befreit mir das Gemüth von aller Bitterkeit und Jene fühlen den Stachel nicht, der sie bestraft!"

Nach einer Weile ergriff Biener die Klingel auf dem

Tische und im nächsten Augenblicke stand Hartmann in ehrerbietiger aber fester Haltung vor ihm. „Er will also eine Buchdruckerei in Innsbruck errichten? Glaubt Er dabei sein Fortkommen zu finden? Wir haben schon eine tüchtige Druckerei, von Daniel Bauer, die Er wohl kennt und die für das Bedürfniß vollkommen genügt; man liest und druckt nicht viel in Tirol ..."

„Ich glaube es zuversichtlich, Excellenz!" erwiederte Hartmann. „Wenn ich nur Traktätlein und Gebetbücher druckte, würde mir die Arbeit und der Absatz nicht ausgehen, und ich denke, die Lust zu lesen wird wohl wachsen mit der Gelegenheit dazu ..."

„Und warum wendet Er sich mit diesem Gesuche an mich und nicht an die zuständige untere Behörde?"

„Weil ich gleich vor die rechte Schmiede gehen wollte: der Stadtrath und die Bürgerschaft machen eher, daß der Inn aufwärts fließt, als daß sie ein neues Gewerbe und noch dazu einen Fremden aufkommen ließen! Zuletzt müßt' es also doch an die Regierung kommen und man weiß, daß Excellenz in solchen Dingen das letzte Wort zu reden haben ..."

Biener nickte lächelnd. „Ich weiß, so sagen sie und schieben alle Sachen, die unangenehm sind und vor denen sie Scheu haben, auf mich hinüber. Versuch' Er denn sein Glück. Ich kann und will den ordentlichen Gang nicht unterbrechen: also bring' Er Sein Gesuch an und kommt es dann vor mich, so kann Er sich bei dem Gedanken beruhigen, daß ich ein Freund des Lichtes bin und gern dazu beitrage, es allgemeiner zu machen ... Doch zu etwas Anderm! Er hat im kaiserlichen Heere gedient und ist bei Breisach verwundet worden? Sagte Er nicht so?"

„Ich bin bei den Boucquoy-Dragonern gestanden, Excellenz, und in Breisach hat mir eine Falkonetkugel den Arm zerschmettert ...“

„In Breisach selbst? Er war also mit in der Festung? Hat die Belagerung durch Bernhard von Weimar mitgemacht?“

„Wenn man das mitmachen nennen kann — ich bin gleich zu Anfang blessirt worden: die ganze übrige Zeit habe ich müssig mit zugeschaut und mitgehungert ...“

„Es muß arg gewesen sein!“ sagte der Kanzler ernst. „Die Berichte, die mir zugekommen sind, lassen noch mehr errathen, als sie sagen. Was ist Seine Ansicht, — war es wirklich so weit, daß die Festung nicht mehr zu halten war?“

„Excellenz — wie sollte ich als gemeiner Reiter dazu kommen, in solchen Dingen mitzureden ...“

„Eine Meinung kann Jeder haben, also sag' Er die Seinige. Was hat Er, was hat die Bürgerschaft von der Uebergabe gedacht und gesagt?“

Hartmann besann sich einen Augenblick und drehte den Hut in der Hand. „Die Bürgerschaft,“ sagte er dann, „war mehr todt als lebendig, ausgehungert, zerfetzt und verkommen — die sehnte sich nur darnach, daß ihr Leiden zu Ende gehen solle und wer gesehen hat, was sie ausgestanden haben, kann sie nicht schelten, wenn sie das thaten. Der Hunger ist gar ein entsetzlicher Gast, Excellenz ... wenn er den Menschen dazu treibt, daß er faules Aas zur Nahrung nimmt, kann er wohl auch machen, daß es ihm gleichgiltig wird, ob es Freund oder Feind ist, der ihn füttert! Er kann, Excellenz — bei einem Soldaten ist's freilich was Anderes und wenn ich denn meine Meinung

sagen soll ... ich und die Meisten meiner Kameraden haben uns gedacht: haben wir das Elend einige Monate getragen, so wär's wohl auch noch einige Tage auszuhalten gewesen ..."

„Einige Tage?" fragte der Kanzler forschend, indem er sich bemühte, den Eindruck, welchen die Worte des Erzählers auf ihn hervorbrachten, zu verbergen. „Was hätten einige Tage helfen können? Habt Ihr's für möglich gehalten, entsetzt zu werden?"

„Ja, das haben wir!" rief Hartmann rasch. „Wir wußten wohl, daß der General Horst, der uns Mehl und Pulver hatte bringen wollen, von den Weimarischen aufgefangen worden war; wir hatten erfahren, daß der Herzog von Lothringen bei Tann den Kürzern gezogen; und hatten von unsern Mauern mit angesehen, wie die Kaiserlichen unter Götz die Belagerer überfielen, weil es geheißen hatte, Herzog Bernhard sei krank und könne nicht kommandiren, und wie sie miteinander um die Rheinbrücke rauften, daß wohl kaum irgendwo ein solches Morden gewesen ist ... aber wir haben auch gewußt, und wie wir zur Unterstützung des Götz einen Ausfall machten, selber gesehen, es ging dem Feind um kein Haar besser als uns. Hatten wir nichts mehr zu beißen, so stand ihm in wenig Tagen das Gleiche bevor ... das Land herum war rattenkahl gefressen .. dazu hatten die Weimarischen in den letzten Affairen trotz des Sieges fast noch mehr gelitten, als die Unsern, und wenn sie wollten, konnten der Götz und der Savelli ihre Trümmer wieder sammeln und im Rücken zu einem ganz stattlichen Heerhaufen vereinigen. Wir wenigstens haben so gemeint und haben geglaubt, wir hätten Recht, denn es hieß, der Kaiser habe eigens einen

Reitenden geschickt und habe befohlen, die Festung um jeden Preis und bis auf den letzten Mann zu behaupten und nicht zu übergeben ..."

„Das ist die Wahrheit!" sagte Biener, der gespannt zuhörte. „Das hat der Kaiser allerdings befohlen. Es ist nicht zu läugnen, daß die Uebergabe unter diesen Umständen trotz aller Noth etwas Befremdliches gehabt haben mag ..."

„Allerdings," begann Hartmann wieder, „und wie sie geschehen war und war ein bischen der ärgsten Noth gesteuert, daß die Bürger den Kopf ein klein wenig wieder heben konnten, da steckten sie auch gleich die Köpfe zusammen und zischelten und verwunderten sich, wie das geschehen sein konnte, was sie zuvor selbst gewünscht hatten. Das Volk ist einmal so — eh' ein paar Wochen in's Land gingen, wußte man überall und erzählte Jedem, der es hören wollte, in die Ohren, es sei bei der Uebergabe nicht mit rechten Dingen umgegangen und sei Verrätherei dabei im Spiele gewesen ..."

„Eine schwere Anklage!" rief Biener. „Und wenn man auch sagt, daß Volksstimme Gottesstimme sei, muß man derlei doch mit größter Behutsamkeit aufnehmen. Das Volk liebt Mährchen — oder hatte es Gründe für diese Beschuldigung? Nannte man eine bestimmte Person, gegen die sie gerichtet war?"

„Das Alles kann ich Excellenz nicht sagen," antwortete Hartmann, „weil ich es nicht weiß. Es wird überall nichts dahinter gewesen sein: hab' ich's doch selber erfahren! Ich habe damals selber etwas erlebt und mit angesehen, was mir gar sehr verdächtig vorgekommen und seither oft gar schwer im Sinn gelegen ist ... und nun ist es doch

nichts und ich hab's wieder erfahren, daß der Argwohn ein Schelm ist ..."

„Und was hatte Er gesehen? Wie hatte er sich von der Unrichtigkeit Seines Argwohns überzeugt? Sage Er mir Alles — Er soll später erfahren, warum mir daran liegt, es zu wissen ..."

„Ich hab' keinen Grund, warum ich's verschweigen sollte! Ich habe damals in Breisach einen Mann in höchst verdächtiger Weise gesehen und belauscht — und heute hab' ich denselben wieder angetroffen, hier in Innsbruck, als einen großen Herrn und angesehenen Beamten ... Das könnte er wohl nicht sein, wenn ich ihm nicht damals Unrecht gethan hätte mit meinem Verdacht ..."

Der Kanzler war im höchsten Grade überrascht, aber er hielt an sich und fragte anscheinend völlig ruhig weiter. „Gewiß; das kann nicht anders sein — oder es müßte dabei eine sehr große Aehnlichkeit im Spiele sein, welche eine Verwechslung möglich machte ..."

„Nein, das ist nicht der Fall!" sagte Hartmann bestimmt. „Ich habe dem Herrn Unrecht gethan, aber verwechselt hab' ich ihn nicht. Ich habe ihn zu genau gesehen und würde ihn unter Tausenden wieder erkennen!"

„Und wer wäre dieser Mann?" sagte Biener, indem er mit erheuchelter Gleichgiltigkeit seine Hände besah und den schweren goldenen Siegelring hin und wieder drehte.

„Den Namen weiß ich natürlich nicht," entgegnete Hartmann, „ich habe ihn gesehen, als ich heute im Regierungsgebäude Excellenz mein Anliegen vortrug ..."

Biener ließ die Hände ruhen und sah den Burschen mit dem Ausdrucke der unverhehltesten Spannung an, als wollte er ihm die Worte vom Munde ablesen. „Erinnern

sich Excellenz des großen stattlichen Herrn mit rothblondem Knebelbart, der hart am Treppengeländer an uns vorüberging und Excellenz grüßte?"

„Er rief mir guten Tag zu? Und daß er hoffe, mich Abends in Gesellschaft zu sehen?"

„Derselbe."

Der Kanzler stand auf und machte in sichtbarer Bewegung einen Gang durch das Zimmer. „Also wirklich!" murmelte er in sich hinein. „Meine Vermuthungen gewinnen also Gestalt und Festigkeit ... Erzähl' Er," rief er, wieder hin- und herschreitend, „unter welchen Umständen Er diesen Herrn in Breisach gesehen zu haben glaubt!"

„Ich glaub' es nicht," sagte Hartmann, „ich weiß es so gewiß, daß ich einen körperlichen Eid darauf ablegen könnte! — Das war aber so ... Die Weimarischen waren in die Stadt und ich als Verwundeter und Kriegsgefangener in's Gefängniß eingezogen, mit gar Vielen. Meine Keuche ging gegen die Rheinseite hinaus, in ein enges finsteres Gässel an der innern Stadtmauer, wo sich ein schmales eisernes Ausfallthürlein im Gemäuer befand. Wenn ich an dem Steingefüge meines Gefängnisses emporkletterte und mich am Eisengitter des Fensters anklammerte, konnte ich das Gässel und das Ausfallthörlein ganz gut übersehen. Neben demselben lag allerlei Schutt, Steine und Geröll in einem Haufen im Winkel. Einmal Nachts, wie der Schmerz in meinem Arm mich nicht schlafen ließ, hörte ich draußen Schritte und halblaute Stimmen, und heller Fackelschein leuchtete an meine Decke, daß ich neugierig wurde, zu erfahren, was da draußen vorgehe. Ich schwang mich also mit dem gesunden Arm, so gut es ging, in die Höhe und sah nun einen Mann in der Kleidung

eines schwedischen Kriegsobersten und einen andern in schwarzer Tracht, mit einem Mantel drüber und einem spanischen Hut auf dem Kopf. Es war derselbe, den ich heut' wiedergesehen habe. Ein schwedischer Reiter hielt eine Fackel in der Hand und bemühte sich, das Ausfallthörlein, das eingerostet sein mochte, zu öffnen. ‚Es war mir sehr erwünscht,' hörte ich den Schwarzen sagen, ‚daß ich den Herrn Herzog noch antraf. Ich hatte meine Ansichten für alle Fälle schriftlich vorbereitet und verfaßt, aber es ist mir nun doppelt lieb, daß ich sie ihm mündlich vortragen konnte.' — ‚Seiner Durchlaucht,' sagte der Oberst darauf, ‚war es ebenfalls sehr erwünscht und er ist ganz davon eingenommen — doch Sie haben Eile. Folgen Sie diesem Manne, er wird Sie durch die Gräben an's Ufer bringen, wo schon eine Fähre auf Sie wartet.' Der Reiter hatte inzwischen das Thörlein geöffnet und den Schutt etwas bei Seite geschafft, welcher verhinderte, daß die Thüre gehörig aufging; dann löschte er seine Fackel und trat hinaus in's Freie. Der Schwarze folgte ihm, der Oberst ging das Gässel zurück, nachdem sie einander zum Abschied die Hände gegeben hatten. Wie sie weg waren, sah ich auf dem Schutt neben der Thüre etwas Weißes liegen: es sah aus wie ein zusammengefaltetes Papier und mochte dem Schwarzen beim Abschiednehmen aus dem Mantel gefallen sein. Ich wartete, bis der Reiter zurückkam, regte mich aber nicht und sah, wie er die Thüre wieder zumachte und versperrte. Bei dem Bewegen der Thüre fing der Schutt, den er zuvor bei Seite geräumt hatte, zu rutschen an, daß er das Papier überdeckte. Der Reiter sprang mit einem Fluch beiseit' und trollte sich seiner Wege ... Ein paar Tage darauf mochten sie eingesehen haben, daß ich zu nichts mehr nütz war und

daß sie mich umsonst füttern würden ... sie ließen mich laufen. Eh' ich aber ging, ersah ich mir den Augenblick, lief in das Gässel und holte das Papier, das noch richtig unter'm Schutte lag ..."

Biener hatte mit steigender Bewegung zugehört. „Und dieß Papier?" fragte er nun, vor Hartmann stehen bleibend. „Besitzt Er es noch? Kann Er mir's herbeischaffen?"

„Ich hab' es noch!" antwortete Hartmann. „Ich habe wohl hineingeschaut: es ist aber Latein und da ich Niemand davon sagen wollte, hab' ich's versteckt — bei meiner alten Mutter im Bayerischen draußen, wohin ich mich zuerst gewendet hatte, als ich frei geworden ..."

„Hör' Er, mein Freund," sagte Biener, „Er kann der durchlauchtigen Frau Herzogin und dem ganzen Hause einen großen Dienst erweisen, wenn Er das Papier herbeischafft. Breisach war der Schlüssel zu Vorderösterreich ... es ist eine Besitzung der Tiroler-Herzoge und nun fast so gut wie verloren! Kann sie noch gerettet und wieder gewonnen werden, so ist es unerläßlich, erst ganz das Gewebe von Ursachen zu kennen, durch welche sie verloren ging! Geh' Er nach Bayern zurück, hole Er das Papier und ich werde selbst Seine Sache unmittelbar der Frau Erzherzogin vortragen. Will Er das?"

„Zu Befehl, Excellenz!" erwiederte Hartmann. „Hab' ich dem Mann Unrecht gethan, so wird sich's ja zeigen, und ist er wirklich ein Heimtücker und Verräther, so soll's mich freuen, wenn ich was dazu thun kann, ihm die Larve herunterzureißen. Verlassen sich Excellenz auf mich. Ich mache mich morgen auf den Weg und in acht Tagen haben Excellenz das Papier in der Hand oder Sie können darauf

zählen, daß mir eine Schwedenkugel das Wiederkommen erspart hat ..."

Er verbeugte sich und ging und bald ließ sich der Schall des Thores hören, das hinter ihm zugeschlossen wurde Der Kanzler maß noch immer das Zimmer mit mächtigen Schritten; dann trat er zum Schreibtische und begann das eben Gehörte in kurzen Zügen niederzuschreiben. Er bemerkte darüber gar nicht, daß Schildhofer eingetreten war und als er ihn so eifrig beschäftigt sah, um nicht zu stören, auf einem Stuhle unweit der Thüre Platz genommen hatte. Der Alte saß gebückt, in seiner Lieblingsstellung, die gefalteten Hände um die aufgestellten Kniee geschlungen. So ruhte sein Blick halb freundlich, halb bekümmert auf dem Schreibenden.

Als Biener sich umwandte, begegnete er diesem Blick, und der Ernst in seinen Zügen wich dem gewohnten Lächeln, indem er ausrief: „Ah, Du bist hier, Schildhofer? — Ich sehe Dir an, was Du mir zu sagen hast: Du bist wieder einmal unzufrieden mit mir und willst mich auszanken! Was hab' ich denn so Böses gethan, daß es nicht einmal bis Morgen Zeit hat?"

„Hast Recht, Excellenz!" sagte der Bauer. „Es nutzt mich zwar gar nichts und Du thust doch immer, was Du willst — aber ich kann das Brummen doch nit lassen... Du weißt, daß ich Dich gern hab' und weißt es auch warum ..."

„Ich weiß es!" sagte der Kanzler herzlich. „Darum höre ich immer auf Deinen Rath und folge ihm, wenn ich irgend kann! Also rede, was hast Du auf dem H[illegible]?"

„Das alte Lied," antwortete der Bauer, „ich mu[illegible] halt so oft vorsingen, bis vielleicht doch ein bissel [illegible]

hangen bleibt ... Wann Du's nur über Dich gewinnen könntest, und thätst den Spott-Teufel in Dir ein bissel bandeln, daß er nit alle Finger lang seine Hörndeln herausstrecken kann!"

Biener lachte herzlich. „Ist es das?" rief er. „Ich meine doch, es ist nicht so schlimm damit, als Du es machst!"

„Nitte so schlimm?" erwiederte Schildhofer, indem er aufstand und näher trat. „Es ist woltern schlimm, denn Du machst Dir Alle zum Feind, über die Du spottest und das thut mir leid, Excellenz, weil ich Dich kenn'; weil ich weiß, daß Du's, wenn Du auch kein Tiroler bist, wahrhaftig gut meinst mit dem Land und der Frau Erzherzogin!"

„Es ist eine alte Geschichte, daß die Wahrheit nicht angenehm zu hören ist — soll man sie darum nicht sagen?"

„Es ist aber auch eine alte Geschichte: wer die Wahrheit geigt, bekommt den Fidelbogen um's Maul! Sagen soll man die Wahrheit freilich, aber sie ist eine so viel ernsthafte Sach', daß man nur ernsthaft mit ihr umgehen und nit spötteln soll mit ihr ..."

„Das wäre traurig, Freund Schildhofer, und die Wahrheit würde damit noch verhaßter, als sie ohnehin ist. Schon ein alter römischer Dichter rühmt es als höchste Weisheit, lachend die Wahrheit zu sagen!"

„Dann muß es selbiger Zeit anders gewesen sein, als jetzt, oder es macht, daß Du eben eine große Gewalt in Händen hast und hast die Macht, der Wahrheit auf ganz andere Weis' zur Ehr' zu verhelfen, als mit ein paar lustigen Schlauderwörteln! Du kannst Einen von Amt und Brod jagen, glaub' ich, er wird Dir's eher verzeihen, als wenn Du ihn lächerlich machst ... wie neulich bei der Ein-

weihung in der Scharnitz den Vizekanzler, den Pappus, den Du ich weiß nicht was genannt hast! Er hat beinahe das hitzige Gallfieber davon gehabt!"

„Was kann ich dafür," lachte Biener, „wenn der gekrönte Dichter so schlechte Gedichte macht?"

„Und der Präsident Schmauß, was wird erst der thun und sagen, wenn er hört, daß Du ihn einen Sumpf genannt hast!"

„Er wird sich ärgern und dann seinen Aerger veressen oder vertrinken! Er kann sich gar nicht recht herzhaft ärgern, alle Dicken sind gutmüthig und in einem Sumpfe gibt's kein Gewitter!"

„Ein Gewitter freilich nicht," sagte Schildhofer kopfschüttelnd, „aber da steigen die giftigen Dämpf' auf, die das Gewitter machen, wie der Pater Guardian sagt. Es gibt Leut', die wissen wollen, daß der Schmauß sich nur so gutherzig anstellt, daß er's aber faustdick hinter den Ohren hat und Dir grimmig feind ist!"

„Warum nicht gar! Wenn er böse thut, lad' ich ihn zum Essen ein, geb' ihm meinen besten Burgunder preis oder ein neues Gericht, dessen Namen er noch nicht gehört hat... und er denkt nicht mehr daran, daß er böse sein wollte! Aber mögen sie sich ärgern und mir grollen! Ich thue streng meine Schuldigkeit und frage nicht nach ihrem Zorn!"

„Ich weiß nit, ob das recht ist!" sagte der Bauer mit stärkerem Kopfschütteln. „Schon Manchen, der in ein Wespennest gestört hat, haben die Thierl'n zu Schanden gestochen, so klein sie sind! Und wenn man noch so gerad' daher geht auf dem ebensten Weg, kann man Einem doch den Fuß unterschlagen, wenn man's darauf anlegt. Und

erst gar, wenn Jemand so unüberlegt daher geht, wie Du, Excellenz!"

„Thu' ich das, Alter?" erwiederte Biener gütig. „Das ist doch zu viel gesagt — unbesorgt... ja, das geb' ich zu, aber nicht unüberlegt!"

„So? Und war das etwan wohl überlegt, daß Du neulich in der Scharnitz den Wällischen, den die Bauern gepackt hatten, so mir nichts dir nichts wieder hast laufen lassen?"

„Hätt' ich mich mit dem Schuft besudeln sollen?"

„Festhalten hättest ihn sollen und aus ihm heraus examiniren, wer ihn angestiftet hat ... denn daß es ein angestifteter Handel war, darauf leg' ich die Hand in's Feuer ... Ich denk' wohl," fügte er bei, indem er einen Athemzug innehielt und Biener fest ansah, „ich denk' wohl, Du weißt, was er für Reden geführt hat?"

„Ich weiß es!" entgegnete Biener ruhig.

„Und die den Wällischen angestiftet haben, wissen auch, warum sie das gethan haben und haben gerade den rechten Fleck getroffen, mein' ich... Muß ich Dir Alles sagen, wie ich mir's denk'? — Du bist den Meisten nit recht: den Tirolern weil Du kein Tiroler und den Wällischen weil Du ein Deutscher bist, den Tirolern und Wällischen aber miteinander, weil sie Dir um das Vertrauen der Frau Claudia neidig sind und auf die Macht, die Du hast, und weil Du sie fest und allein in der Hand halt'st und Niemand hineinpfuschen laß'st in's Regiment..."

Biener nickte lächelnd. „Du hast nicht Unrecht!" sagte er, indem der Bauer fortfuhr: „D'rum möchten sie Dich weg haben, Excellenz — und wenn auch nichts ist an dem Gered', so können sie's zuletzt doch dahin bringen, daß die

Frau Claudia ihrer selbst wegen gar nit anders kann, und muß ..."

„Sie muß ...? Nun, was stockst Du? Vollende nur ungescheut. Sie muß mir den Laufpaß geben, meinst Du? — Nun, ich denke nicht so über die Sache — indessen wenn Du die Gefahr ausgekundschaftet hast, ist Dir auch gewiß das Mittel nicht entgangen, sie abzuwenden. Was willst Du, daß ich thun soll?"

„Das will ich Dir wohl sagen, Excellenz! — Schau', es ist mir erst heut' Abend wieder schwer auf's Herz gefallen, daß Du so allein bist, daß Du Dich mit einem alten Drachen, wie die Frau Sepha herumzanken sollst, und daß Deine arme Kinderln in fremder Leut' Händen sein und den Vater entbehren müssen ..."

„Ich verstehe, was Du meinst!" sagte der Kanzler, indem er etwas verdüstert vor sich hinsah. „Ich soll wieder heirathen! Du hast mir das schon oft zu merken gegeben — aber ich habe keine Lust dazu. Mein Rudolph ist bei den Jesuiten, meine Fränzel bei den guten Frauen zu Hall in den besten Händen, und ich ... nun, ich bin das Alleinstehen nachgerade gewohnt geworden ... mein alter Hausdrache ist am Ende nicht die Schlimmste und meint es gut!"

„Die Kinderln sind gut aufgehoben — das ist wahr, aber ist es denn schon genug, wenn sie just nicht schlecht behandelt werden? Ich mein', den Vater könnte doch nichts ersetzen ... weiß ich ja doch von mir selber, daß ein Vater die Augen überall haben und doch das Unheil nit abhalten kann von seinem Fleisch und Blut ... wie viel weniger, wenn sie Einem ganz aus den Augen sind! Du solltest Dir's nochmal und nochmal bedenken, Excellenz!"

Biener schwieg einen Augenblick. „Ich habe meine gute Frau — Gott habe sie selig! — von Herzen lieb gehabt!“ sagte er dann. „Unsere Ehe war so glücklich, daß mir in der Erinnerung die dritthalb Jahre ihrer Dauer wie ein einziger schön verlebter Tag vorkommen! Ich möchte eine neue Verbindung nicht eingehen, von der ich nicht das Gleiche erwarten, zu der ich nicht dieselbe Neigung mitbringen könnte ... und ich habe noch nie in meinem Herzen verspürt, daß es so wäre!“

Schildhofer stand auf und ergriff seinen bei Seite gelegten Hut, um zu gehen. „Ja,“ sagte er ernsthaft, „das ist was Anderes; in's Herz sieht nur unser Herrgott! Mach's also aus vor ihm und mit ihm, Excellenz! Ich alter grober Bauer hab' kein Recht darauf, daß Du mir die Wahrheit sagst ... ich muß mich mit dem Gedanken trösten, daß derjenige, der allen Leuten so gern die Wahrheit sagt, sie vor sich selber nit verschweigen oder verläugnen wird — weil sie ihm vielleicht unangenehm ist, wie denen, über die er spöttelt! Damit kann ich meine Weg' gehen ... gute Nacht, Excellenz, und nichts für ungut! Ich habe meine Schuldigkeit gethan!“

„Und ich verspreche Dir, zu thun, was ich als die meinige erkenne!“ erwiederte der Kanzler entschieden, indem sie sich die Hände schüttelten.

Schildhofer ging und bald lag tiefes lautloses Schweigen über dem einsamen Büchsenhause. Der Kanzler schritt in gewohnter Weise durch sein Gemach, aber es war nicht zu verkennen, daß er innerlich erregt war. „Wär' es an dem,“ sagte er für sich hin, „daß ich etwas vor mir selbst verhehle? Daß ich mich scheuen muß, mir selbst die Wahrheit zu sagen? — Nein,“ rief er dann, sich höher aufrich-

tend, „ich weiß, was ich will! Das Ziel liegt unverschleiert vor mir . . . ich kann es erreichen, und sollte es mir selbst unmöglich machen? — Voran auf dem begonnenen Wege — nicht seitwärts, und nicht zurück! Ich will's vollenden!"

Er trat an's Fenster, öffnete es und ließ sich die laue Nachtluft um die Stirne wehen. Der Mond war heraufgekommen und breitete seinen vollsten Schein duftig und schleierhaft über das ganze Innthal, in das die Berge schwarz und feierlich herniedersahen, während in der Tiefe der Innstrom unruhig und glitzernd sich hinschlängelte. Jenseits desselben sahen die dunklen Umrisse der Residenz herüber, mit schwarzen kaum unterscheidbaren Fenstern. Nur zwei davon waren beleuchtet. Der Kanzler blickte sinnend hinüber; seine Gedanken waren eine Frage an die Zukunft. Da rauschte und sauste ein plötzlicher Windstoß von den Höhen herunter, eine breite Wolke legte sich vor den Mond und das Licht jenseits des Inns erlosch.

Drittes Kapitel.

Wetterwolken.

Vom Kapuzinergraben her eilte in früher Tagesstunde ein schlanker Mann in Federhut und Mantel, und hatte den Kragen desselben so hoch emporgezogen, daß von Kopf und Gesicht fast nichts zu sehen war, als das darüber herausquellende pechschwarze und etwas krause Haar. An der Ecke angekommen, beugte er nach der Sarntheingasse ein und war mit wenigen Schritten durch den kleinen Bogen in der Judengasse angelangt, nicht ohne am Eingang den Kopf noch tiefer in den Mantel gesteckt und um sich geblickt zu haben, ob er von Niemand bemerkt werde. In der Krümmung der engen Gasse zeigte sich ein hohes schmales Gebäude, das trotz aller Anspruchlosigkeit doch auf den ersten Blick erkennen ließ, daß es einem wohlhabenderen Manne gehörte, als die umliegenden meist verwahrlosten und von Unsauberkeit starrenden Häuser.

Der Mann im Mantel eilte auf das Gebäude zu, zog gebieterisch an der Klingel und stand, nachdem die Thüre sich geräuschlos aufgethan, nach wenigen Schritten auf der schmalen Holztreppe, welche in den Vorplatz des obern Stockwerks führte und über deren Geländer sich eine alte Frau mit breitem wohlgenährtem Gesicht herabbeugte und

dem Ankommenden entgegen rief: „Gott's Wunder, was eine sonderbare Ueberraschung! Der Herr Obersthofmeister Graf Montecuculi thut Löb Abraham die Ehr' an in seinem eignen Haus!"

„Schweig', Alte!" rief Montecuculi zornig, mit etwas fremdklingender Betonung. „Kräh' es nicht aus in der ganzen Nachbarschaft! Deine Stimme schmettert wie eine von den Trompeten in Eurem alten Testament!"

„Immer spaßhaft, gräfliche Gnaden!" kicherte die Alte, sich mühsam mäßigend. „Immer lustig und aufgeräumt! Daß ich's doch weiß von Löb Abraham, was sein gräfliche Gnaden für ein lustiger Cavalier!"

„Halt' mich nicht auf, Alte!" drängte der Graf. „Wo ist Abraham? Ich muß ihn augenblicklich sprechen!"

„Gott's Wunder! Wie heißt augenblicklich sprechen, wenn Abraham Löb ist gar nicht zu Haus! Daß er doch ist verreist schon seit drei Wochen; ist gegangen zu machen eine Handelschaft mit Wein in Trient und Rovereyd . . ."

„Wie? Er wäre noch nicht zurück?" rief der Graf. „Das ist unmöglich. Ich weiß von dieser Reise; nach der Verabredung muß er gestern Abend zurückgekommen sein..."

„Er ist aber nicht gekommen, Herr Graf! Daß ich doch bin selber in großer Sorg' und Bekümmerniß, weil er ist geblieben außen über sein Versprechen. Löb Abraham ist ein ehrlicher Jüd und halt' sein Wort: weil er ist nicht gekommen, wie er's hat versprochen, muß ich nicht fürchten, daß ihm ist geschehen ein Unglück? Aber bleiben Sie doch nicht stehen auf der Stiege, gräfliche Gnaden! Sarah, Sarah — komm' doch herbei, schließe die vordere Stube auf und mache gräfliche Gnaden Deine Reverenz! — Sarah, Sarah! Wo steckt denn das Schickselchen?"

„Diavoletto!“ rief der Graf, „was habe ich in Eurer Stube zu schaffen! Ich muß Geld haben, heute noch, vor Abend! Abraham hat mir's versprochen, daß ich heute zweihundert Dukaten erheben kann!“

„Gottes Wunder!“ rief die Alte entgegen. „Wie heißt zweihundert Dukaten! Löb Abraham müßte sein reicher, als der Tempelschatz von Jerusalem, wenn ich sollt' haben so viele Pfenninge!“

„Kein Geschwätz, Alte!“ entgegnete barsch der Graf. „Ich habe auf das Geld gerechnet und muß es haben, also schaff' es her, wenn Du es nicht selbst im Hause hast! In einer Stunde schick' ich darum: erhalt' ich es nicht, so will ich's dem Abraham gedenken, daß er mich genarrt hat. Ihr sollt erfahren, was es ist, wenn ich meine Hand von Euch abziehe!“

Während dieser Reden war die Tochter des Alten aus einer Kammer am Ende des Hausplatzes getreten und hatte, an dem Grafen mit flüchtiger Verbeugung vorüber eilend, eine Thüre neben der Stiege aufgeschlossen, die in das Prunkzimmer des Hauses führte, das nach der Gasse sah. Es war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, schlank und zierlich gebaut und von scharf geschnittener aber schöner Gesichtsbildung. Die Haut war von der seltensten Weiße, so daß die Röthe der Wangen und Lippen ungemein reizend dagegen abstach. Die Augen wetteiferten an Glanz und Schwärze mit den reichen Locken, welche unter einem turbanartig um die Stirne geschlungenen Tuche herverringelten und den Nacken hinabfielen. Sie war rasch in das Zimmer getreten, wie wenn sie nachsehen wollte, ob Alles zum Empfange des Gastes in Ordnung sei: auf einmal stieß sie einen lauten schreckhaften Schrei aus, der das

Gespräch an der Treppe unterbrach und die Mutter der Antwort auf Montecuculi's Drängen überhob.

„Was ist's, Sarah?" rief sie. „Was hast Du geschrieen?" Als lebende Antwort stand aber das Mädchen bereits in der Thüre, sichtbar wie durch etwas Unerwartetes verstört und erbleicht, und rief, ehe die Mutter weiter zu fragen vermochte: „Der Aaron, Mutter ... der Aaron kommt auf's Haus zugelaufen!"

„Der Aaron kommt gelaufen? Und allein?" schrie die Alte. „Weh geschrieen — das bedeutet nichts Gutes — dann ist ein Unglück geschehen mit Löb Abraham ..." Das Mädchen hatte indessen den Lederriemen angezogen, welcher die Hausthüre öffnete und ein junger Mensch mit bleichem hagerem Gesicht, matten rothgeränderten Augen und schmutzig rothem Haupthaar kam die Treppe herauf. „Aaron," rief ihm die Alte entgegen, „was ist geschehen? Wie kannst Du zurückkommen allein, wie gekommen ist Kain? Wo ist Löb Abraham?"

„Wo wird er sein?" erwiederte der Junge keck. „Wo er nicht ist gern! Ich hab' mich weggestohlen, wie ihn die Soldaten haben gepackt am Kragen und haben ihn geschleppt in's Gefängniß. Ist das nicht der Herr Graf Montecuculi, zu dem ich so oft bin geschickt worden mit Geldsäcken? Laßt ihn antworten, Frau: er wird's am Besten wissen, wie es ist in dem Gefängniß von Rovereyd, wohin sie haben geschleppt Löb Abraham!"

„Aber warum denn?" rief Montecuculi ungeduldig. „Weßhalb ist er im Gefängniß?" Die alte Jüdin hatte sich bei den Worten Aaron's die Haube vom Kopfe gerissen und raufte sich das kurze wirre weißgraue Haar. „Weh geschrieen!" rief sie. „Der Herr hat heimgesucht

das Haus von Löb Abraham! Im Gefängniß! Der alte kranke Mann! Daß sie sollen verkrummen und verlahmen, die uns das haben angethan!" Sarah gab keinen Laut von sich; sie stand wie versteinert und noch blässer als zuvor, aber an den dunklen Wimpern hing eine große Thräne.

„Das hat Niemand gethan, als der Herr Graf!" sagte Aaron, als er wieder zu Worte kommen konnte. „Er hat uns den Geleitbrief gegeben!"

„Den Geleitbrief?" rief der Graf hastig. „Was ist es mit dem? Sollte er nicht respektirt worden sein?"

„Ja — in's Gefängniß haben sie ihn respektirt!" fuhr Aaron fort. „Weil wir haben gehabt den Geleitschein, sind wir gleich auf dem nächsten Wege herein in's Land und haben nicht angehalten, wo die Contumazhütten stehen, daß die Pest nicht soll werden wieder eingeschmuggelt in's Land. Sind wir auch schon gewesen gekommen bis Rovereyd, da sind wir angehalten worden, und wie wir haben gezeigt unsern Schein, daß wir können reisen und handeln kontumazfrei, wie wir wollen, da haben sie genommen den Schein und haben gesagt, er gilt nicht, und haben genommen die Waar' und Löb Abraham und haben ihn geschleppt nach Rovereyd, wo sie ihm werden machen den Prozeß. Auf mich haben sie nicht geachtet in dem Geschrei und Gezänk, da bin ich davon und habe mich durchgeschlichen bis Innsbruck!"

Montecuculi war abwechselnd blaß und roth geworden vor Zorn. „Ungiltig?" rief er. „Mein Geleitschein ungiltig? Wer hat sich unterstanden, das zu sagen und ihn nicht zu beachten?"

„Wie kann ich das wissen?“ entgegnete Aaron, „aber in Rovereyd haben sie nicht darauf geachtet, das ist gewiß!“

„Ha, wer es auch immer sei, der mir das gethan,“ rief der Graf grimmig, „er soll mir dafür büßen! Aber wie ist es mit meinem Gelde, Frau? Wollt Ihr mir die zweihundert Dukaten schaffen?“

„Ich werd' sie schaffen, gräfliche Gnaden!“ sagte die Alte, sich in ihrem Schmerz zusammennehmend. „Aber Sie werden dafür schaffen, daß Löb Abraham wieder wird frei, daß nicht muß liegen sein grauer Kopf auf Gefängnißlager und nicht athmen seine alte Brust die Luft von dem Gefängniß! Haben Sie ihm gegeben den Geleitsbrief, werden Sie auch sorgen, daß er muß werden respektirt!“

„Das werd' ich!“ entgegnete Montecuculi, sich zum Gehen anschickend. „Ich werde sorgen, daß ich für diesen Affront Genugthuung erhalte und Abraham vollständige Entschädigung! Bis wann kann ich das Geld haben?“

„Gott's Wunder! Wie heißt Entschädigung!“ rief die Alte. „Gräfliche Gnaden sollen haben die Dukaten in einer Stund'; Aaron soll laufen zu Levi Halleiner und zu andern von unsern Leuten, bis wir haben das Geld beisammen! Sie werden uns wieder schaffen Löb Abraham, werden Vaterleben frei machen... o ich möchte gräfliche Gnaden schon im Voraus dafür danken und möcht' Ihnen die Hand küssen, wenn's mir wär' erlaubt . . .“

Die Alte machte eine Bewegung, als wenn sie Montecuculi's Hand ergreifen wollte. Mit unverhehltem Abscheu sprang dieser zurück und rief entrüstet: „Untersteh' Dich, mich zu berühren, Alte!“ schrie er zornig. Diese konnte nichts erwiedern, denn im Augenblick hatte Sarah sie zurückgerissen, so daß sie zwischen die Mutter und den Grafen

zu stehen kam: „Geh, Mutter!“ sagte sie kalt und höhnisch. „Hast Du vergessen, daß ein guter Christ von einem schlechten Juden nicht berührt sein will? Laß uns zufrieden sein, wenn sie doch unser Geld aus unsern Händen nehmen...“

Montecuculi, der bereits auf der Treppe war, wandte sich nach dem Mädchen um. „Diavoletto!“ rief er verächtlich lachend, „das Schickselchen ist empfindlich! Tröste Dich immer — es gibt Ausnahmen und eine Berührung mit Dir könnte man sich schon gefallen lassen. Also — in einer Stunde schick' ich meinen Kammerdiener um das Geld.“

Damit eilte er die Treppe vollends hinab und aus dem Hause; Sarah wendete sich ab und spuckte aus; die Alte aber setzte die Haube wieder zurecht und murmelte: „Wenn's nur ist wegen dem Geleitschein, wird's nicht kosten den Hals — mag der Herr Graf nur sehen, wie er das Din wieder zurecht bringt, haben wir ihn doch um so besser i[n] der Hand... Komm, Aaron, brauchst nicht zu laufen [zu] Levi Halleiner und andern von unsern Leuten; komm in [d]en Gewölb, wollen wir aussuchen die Dukaten und wägen und nachhelfen, wenn sollte einer fallen gar zu schwer in's Gewicht!“

Unter widrigem Lachen schritt sie den Hausplatz hin, von Aaron mit zustimmendem Grinsen begleitet. Nach einigen Schritten blieb sie stehen und sah auf Sarah zurück. „Was bist Du zornig, und willst Dich kränken über die Grobheit von dem Christ? Haben wir sie doch Alle in der Hand mit dem Geld und werden sie haben noch mehr! Lache, mein Schickselchen, lache! Stichst Du ihnen in die Augen, weil Du schön bist, wie die Rose von Saron?

Will's glauben — aber es soll Dir Keiner zu nahe kommen, kannst lachen über die Gojim!"

Damit ging sie; Sarah wendete sich, um die Thüre des Prunkzimmers wieder zu schließen. Bei den Worten der Mutter war ein dunkles Roth über ihr Angesicht geflogen und während sie mit der rechten Hand den Schlüssel umdrehte, griff die Linke wie mechanisch an das Busentuch, um ein kleines dort verborgenes Blättchen Papier noch tiefer in die Umhüllung hinabzudrücken.

— — — Inzwischen begann es in den Räumen des Regierungsgebäudes, unfern der Ottoburg, bereits lebhaft zu werden, denn die neunte Stunde rückte heran, zu welcher die Session ihren Anfang nehmen sollte. In dem Vorsaale des Sessionszimmers standen einige jüngere Männer beisammen und warteten auf den Anfang der Sitzung. Es waren die Praktikanten und Sekretäre der Regierung, unbezahlte Hilfsarbeiter, denen daran liegen mußte, durch pünktliches oder vorzeitiges Erscheinen ihren besondern Diensteifer kundzugeben und sich dadurch die Aussichten auf baldige Anstellung und Besoldung zu erhöhen. Der Vorsaal war geräumig, aber mit Ausnahme einiger kleiner Pfeilertische beinahe leer; an den Wänden lief eine hoch hinaufreichende Eichentäfelung herum; der übrige Theil war mit grünem Wolldamast bespannt. Am Plafond war in einem zierlichen Stukkaturrahmen das Urtheil Salomoni's in etwas gewagten Gestalten al fresco gemalt. In den Ecken prangten in gleicher Weise die Embleme und Insignien der Rechtsprechung, von Gesetzbuch und Waage an bis zu Richtschwert und Rad in Trophäenform zusammengefügt. Ueber der geschnitzten Holzverkleidung der in den Sessionssaal führenden Flügelthüre war ebenfalls in Holz

geschnitzt, die Figur einer Themis angebracht, mit der Binde um die Augen.

Die jungen Leute standen am Fenster in eifrigem Gespräch beisammen und achteten nicht auf die Diener und Boten, die manchmal mit einem Aktenstoß durch das Vorgemach schritten, um ihn im Sessionssaale abzulegen.

„Sagt, was Ihr wollt!“ rief der Eine der jungen Männer, eine etwas auffallend hagere Gestalt mit abgelebten und welken Gesichtszügen. „Man speist doch nirgends besser, als bei dem Kammerpräsidenten! Das haben wir gestern Abend wieder gesehen!“

„Es war ein erquisiter Abend!“ entgegnete ein Blondkopf mit ein paar tiefliegenden warmen Augen und weichen Gesichtszügen. „Trojer hat Recht. Der Herr von Schmaus hat Alles vereinigt, was man von geselligen Genüssen nur wünschen kann. Wie lange hat's gedauert?“

„Du brauchst nicht zu fragen, Henrici!“ rief der Dritte, eine gedrungene untersetzte Gestalt mit dickem wohlgenährten Gesicht, aus welchem ein paar listige braune Augen kaum herauszublinzeln vermochten. „Sieht er nicht so verwacht und übernächtig aus, als wie unsere Themis da über der Thür? So lang noch ein Weiberrock im Saale war, ist Sr. Wohledlen Herr Cyriakus von Trojer sicher nicht vom Platze gewichen!“

„Doch jedenfalls vor Dir, Heimbl,“ antwortete Trojer rasch, „denn der Tiroler Bacchus muß sitzen, so lange noch eine Flasche einen ganzen Hals hat!“

„Ich schenke den Gesellschaften bei dem Herrn Kammerpräsidenten Edlen von Schmaus auf Kolbenthurm und Angerzell alle gebührende Consideration,“ sagte ein Vierter, eine feine zierliche Gestalt mit klugem, besonnen lächelndem

Gesicht, „gebe aber mit Permission dennoch den Cercles bei unserm Herrn Kammerpräsidenten Grafen von Wolkenstein die Préférence. Dort versammelt sich eigentlich Alles, was auf bon ton Anspruch macht; die Gesellschaft ist gewählter und die Unterhaltung von größerer Finesse ...“

„Finesse!“ rief der dicke Heimbl. „Wir andern Menschenkinder, die nicht wie Sie mit der Grafenkrone auf die Welt gekommen sind, wir nennen das Langweile. Aber man weiß ja, daß der Herr Graf Spaur sich nur wohl fühlt, wenn auf jede Person in der Gesellschaft mindestens sechzehn Ahnen kommen, wenn man sich auch zu Tod gähnen möchte vor Steifheit und Vornehmthuerei!“

„Chacun à son gout!“ erwiederte Graf Spaur ablehnend. „Ich mache nicht die Prätension, daß der Herr Regimentspraktikant Heimbl meine Sentiments approuviren solle, zumal ich denselben versichern kann, daß ich den epigrammatischen Ton, an dem Sie Plaisir zu finden scheinen, keineswegs goutire.“

„Das liegt wohl in der Luft,“ sagte Henrici, „das Bonmot und die Satyre sind Mode geworden in Tirol. Wir wissen, wer das Beispiel dazu gibt ...“

„Aber es nachzuahmen, bleibt gefährlich!“ lachte Trojer. „Um satyrisiren zu können, muß man so hoch stehen, wie gewisse Leute, gegen die man sich nicht vertheidigen kann, die man nicht treffen kann, auch wenn es Einem einfallen sollte, gegen den Stachel auszuschlagen!“

„Wer weiß!“ sagte Graf Spaur bedächtig. „Es gibt auch Geschütze für die Ferne und wer hoch steht, ist denselben am meisten exponirt ...“

„Ich will nicht fragen und nicht wissen, was Sie damit meinen, Herr Graf,“ erwiederte Heimbl, „aber — mit

oder ohne Nachahmung, ich rede wie mir der Schnabel gewachsen ist und meine, daß es mit dem Geschütz allein nicht abgethan ist — um damit zu treffen, ist vor Allem ein Schütz nothwendig, der ein sicheres Aug' und eine feste Hand hat zum Zielen! — Aber wozu den Streit? Thue Jeder wie es ihm beliebt! Ich sage und bleibe dabei, bei Schmaus ist jedenfalls die Tafel reichlicher und der Wein besser, als bei Wolkenstein!"

„Auch die Unterhaltung ist angenehmer," sagte Trojer, „denn sie ist freier und ungezwungener. Das Angerzeller Schlößchen ist die Zuflucht Aller, die einen Abend angenehm verbringen wollen. Der Kammerpräsident ist kein Kopfhänger — er weiß zu leben und nach Umständen auch ein Auge zuzudrücken!"

„Waren viele Damen anwesend?" fragte Graf Spaur. „Ohne Zweifel in großer Parure? Und welche hat den Preis der Schönheit davongetragen?"

„Es war ein auserlesener Blumenkranz von Schönheiten!" antwortete Trojer. „Die Wahl würde trotz aller Parteilichkeit selbst dem neuen Paris von der Scharnitz schwer geworden sein! Da war — die Männer übergehe ich natürlich, denn nach ihnen hab' ich mich nicht umgesehen — da war die Geheimräthin Girardi, zart und schlank, nur um so viel zu mager, als die Frau Oberstjägermeisterin von Arz zu füllreich ist. Da schmachtete die blasse Marchesa Agostini, während gegenüber die junge Frau des Oberstkämmerers von Künigl ihre ganze Munterkeit sprudeln ließ. Da waren die Serbelloni, die Mundschenkin von Stachelburg, die Lodron, die Königseck, ungerechnet ein paar Schock von Räthinnen, Kanzlerinnen und Vize-Kanzlerinnen, mit ihrem jungen Nachwuchs. Aber um

Ihre Frage zu beantworten, welcher Dame der Preis des Abends gebühre ..."

„Das kann keine Frage sein!" unterbrach Heimbl. „Ich habe sie zwar nicht gesehen, aber am Schenktisch war Alles einig, daß die junge Freiin von Königseck die Schönste sei!"

„Warum nicht gar!" lachte Trojer. „Die bleiche nüchterne deutsche Blondine! Da ist die Marchese Madron eine andere Erscheinung! Da ist Leben, da ist Geist, sprühendes südliches Feuer!"

„Nun nun, nimm Dich nur in Acht," bemerkte Henrici, „daß Du dem Sprühfeuer nicht zu nahe kömmst und anbrennst!"

„Dürr genug ist er wenigstens," lachte Heimbl, „um von einem Funken Feuer zu fangen!"

„Allerdings, dieser Gefahr bist Du überhoben!" war Trojer's Antwort. „Dein Pulver wie Dein Witz stehen immer unter Wasser! Du bist nicht urtheilsfähig in solchen Dingen — aber am Ende ist Weiberschönheit immer Sache des Geschmacks. Während der Eine für eine Blondine seufzt, begeistert sich der Andere für eine brünette Italienerin und der Dritte schwärmt gar für die Rabenlocken einer Orientalin — nicht wahr, Henrici?" Er drehte sich dabei halb auf dem Absatze herum und klopfte den Ueberraschten auf die Schulter.

„Wie kommst Du dazu, diese Frage an mich zu richten?" fragte dieser, leicht erröthend und nicht ohne Verlegenheit.

„Als ob man große Ursache brauchte, um auf so etwas zu kommen!" rief Trojer lachend. „Ich mein', trotz Deiner blauen Schwärmeraugen hast Du Dich doch auch schon

umgesehen unter den Töchtern Eva's und könntest wissen, daß es Leute gibt, die über einem Paar schwarzer Augen ganz vergessen können, daß ihre Besitzerin damit zu einem Fenster in der Judengasse heraussieht ..."

„Alle Wetter!" schrie Heimbl, „das hört sich ja complett wie eine Anspielung an! Sollte unser schüchterner Joseph seinen Mantel eingebüßt haben?"

„Thorheiten!" entgegnete Henrici. „Ich muß Dich allen Ernstes bitten, solche Scherze zu unterlassen!" Er war unverkennbar noch befangener, als zuvor; Graf Spaur bemerkte es und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Und was wurde eigentlich geboten diesen Abend? Worin bestand die Unterhaltung?"

„Eben darin," erwiederte Trojer, „daß Jeder das fand und thun konnte, was nach seinem Geschmacke war. Wer gerne tafelt, fand etwas ganz Neues, Rebhühner mit Trüffeln — nota bene, die Trüffeln kamen geraden Wegs aus Frankreich. Der spanische Gesandte hatte die Gefälligkeit, sie für den Kammerpräsidenten auf diplomatischem Wege mitten durch die feindlichen Armeen kommen zu lassen. Für Trinker gab es eine ausgesuchte Sorte Burgunder; für Spiellustige L'hombretische und deutsche Karten zum Landsknecht. Dazwischen ließ der Castrat Fiorito seine Triller und Läufe hören und gab denen erwünschte Gelegenheit, die sich während des Gesangs unbeachtet mit einer der Damen unterhalten wollten ..."

„In der That!" rief Spaur. „Das Fest muß etwas Fürstliches gehabt haben. Ich weiß zwar, daß der Kammerpräsident Freiherr von Schmaus ein sehr vermöglicher Mann ist — indessen gesteh' ich, einen Reichthum, wie

solche Depensen ihn voraussetzen, hätte ich nicht bei ihm gesucht."

„Es war auch gestern besonders großartig," erwiederte Trojer, „es hieß, der Geburtstag des Hausherrn solle gefeiert werden, aber man munkelt auch von enormen Schulden und von hochstrebenden Plänen desselben, wofür diese Feste die captatio benevolentiae sein sollen. Es war darum auch Alles geladen und anwesend, was in Regiment und Kammer und bei Hof eine Stimme hat ..."

„Alles — bis auf die Hauptperson!" warf Heimbl ein.

„Du meinst den Staatskanzler?" fragte Trojer. „Als ob der Misanthrop jemals bei solchen Anlässen erschiene!"

„Er wird seine Gründe haben!" sagte Heimbl. „Neben der höchsten Person im Regiment hat aber auch die geringste gefehlt: unsern jüngsten Collegen Kolb habe ich vergebens gesucht!"

„Ich habe ihn heute bereits begegnet und befragt!" bemerkte Henrici. „Die Schönheit des Abends hat ihn zu einem größern Spaziergang veranlaßt, von dem er zu spät zurückkam, um noch mit Anstand erscheinen zu können!"

„Schönheit des Abends!" rief Trojer spöttisch. „Das muß ihn in Deinen Augen freilich entschuldigen! Ich kenne Jemand, der gestern zu spät gekommen ist, weil er auch einen ‚größern Spaziergang' unternommen hatte! Der Unterschied zwischen Beiden ist nur der, daß der Jemand mit einem tiefverschleierten Frauenzimmer innaufwärts lustwandelte, während Kolb — ich weiß es von einem Begegnenden ..."

„Schon wieder eine Anspielung!" lachte Heimbl, während Henrici in Verwirrung die Farbe wechselte. „Du

hast es heute auf unsern schüchternen Joseph abgesehen! Heraus damit, was Du von ihm weißt!“

„Zum letztenmale!“ rief Henrici, der sich zusammenraffte, „ich verbitte mir solche Diskurse! Du wirst mir dafür Rede stehen!“

„Mit Vergnügen — aber erlaube mir zuerst auszureden und zu sagen, daß Collega Kolb nach Mühlau spaziert ist und von da über die Weiherburg und das Büchsenhaus zurück, und zwar mit Niemand Anderem als Seiner Excellenz, dem Staatskanzler!“

„Dacht' ich's doch!“ bemerkte Spaur. „Er wird den ennuyanten Weg des ordinären Avancements zu abbreviren suchen!“

„Das thut Jeder, wenn er kann,“ sagte Heimbl, „daraus kann ich ihm kein Verbrechen machen! Aber lupus in fabula — da kommt er eben...“

Die Gesellschaft wendete sich nach der Thüre, durch welche Sekretär Kolb mit einem Bauern eintrat, ein Aktenstück in der Hand, in welchem er während des Gehens las. Als er die Anwesenden bemerkte, grüßte er sie mit zuvorkommender Artigkeit und rief: „Guten Morgen, meine Herren — Sie sind fleißiger und pünktlicher, als ich und beschämen den Neuling! — Ich treffe da so eben einen sonderbaren Casus! Die Herren erinnern sich ohne Zweifel noch der Streitsache, die vor einigen Wochen zum Vortrag kam, zwischen dem Kloster Stams und einem Seefelder-Bauern, puncto spolii?“

„Allerdings!“ sagte Henrici. „Handelte es sich nicht um den Besitz eines Stück Feldes, auf welchem der Bauer eine Grube angelegt hatte, um Steinöl zu gewinnen?“

„Ganz recht, ich erinnere mich auch!“ rief Trojer

„Das Kloster aber behauptet, Eigenthümer des Grundstücks zu sein und hat den Bauer gewaltsam vertrieben . . .“

„So ist's, guter Herr!“ sagte der Bauer. „Und weißt, droben bei uns in Seefeld, da ist so viel eine arme Gegend, und mußt Dich gar kümmerlich durchschlagen. Da war mir das Thirsenöl gar ein guter Behelf, denn es ist gar gesund und hilft für viele Gebresten bei Viehern und Menschen. Da bin ich damit herum'gangen hausiren im ganzen Land Tirol und hab' manchen Kreuzer heimgebracht für mich und meinen alten Vater, der nimmer arbeiten mag und so viel elend ist. Ich kann drum das Stückel Feld nit verlieren und wenn ich's müßt', dürft' ich nur gleich den alten Vater Buckel-Kraxen tragen und mit ihm betteln gehen! D'rum hab' ich geglaubt, ich soll klagen, daß mir die Herren zu meinem guten Recht verhelfen sollen . . .“

„Nun?“ sagte Henrici. „Wie ist mir denn? Ist denn die Sache nicht zu Deinen Gunsten beschieden worden?“

Kolb unterbrach den Sprechenden. „Laß mir Dein Schreiben hier, Landsmann,“ sagte er zu dem Bauer, „ich werde mich um die Sache erkundigen und Dir, wenn Du um zwölf Uhr wiederkommen willst, Bescheid sagen.“ Der Bauer sagte es zu und entfernte sich mit vielem Dank. „Ich geh' ganz wohlgetröst,“ sagte er, „Ihr seid Alle so freundliche Herren, Ihr werdet's wohl machen, wie's Recht ist.“

„Sie haben ganz Recht, Herr Collega!“ fuhr Kolb fort, nachdem der Bauer gegangen war. „Das Conclusum ging dahin, der Kläger Peter Herzog sei im jüngsten Besitz zu schützen und Kloster Stams habe seinen Anspruch in petitorio geltend zu machen. Stellen Sie sich nun meine Ueberraschung vor, als ich so eben diesem Manne an der

Treppe begegne und mich aus diesem Dekret überzeuge, daß ihm gerade die gegentheilige Sentenz intimirt worden ist!"

„Was sagen Sie? Das ist ja unmöglich!" riefen die jungen Leute untereinander.

„Lesen Sie selbst!" sagte Kolb, ihnen das Dekret hinreichend. „Kläger ist hier mit seiner Klage ab- und zur Ruhe verwiesen, weil das Kloster durch sofort liquiden Beweis sein Eigenthum an dem strittigen Grundstück dargethan!"

„Ich erinnere mich dessen vollkommen," rief Henrici, „aber der Einwand ward verworfen, als weil vitium spolii dadurch nicht sanirt werde und vor Allem der frühere Besitzstand herzustellen sei!"

„Allerdings! Das ist unbegreiflich!" sagten Trojer und Heimbl.

„Ich ließ den Mann abtreten," begann Kolb wieder, „um das Ansehen des Gerichtshofes nicht zu compromittiren: aber ich muß die Sache zur Anregung und Untersuchung bringen!"

„Ohne Zweifel! Es ist ein offenbares Falsum! Aber da kommt eben der expedirende Rath Koller, der muß den besten Aufschluß geben können!"

Der Eintretende war ein Mann von mittlerer Größe, von gedrungenem etwas plumpem Bau, welchem auch der stierartige Nacken und das breite starkknochige Gesicht entsprachen. Dunkles struppiges Haar, mit Grau gesprengt, umstarrte den Kopf und ließ nur einen schmalen Streifen der niedrigen Stirne unbewachsen und frei. Die braunen Augen fuhren lebhaft hin und her und verriethen wie die etwas stark geröthete Gesichtsfarbe eine heftige Gemüthsart.

„Wir sprachen so eben von Ihnen, Herr Rath Koller!“ rief ihm Henrici entgegen. „Sehen Sie dies Dekret in Sachen Peter Herzog contra Kloster Stams p. spolii. Wir Alle sind sehr verwundert, daß dasselbe einen ganz andern Inhalt hat, als das conclusum sessionis ... als expedirender Rath können Sie uns wohl aufklären, wie das zusammenhängt?“

Koller hatte das Blatt ergriffen und einen flüchtigen Blick hineingeworfen: er ließ Henrici kaum ausreden und rief ärgerlich: „Aufklären? Was hab' ich da aufzuklären? Das ist meine Sache nicht. Ich habe das mundum mit dem conceptum zu vergleichen und wenn es richtig copirt ist, meinen Namen darunter zu setzen. Weiter hab' ich für nichts zu haften und hafte auch nicht! Verstanden?“

„Ereifern sich der Herr Rath nicht!“ sagte Kolb. „So war es nicht gemeint. Wir wollten nur wissen, ob das Conceptum so gelautet hat, wie hier steht?“

„Da unten in der Ecke,“ schrie Koller noch zorniger, „da steht mein Name und coll. daneben. Können der Herr Sekretär lesen? Das heißt collationirt, und wenn das auf einem Intimatum steht, dann steht der Rath Koller mit jedem Haar dafür, daß kein anderer Buchstab' in dem mundum ist, als der im conceptum gestanden hat. Man kennt seine Pflicht, denn wenn man auch nur Titularrath ist, man könnte so gut vortragender Rath sein, als mancher Andere und vielleicht besser! Wenn's fehlt, muß es im conceptum fehlen! Lassen Sie sich das aufsuchen in der Registratur ... es ist nicht das erste, das corrigirt und geändert worden wäre!“

„Corrigirt? Gegen das Conclusum?“ rief Kolb verwundert. „Wer sollte sich das unterstehen?“

„Unterstehen?“ schrie Koller. „Wer sonst, als der sich Alles unterstehen darf im Land? Wer sonst als der Staatskanzler? Durch seine Hand gehen alle Concepte; die sehen oft aus, wie die Sudelhefte von den Schulkindern, die erst das Schreiben lernen. So durchstrichen und verkorrigirt sind sie! Sollte ich einen Vortrag haben und ein Conclusum aufsetzen und sollt' er mir was daran ändern! Aber wenn die Herren vom Collegium es sich gefallen lassen, was geht es mich an — ich bin ja nur der Handlanger, ich bin nur Expedirender!“

„Ich bin nicht befugt, Sie zurechtzuweisen, Herr Rath,“ sagte Kolb ernsthaft und fest, „allein rathen darf ich Ihnen wohl, mit Ihren Aeußerungen über Seine Excellenz etwas behutsamer zu sein. Nehmen Sie Dienstwidrigkeiten wahr, so ist es Ihre Pflicht, anstatt zu räsonniren, die Anzeige zu machen!“

„Daß ich ein Esel wär'!“ erwiederte Koller grob. „Dank für den guten Rath, aber ich verklag' den Teufel nit bei seiner Großmutter! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend und eh' einige Wochen in's Land gehen, kann man oft allerhand erleben. Der Uebermuth und die Bosheit mag so weit gehen, als sie will ...“

„Ich werde die Sache Seiner Excellenz vorlegen!“ unterbrach ihn Kolb. „Auch wird es Zeit sein, uns in's Sessionszimmer zu begeben. Die Herren Räthe werden durch den andern Eingang eingetreten sein.“

Er verbeugte sich und ging; die übrigen jungen Leute fanden es gerathen, ihm zu folgen und ließen Koller mitten in seinem Unmuths-Ausbruche stehen. „Dummes junges Volk!“ eiferte er ihnen nach. „Hat kein Ehrgefühl und keinen Patriotismus! Lassen sich hudeln und drücken von

einem hergelaufenen Menschen, einem Schuft... Ah, Er kommt eben recht, Marschalk Seiler," unterbrach er sich selbst, „ich habe mich einmal wieder geärgert. Wir wollen eine Partie auf dem Rumpelkegelspiel machen, daß ich den Aerger auslassen kann."

„Geht nit, Gnaden Herr Rath!" sagte der Marschalk, eine hohe martialische Gestalt. „Erstlich muß ich noch im Sessionszimmer nachsehen, ob alle Schreibzeuge gehörig mit Tinte und geschnittenen Federn versehen sind, und dann getrau' ich mir nit."

„Nicht getrauen? Warum?" fragte Koller verwundert. „Machen wir nicht schon bald zehn Jahre fast jeden Tag eine Partie miteinander?"

„Seine Excellenz sieht's nicht gerne, glaub' ich!" sagte Seiler leise. „Er hat mir schon vor einigen Wochen befohlen, ich soll das Rumpelkegelspiel wegbringen lassen... drum hab' ich's dort bei Seite in die Ecke gestellt, ob er's etwan übersieht!"

Rath Koller war blauroth geworden vor Aerger. „Was?" keuchte er. „Schon wieder was Anderes? Ist's mit den Neuerungen noch nicht genug? Es sollen wohl alle guten alten Bräuch' abgeschafft werden, damit Platz wird für was Neues, damit die dummen Tiroler es zuletzt gar nit merken sollen, wenn man uns luth... Geh' Er nur, Marschalk, seh' Er im Sessionszimmer nach, aber komm' Er gleich wieder — wir machen eine Partie miteinander!"

„Aber Se. Excellenz kann jeden Augenblick kommen!" sagte der Diener kleinlaut. „Er kommt immer über die Haupttreppe herauf."

„Auf meine Gefahr!" polterte Koller. „Ich will den

sehen, der es mir verwehrt, hier wie seit zehn Jahren meine Partie zu machen. Geh' Er nur, ich richte das Spiel indessen her!"

Der Marschalk ging, der Rath aber rückte das Spiel geräuschvoll aus der Ecke gegen die Mitte des Zimmers. Er hatte die Gestalt eines Tisches auf vier Beinen, dessen Platte mit grünem Tuche bezogen und mit hohen Leisten eingefaßt, an den obern Ecken aber zu einem Halbrund verkürzt war. In diesem Halbrund wurde ein Spiel kleiner zierlicher Holzkegel aufgestellt, während gegenüber eine verdeckte, tief ablaufende Rinne angebracht war. In diese wurde eine Kugel gelegt und dann mit einem eigens geformten Stock stoßweise in Bewegung gesetzt, damit sie die Rinne durchlaufen und beim Austritt aus derselben die Kegel treffen solle.

Als der Marschalk zurückkam, begann das Spiel zum großen Vergnügen des Raths, der eine solche Uebung bewies, daß er beinahe mit jedem Stoße die Kegel traf. Dem Diener schien dabei weniger wohl zu Muthe zu sein; er spielte nur um den zornmüthigen Rath nicht aufzubringen und konnte sich nicht enthalten, manchmal einen besorglichen Seitenblick nach dem Haupteingange zu werfen. „Aber wo hat Er denn heute seinen Kopf, Seiler?" rief Koller, der ganz in seinem Elemente war. „Er spielt ja zum Erbarmen! Seh' Er mir zu: so muß Er den Arm in die Höhe halten und so den Stoß führen, dann muß die Kugel den Ersten treffen! Sieht Er, da liegen schon wieder fünfe!"

Der Marschalk erwiederte nichts, sondern sprang eiligst zur Thüre, welche in das Sessionszimmer führte, denn die Hauptthüre war plötzlich von einem draußen stehenden

Diener aufgerissen worden und der Staatskanzler Biener trat mit einem alten Manne von höchst würdevollem Aussehen ein. Er war ganz in schwarzen Sammt gekleidet, nur auf der Brust glänzte eine breite goldene Ehrenkette. Er schien gar nicht zu bemerken, was in dem Zimmer vorging, sondern schritt mit seinem Begleiter dem Sessionszimmer zu, dessen Flügelthüren der Marschalk geöffnet hatte und mit ehrfurchtsvoller Verbeugung an der Seite derselben stand. Rath Koller stand wie ein kampfbereiter Hahn neben dem Kegelspiel und schien, auf den Spielstock gestützt, zu erwarten, was da kommen sollte. Biener's Auftreten und Gang war nicht hochmüthig, aber die bewußte Ruhe und Ueberlegenheit, welche sich in seinem ganzen Wesen aussprach, hatte etwas Gebieterisches und selbst Fürstliches. „Wir sprechen noch weiter davon, verehrtester Signor Carrara!" sagte er. „Vor der Hand müssen Sie mir versprechen, das Vizekanzler-Amt zu behalten . . ."

Schon im Begriffe, in's Sitzungszimmer einzutreten, hielt er an und sagte zu dem Marschalk gewendet: „Ich habe Ihm schon mehrmals befohlen, das Kegelspiel fortzuschaffen. Wenn ich es am Schlusse der Session noch hier finde, werde ich sorgen, daß Er zugleich mit dem Plunder aus dem Hause kommt!"

Der verblüffte Diener wagte nichts zu erwiedern; Rath Koller aber vermochte nicht an sich zu halten und rief mit zornbebender Stimme: „Das Kegelspiel steht hier seit Menschengedenken!"

Biener wandte sich nach dem Sprecher um und blitzte ihn eine Sekunde lang mit einem Blicke an, vor welchem der zornige Trotz des Raths sich nicht zu behaupten vermochte und unwillkührlich einer unterwürfigen Diensthal-

tung Platz machte. „Verjährung ist kein Rechtstitel für Unsinn!“ sagte Biener mit eisiger Ruhe. „Das Ding gehört in die Kinderstube, und nicht in den Gerichtssaal! Fort damit!“

Die Thüre schloß sich hinter ihm; der Marschalk stand noch einen Augenblick schweigend und wie versteinert an der Thür. „Jetzt haben Sie's selber gehört, Herr Rath!“ sagte er dann achselzuckend und mit einem schweren Seufzer. „Wenn ich nicht mein Bündel schnüren will, darf ich nur gleich nach dem Ofenheizer suchen, daß er mir den verwünschten Rumpelkasten wegbringen hilft!“

Der Rath schien erst jetzt wieder zu sich selbst zu kommen. „Ja, ich hab's gehört!“ rief er giftig. „Hab's verstanden und will mir's merken! Also Unsinn ist es und Kinderspiel, was die gelehrten Herren, die seit fünfzig Jahren hier aus- und eingegangen sind, für Recht gefunden haben! O ich verstehe Alles, ich merke nur zu gut, wo das hinaus will! Mit dem Kleinen fängt man an und wo man aufhören wird, läßt sich denken! Das gute Alte soll eben überall fort! Das Kegelspiel war unsern Vorfahren eine erlaubte Gemüthsergötzung! Bei der sitzenden Lebensweise eine besonders gedeihliche Körperbewegung! Und für uns soll es auf einmal ein kindischer Unsinn geworden sein? Verrechnet, Excellenz — ich will mich für die Verjährungs-Lektion bedanken und setze meinen Kopf daran, — das Kegelspiel muß wieder an seinen Platz, und wenn darüber ein Kanzler den seinigen räumen müßte!“

Stürmisch stülpte er den Hut auf den Kopf und eilte hinaus; kopfschüttelnd und achselzuckend folgte der Marschalk.

— Im Sitzungssaale hatte unterdessen der Vortrag begonnen und nahm seinen hergebrachten Gang. An dem

langen, bis auf den Boden herab mit dunkelgrünem Tuche bedeckten Tische saßen die Räthe, vor sich Aktenbündel, aus welchen sie eben vorzutragen hatten. Am obern Ende der Tafel in einem hohen Stuhl lehnte Biener, als Vorsitzender, ihm zunächst zur rechten Seite der tirolische Vizekanzler Carrara, links Freiherr von Völs als ältester Rath, an welche beiden sich die übrigen Mitglieder des Collegiums nach dem Alter anreihten. Zu unterst saßen die Sekretäre und Praktikanten. Der Saal war durch Pilaster von braunrothem Marmor in verschiedene Wandflächen abgetheilt; an jeder hing das lebensgroße Bild eines der frühern Landesherrn von Tirol, über Biener's Stuhl in einer Art von Thronhimmel das der regierenden Fürstin Claudia.

Ueber eine Stunde war bereits vergangen und die Berathungs-Gegenstände nahezu erschöpft, als die Eingangsthüre sich ungestüm öffnete und Graf Montecuculi hastig hereintrat. Er begrüßte die Anwesenden kurz, legte den Hut ab und trat neben Biener's Stuhl. „Darf ich Excellenz bitten ...“ sagte er mit einem Tone, welchem die Gereiztheit deutlich anzuhören war.

„Gräfliche Gnaden befehlen ...?“ fragte Biener entgegen, nicht ohne Anflug von Ironie, indem er sich den Anschein gab, als verstehe er nicht, was Montecuculi verlange.

„Der Regiments-Präsident Graf Wolkenstein,“ begann der Graf wieder, „ist durch die tödtliche Erkrankung seiner Frau Gemahlin verhindert, in der Session zu erscheinen — nach ihm gebührt der Vorsitz mir und ich muß Excellenz ersuchen, mir meinen Platz abzutreten!“

„Unbedenklich, Herr Graf!“ erwiederte Biener. „Der Staatskanzler ist im Regimentskollegium nur der erste Rath

extra statum — indessen ist es Ihnen so spät in den Sinn gekommen, Ihren Anspruch geltend zu machen, daß wir inzwischen die Vortragsgegenstände alle erledigt haben. Mich dünkt, es ist nur noch Eine Sache übrig, bei welcher es Gräfliche Gnaden vielleicht unlieb sein dürfte, zu präsidiren — Sie erlauben also, daß ich Ihnen diese Unannehmlichkeit erspare und den Vorsitz behalte."

Es lag etwas in Biener's Ausdruck und Betonung, was den Grafen verwirrte. „Und welche Sache wäre dies?" rief er etwas beklommen und nahm auf dem Stuhle Platz, welchen der eiligst herbeigesprungene Sekretär Trojer zwischen Biener und Carrara geschoben hatte.

Der Kanzler machte eine auffordernde Handbewegung gegen den in seinen Papieren blätternden Referenten. Es war Sekretär Kolb, welcher mit klarem ruhigem Vortrage begann. „Die Sache, worüber ich dem hohen Collegium zu referiren beauftragt bin, betrifft die Verhaftung des Innsbrucker Juden Abraham May wegen Ueberschreitung der Pestcontumaz-Linie respective das dieserwegen gegen ihn eingeleitete Strafverfahren ..."

Montecuculi wechselte die Farbe und rückte unwillig auf dem Stuhle.

„Den hohen Herren ist bekannt," fuhr Kolb fort, „was maßen zur Abwehr der Pest, von welcher Tirol erst vor wenigen Jahren so erschrecklich heimgesucht worden, die höchste Landesregierung eine Contumazlinie gezogen und die Ueberschreitung derselben ohne die angeordneten Sicherheitsmaßregeln auf's Strengste verboten hat, bei Confiskation der etwa transportirten Waaren und sonstig willkührlicher Strafe gegen den Contravenienten. Dem Pflegamte zu Roveredo war nun unter'm achten **hujus** eine Anzeige zu-

gegangen, wie daß demungeachtet der Jude Abraham May aus Innsbruck mit einer großen Ladung Wein die Linie umfahren und das Verbot übertreten habe. Das Amt ließ den Juden anhalten und sammt Ladung in die Contumaz-Anstalt bringen; da er sich aber auf einen ihm ertheilten Schein berief, vermöge dessen ihm die Einfuhr ohne Rücksicht auf die Contumaz gestattet sei, hat das Amt berichtliche Anfrage gestellt, welches Verfahren bei so bewandten Umständen vorzukehren sei ..."

Montecuculi vermochte kaum mehr, seinen Grimm zu bändigen. Er warf die Feder, mit welcher er inzwischen gespielt hatte, heftig auf den Tisch und fing an, mit den Fingern auf den Tuchüberzug zu trommeln.

„Darauf wurde," begann Kolb wieder, „dem Pflegamt zur Entschließung bedeutet, daß es gegen Abraham May die Untersuchung in gesetzlicher Weise durchzuführen, die geschlossenen Akten aber sammt dem angeblichen Bewilligungsscheine, auf welchen Contravenient sich berufe, zur Beschlußfassung einzusenden habe ..."

Der Graf vermochte nicht länger an sich zu halten. „Wer hat diese Verfügung erlassen?" rief er in einem Tone, welcher so sehr von dem an diesem Orte herkömmlichen abwich, daß die sämmtlichen Anwesenden sich nach ihm umwandten oder doch einen befremdlichen Seitenblick auf ihn warfen.

„Die Regierung!" antwortete Biener kaltblütig und winkte dem Referenten fortzufahren.

„Das Pflegamt Roveredo," begann dieser wieder, „ist dem Auftrage nachgekommen, und es ist nun in der geschlossenen Untersuchung Beschluß zu fassen ..."

„Und liegt die Licenz vor," fragte Vizekanzler Carrera

dazwischen, „auf welche der Jude sich beruft? Von wem ist sie ausgestellt?"

„Von Ihro erzfürstlichen Durchlaucht Obersthofmeister, Herrn Grafen von Montecuculi!" antwortete Kolb.

Der überraschende Eindruck dieser Worte war allgemein und peinlich. Die Versammelten schwiegen und schienen zu erwarten, daß der Graf eine aufklärende Bemerkung abgeben werde: dieser aber kochte innerlich vor Wuth und war unvermögend, ein Wort hervorzubringen.

Biener blickte einen Moment in der Versammlung umher, als ob er ihm die Gelegenheit, sich zu äußern, nicht verkürzen wolle; dann sagte er gelassen: „Ihr Antrag Herr Referent?"

„Die Untersuchung," begann dieser, nicht ohne einige fühlbare Befangenheit, „ist in gesetzlicher Form geführt und da in thatsächlicher Hinsicht nichts beizufügen ist, erlaube ich mir sogleich zur Hauptsache überzugehen. In Anbetracht nun, daß die Contumaz-Verordnung aus Rücksichten auf das allgemeine öffentliche Wohl hervorgegangen ist, um dem Lande die Wiederholung einer so betrübten Calamität zu ersparen — anerwogen weiter, daß gegenüber solchen allgemeinen Maßregeln eine Ausnahmsverfügung undenkbar ist, weil sie contra rationem legis verstoßen und selbes lediglich illusorisch machen würde: — in schließlicher Consideration endlich, daß eine solche Ausnahme, wenn sie per inconcessum jemals statuirt werden könnte, nur von derselben höchsten Regierungsgewalt ausgehen könnte, welche das Verbot erlassen hat — geht mein Antrag unmaßgeblich dahin, die Licenz, auf welche Inculpat sich beruft, für unbehelflich und pro non existente zu erachten, und gegen den Juden Abraham May die Confis-

kation der verbotwidrig eingeführten Waaren auszusprechen. Salvo meliori."

Montecuculi zerbiß sich wüthend die Unterlippe. „Wer hat die Verfügung an das Pflegamt erlassen?" fragte er nochmal mit bebender Stimme.

„Ich habe es Ihnen schon gesagt," erwiederte Biener, „die Regierung hat es gethan. Doch muß ich bitten, die Abstimmung nicht zu unterbrechen ... Ist Jemand von den hohen Herren, der noch einer thatsächlichen Aufklärung bedarf? Außerdem schreite ich zur Abstimmung. Herr Vizekanzler Carrara, Ihr Votum!"

Der Greis wiegte einen Augenblick das silberweiße Haupt, dann sprach er bedächtig: „Einverstanden mit dem Referenten."

Regierungsrath Freiherr von Völs, der nach ihm zum Votiren kam, bedachte sich ebenfalls eine Sekunde und begann dann mit nicht minderer Ueberlegung: „Ich bin gegen den Antrag. Mir scheint der Jude entschuldigt zu sein, da er wirklich eine Licenz besaß, also in gutem Glauben sein konnte, so handeln zu dürfen, wie er gehandelt hat. Wegen der Besonderheit des Falles, sowie in gebührender Berücksichtigung der hohen Stelle, welche sich zur Ausstellung der Licenz veranlaßt gesehen — beantrage ich, von einer Bestrafung des Juden Umgang zu nehmen und die Untersuchung niederzuschlagen."

Biener schritt in der Abstimmung fort; sie ergab vier Stimmen für, und ebenso viele gegen den Antrag. „Also paria!" sagte er. „Ich trete dem Antrag bei; derselbe ist also per majora zum Beschluß erhoben."

Montecuculi sprang heftig auf, daß der Stuhl hinter ihm geräuschvoll umstürzte. „Wer hat die Verfügung an

das Pflegamt erlassen?" rief er losbrechend. „Gräfliche Gnaden scheinen zerstreut zu sein!" erwiederte Biener, sich gleichfalls in unerschütterlicher Ruhe erhebend. „Wie oft soll ich Ihnen wiederholen — die Regierung hat es gethan!"

„Nein!" rief Montecuculi außer sich. „Die Regierung weiß nichts davon! Sie allein, Sie haben es gethan, weil ich die Licenz ausgestellt habe! Es ist eine persönliche Intrigue gegen mich!"

„Darauf habe ich keine Antwort!" entgegnete der Kanzler stolz, indem er dem Erzürnten den Rücken zuwendete und der Versammlung mit Würde zurief: „Meine hohen Herren — die Sitzung ist geschlossen!"

„Herr!" schrie Montecuculi fassungslos, „ich fordere den Respekt, der mir gebührt!"

„Was Ihnen gebührt, habe ich Ihnen nie verweigert!" sagte Biener mit bedeutsamem Nachdruck.

„Sie oder ich!" tobte der Graf weiter. „Einer von Beiden muß aus dem Collegium!"

„Ich bin hier durch den Willen Ihrer erzfürstlichen Durchlaucht — Sie können das halten nach Belieben!"

Damit machte Biener gegen die übrigen Anwesenden eine herablassende freundliche Verbeugung und verließ den Saal. Montecuculi stürzte durch die andere Thüre hinaus, indem er einen italienischen Fluch zwischen den Zähnen murmelte und Biener mit geballter Faust nachdrohte. —

Schweigend ging die Versammlung auseinander, denn Jeder scheute sich, gegen einen Andern vorschnell eine Ansicht auszusprechen, welche ihn je nach der Wendung der Sache bloßstellen konnte. Nur Trojer konnte sich nicht enthalten, im Heraustreten Henrici unter den Arm zu

fassen. „Spürst Du die Schwüle nicht auch? Mir scheint, ein Gewitter ist im Anzug!"

— Biener war geraden Wegs zur Residenz gegangen, um wie jeden Tag zur bestimmten Stunde die Befehle der Regentin entgegen zu nehmen. Als er im Vorsaal ankam, waren daselbst bereits einige Beamte und Adeliche versammelt, welche gleichfalls zur Audienz beschieden waren. Der Kanzler wandte sich nach kurzer allgemeiner Begrüßung an den dienstthuenden Kämmerer, um der Fürstin seine Anwesenheit melden zu lassen. Dabei begegnete sein Blick dem eines großen wohlgebildeten Mannes, der in gleicher Tracht wie er selbst, und eine ähnliche Kette auf der Brust in einer Fensternische lehnte. Es war eine bedeutende Erscheinung; das feine bleiche Gesicht war geistvoll geschnitten, die hohe Stirn zeigte von ausgebildeter Denkkraft, nur das wiederkehrende Zucken der Mundwinkel und eine gewisse Unstätheit des Blicks beeinträchtigten den günstigen Gesammteindruck. Beide Männer waren wesentlich verschieden, und doch von einer gewissen Gleichheit der Anlage: sie schienen bestimmt innige Freunde oder erbitterte Gegner zu sein. Trotz des an Stolz gränzenden Selbstbewußtseins wirkte Biener's ganzes Wesen angenehm und Vertrauen erweckend: das des Andern hatte etwas Abstoßendes und Unheimliches.

Einen Augenblick maßen sich Beide, als wenn sie erwarten wollten, wer das erste Wort der Anrede aussprechen sollte. Der Mann am Fenster machte dann eine Bewegung, um Biener entgegenzutreten, worauf dieser ihm zurief: „Sie hier, Collega Vollmar? Sie sind im Begriffe, sich zum Friedenskongreß nach Hamburg zu begeben und

wollen vermuthlich Ihre Vollmachten und Instruktionen in Empfang nehmen?"

„Zu dienen, Excellenz!" erwiederte Vollmar mit ausgesuchtester Höflichkeit. „Ich würde indeß Innsbruck nicht verlassen haben, ohne mich noch persönlich zu beurlauben und Euer Excellenz Wohlwollen zu empfehlen ..."

„Bemühen Sie sich nicht," entgegnete Biener, „und lassen wir beiderseits die Excellenz weg. Sie sind Kanzler von Vorderösterreich, ich bin Staatskanzler von Tirol — also können wir die nichtssagende Titulatur wohl compensiren. Ich wünsche Ihnen Glück zu der Ihnen widerfahrenen Auszeichnung, daß Sie Oesterreich bei dem großen Friedenswerke vertreten sollen: die Interessen von Tirol gehen damit Hand in Hand und Sie werden daher auch diese wohl damit verbinden können. Sie wissen, den blutenden deutschen Landen thut der Friede wahrlich noth ..."

„Ich werde Alles aufbieten, was in meinen geringen Kräften steht," erwiederte Vollmar, „leider aber muß ich bekennen, daß meine Hoffnungen für den Frieden nur sehr kümmerlich sind. Es wird jedenfalls ein zeitraubendes, weitaussehendes Werk werden ..."

„Ja, es wird zu diplomatisiren geben: doch dazu sind Sie der Mann. Wäre nur Frankreich und Schweden nicht hereingezogen worden in die deutschen Angelegenheiten, dann wäre die Sache bald abgemacht — aber die Ansprüche der Fremden und die Frage der Religionsgleichheit werden die Klippen bilden, an denen so lange Alles scheitern wird, bis alle Parteien gleich erschöpft und des Krieges gleich müde sein werden."

„Dazu soll's und kann es nie kommen!" sagte ein während des Gesprächs hinzugetretener Mann von vier-

schrötigem Aussehen und derber Gesichtsbildung. „Religionsgleichheit! Warum nicht gar! Der Herr Kanzler Vollmar werden sorgen, daß es nie dazu kommt!“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Biener mit einem kurzen Seitenblick auf den Sprechenden, „ob der Herr Kammerpräsident von Gröbner auf Wolfsthurm damit den Anschauungen des Herrn Kanzlers nahe gekommen sind: ich glaube Gründe für das Gegentheil zu haben...“

„Excellenz werden doch nicht etwa meinen,“ rief Gröbner, „daß man den Ketzern nachgeben soll?“

„Ich meine,“ sagte Biener, „daß dieser ganze traurige Krieg zu ersparen gewesen wäre, wenn Ketzer und Nichtketzer nicht den Glauben, sondern das Recht in Betracht gezogen hätten. Die Augsburger-Convention, so ärmlich sie war, hätte bei beiderseitigem guten Willen die Ausgleichung angebahnt. Nur Gleichberechtigung schafft Gleichgewicht, und nur wo Gleichgewicht ist, kann Friede sein!“

Gröbner blickte den Staatskanzler starr und mit offnem Munde an, während Vollmar keine Miene verzog. „Aber die Religion?“ rief er. „Der christkatholische Glaube?“

Biener war im Begriff, rasch zu erwiedern; er besann sich aber und sagte mit zurückhaltender Mäßigung: „Haben wir uns um Andere zu kümmern? Ich bin ein guter katholischer Christ und habe es bewiesen. Wohl dem, wer wie ich in seinem Glauben die Beruhigung und Zuversicht des Heiles finden kann — sollen wir aber darum Andere schelten oder auf ihrem Wege beirren? Lassen wir das den Theologen: es wird eine Zeit kommen, in der man es unbegreiflich finden wird, daß es einmal für Staatsweisheit gelten konnte, auch die Gewissen regieren zu wollen!“

Gröbner war noch verblüffter als zuvor. „Meinet-

wegen," sagte er dann, „aber nach Tirol wenigstens soll die Ketzerei nicht herein kommen. In unsern Bergen soll es für ewige Zeiten wie bisher heißen: Ein Landesherr und Ein Glaube!"

„Wie bisher?" fragte Biener lächelnd. „Entschuldigen Sie, wenn ich als Nicht-Tiroler Sie erinnere, daß die Geschichte Ihres Landes davon nichts weiß. Nirgends hat wohl die neue Lehre bereitwilligere Hörer und offnere Herzen gefunden, als gerade in diesen Bergen. Sie ist nur mit Blut und Gewalt unterdrückt worden... Wie lange ist es denn, daß auf dem Innsbrucker Stadtplatz der letzte Lutheraner oder Wiedertäufer-Kopf gefallen ist?"

„Wenn's so wäre," rief Gröbner mit hochgeröthetem Gesicht, „dann ist's nur ein Beweis, daß man zu nachsichtig war und zu wenig Blut vergossen hat..."

„Pfui!" rief Biener mit Entrüstung, wandte Gröbner den Rücken zu und schritt mit Vollmar bei Seite. „Lassen wir den Idioten," sagte er, „und erlauben Sie mir, Ihnen noch ein Wort im Vertrauen zu sagen."

„Ich bin begierig!" erwiederte Vollmar verbindlich.

„Sie wissen," fuhr Biener anscheinend gleichgiltig fort, behielt aber dabei Vollmar beständig im Auge, „wie wichtig für das erzfürstliche Haus der Besitz von Breisgau und ganz Vorderösterreich ist und daß Beides durch die neuesten Kriegsereignisse so gut wie verloren ging."

„Leider."

„Unser Hauptaugenmerk muß darauf gerichtet sein, diese Länder wieder zu erhalten. Da es nun hauptsächlich der Fall von Breisach war, was den Verlust zur Folge hatte..."

Biener hielt inne, als erwarte er eine Antwort. Als keine erfolgte und Vollmar ihn erwartend ansah, fuhr er

fort: „... glaubte ich dem Uebergange dieses Platzes besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu sollen. Ich wünschte nun, daß Sie bei Ihren weitläufigen Verbindungen mich dabei unterstützen möchten ..."

„Sehr gerne, sobald ich erst wissen werde ..."

„Es ist mir gelungen, eine ziemlich zuverlässige Spur zu entdecken, daß Breisach — durch Verrath gefallen ist..."

„Was sagen Sie?" rief Vollmar mit anscheinender Ruhe, doch entging es Biener's scharfem Auge nicht, daß bei dem Worte Verrath eine unwillkührliche Bewegung über sein Gesicht geglitten war. Im nämlichen Augenblick kündigte der Thürsteher das Erscheinen der Erzherzogin an, indem er dreimal mit seinem Stabe auf den Boden stieß. Das Gespräch war abgebrochen, Vollmar und Biener nahmen die ihnen zukommenden Plätze ein. „Es ist kein Zweifel," murmelte der Staatskanzler vor sich hin, „er war es!"

— Erzherzogin Claudia erschien auf der Schwelle ihres Gemachs in dunklem Seidenkleide, weniger prachtvoll und gebieterisch als bei Einweihung der Porta Claudia, aber weicher, gewinnender, und so schön wie damals. In einiger Entfernung hinter ihr wurde der Obersthofmeister Graf Montecuculi und einige ihrer Damen sichtbar, darunter ihr zunächst ein schönes junges Mädchen mit reichen braunen Locken, die kinderhaften Augen jungfräulich zu Boden geschlagen.

Die einzelnen Vorstellungen und Audienzen gingen bald zu Ende: die Fürstin schien ermüdet oder nicht gut gelaunt zu sein und beschleunigte das Ende der lästigen Ceremonie. Als zuletzt Kanzler Vollmar seine Vollmacht erhalten und sich verabschiedet hatte, warf sie sich in einen Lehnsessel,

stützte den Arm nachdenkend auf und sah schweigend vor sich hin. Niemand war weiter anwesend als Biener und der Oberstkämmerer, sowie die Damen und Montecuculi. „Da schicke ich einen Gesandten ab," sagte sie endlich, „der helfen soll, Friede in Deutschland zu machen — und habe den Unfrieden im Hause! — Was muß ich von Ihm hören, Biener? Graf Montecuculi hat sich bitter über Ihn beschwert! Was habt Ihr miteinander? Will Er auch anfangen, mir Verdruß zu machen?"

Biener war ehrerbietig herzugetreten. „Durchlaucht," sagte er, „wenn es mir nicht widerstrebte, mit unangenehmen Dingen zu behelligen, wäre es wohl an mir gewesen, mich zu beschweren. Doch — da die Sache einmal zur Sprache gekommen, geruhen Durchlaucht mich zu hören."

Claudia nickte und hörte abgewandt Biener's Erzählung zu, der den ganzen Handel des Juden May sammt dem Auftritte in der Session ohne Zuthat oder Weglassung einfach und wahrheitsgetreu vortrug. Einigemale machte Montecuculi Miene, ihn zu unterbrechen, eine unwillige Geberde der Fürstin gebot ihm aber zu schweigen.

„Geruhen Durchlaucht," schloß Biener seinen Bericht, „den Herrn Grafen zu befragen, ob irgend ein Umstand sich anders verhält, als ich ihn vorgetragen habe."

„Das lautet um Vieles anders!" fuhr Claudia auf, als der Graf schwieg. „Er hat mir die Sache nicht so erzählt!"

„Durchlaucht wollen gnädigst bemerken," sagte der Graf sich ermannend, „daß ich allen Grund hatte, mich im vollsten Rechte zu glauben. Die Ausnahme von dem Contumazverbot war eine vollkommen wohlbegründete!"

„Unmöglich!“ sagte Biener kalt. „Dafür kann es keine Gründe geben!“

„In Ihren Augen vielleicht!“ sagte Montecuculi listig, sichtbar gewiß, seinem Gegner einen tödtlichen Schlag zu versetzen. „Abraham May hat die Weinlieferung für den Bedarf der Allerhöchsten Hofhaltung gemacht — da werden Excellenz doch wohl eine Ausnahme zulassen?“

„Nein — auch hier nicht!“ erwiederte Biener so gelassen, daß der Oberstkämmerer erbebte und auch die Fürstin wie fragend sich nach ihm herumwandte.

„Wer eine Ausnahme statuirt,“ fuhr Biener lächelnd fort, „bestätigt die Regel. Gräfliche Gnaden geben also selbst zu, daß es nothwendig ist, die Contumaz zu handhaben, um die Einschleppung der Pest zu verhindern. Und für die Allerhöchste Hofhaltung wollten Sie eine Ausnahme machen und vielleicht Durchlaucht selbst der Gefahr aussetzen?“

Claudia lächelte und rief dem Grafen, der vergeblich an einer Erwiederung würgte, zu: „Geh' Er, geh' Er, Montecuculi, Er versteht den Geschäftsgang nicht!“

„Durchlaucht,“ stammelte Montecuculi, „Durchlaucht wollen einsehen, daß das Ganze nur eine persönliche Intrigue des Kanzlers gegen mich ist ...“

„Warum sollte ich gegen den Herrn Grafen intriguiren?“ sagte Biener, zur Herzogin gewendet, ohne die Anwesenheit des Letztern zu beachten. „Ich habe weder für noch gegen ihn Rücksichten zu beobachten, aber ich habe auch keine gegen den Juden May, denn ich stecke nicht in seinem Schuldbuch!“

„Diavolo!“ knirschte der Graf, „das mir? So spricht kein Cavalier von Ehre... Sie sind ...“

„Schweig' Er!“ herrschte ihn Claudia gebieterisch an. „Kein solches Wort mehr ...“

„Mag er reden,“ sagte Biener mit Würde, „die Ehre liegt in der Sittlichkeit des Mannes und darin messe ich mich getrost mit dem Grafen und jedem Andern!“

Montecuculi schien noch etwas erwiedern zu wollen; Claudia wiederholte noch entschiedener den Wink zu schweigen. „Freilich,“ sagte er dann achselzuckend und mit scheinbarer Unterwürfigkeit, „wenn Ihre Durchlaucht jede Anklage durch einen Machtspruch niederschlagen ...“

„Das soll nicht sein!“ rief Biener, der zum erstenmale in etwas aus seiner gelassenen Ruhe aufloderte. „Es soll nicht einmal scheinen, so zu sein! Das Benehmen und die Worte des Grafen geben der Deutung Raum, als sei ihm irgend ein von mir begangenes Unrecht bekannt. Als Ihro Durchlaucht langjähriger erprobter Diener und Rath darf ich fordern, daß es dabei nicht sein Bewenden habe. Mein bürgerlicher Name ist mir so heilig wie der adeligste Wappenschild. Befehlen Ihre Durchlaucht, daß der Herr Graf seine Beschuldigungen gegen mich in eine bestimmte Anklage zusammenfasse!“

Claudia sah ihn fest an und rief: „Gut! Graf Montecuculi, wir geben Ihm auf, die Inzichten, die er gegen unsern Staatskanzler Biener vorbringen kann, in eine förmliche Anklage zu verfassen und die Beweise an die Hand zu geben. Er hat dazu acht Tage Zeit — später werde ich Ihn als einen Verläumder ansehen und nicht mehr anhören!“

„Ich habe das nicht zu fürchten,“ sagte Montecuculi mit tiefer Verbeugung, „und gehe sogleich an's Werk!“

Auch Biener verbeugte sich stumm: Claudia sah Beiden nicht ohne Beklommenheit nach. „Inzwischen,“ rief sie,

„Haltet Frieden, Ihr Herren! Den trifft mein schwerster Zorn, wer sich vor Ausgang der Sache nur ein unziemliches Wort erlaubt!"

Sie wendete sich ihrem Gemache zu, in welches der Oberstkämmerer bereits voraus eingetreten war. An der Schwelle kehrte sie sich um und rief Biener zurück. In schweigender Erwartung trat der Kanzler vor die Fürstin. Sie sah ihn forschend an und sagte dann halblaut: „Er weiß, was ich von Ihm halte, — wär's an dem, sollte ich mich wirklich auch in Ihm getäuscht haben?"

„Wie?" entgegnete Biener ebenso. „Durchlaucht könnten wirklich an mir zweifeln?"

Er begegnete sicher und furchtlos dem gespannt auf ihm ruhenden Blicke der Fürstin. Kein Wort wurde gesprochen, aber tief in den Augen Beider dämmerte und tauchte ein verwandter Lichtstrahl auf und drohte flammend daraus hervorzubrechen. „Ich zweifle nicht . . ." sagte Claudia in weichem gütigem Tone und wandte sich rasch nach der Thüre ihres Gemaches.

Mit ihren eigenen Gedanken und Gefühlen beschäftigt, bemerkte sie im Vorüberschreiten nicht, daß die jüngste ihrer Damen mit den braunen Locken unbeweglich an einer Säule stand, und daß der sonst so schüchtern an die Erde geheftete Blick mit sehnsüchtig schwärmerischem Ausdruck den Staatskanzler begleitete, welcher, von den Wachen salutirt, würdevoll durch den Corridor hinweg schritt.

Viertes Kapitel.

Il pastor fido.

Ein Gewitter hatte sich in's Gebirge hereingezogen und in starken mehrtägigen Regengüssen entladen. Noch hing an den Bergen das Gewölke in zerrissenen weißgrauen Massen tief zu den Ebnen herab, aber in der Höhe war es licht, Sonnenschein und Streifen blauen Himmels begannen durchzubrechen und verhießen, daß dem schönen Morgen ein noch schönerer Tag folgen werde. Die Kieswege im fürstlichen Schloßgarten am Rennplatz waren schon abgetrocknet und nur hie und da schüttelten die hohen Linden und Buchenkronen des Gartens noch einzelne blitzende Tropfen von den schweren nickenden Zweigen. Besonders anmuthig und warm war es schon in der Umgebung des großen tempelähnlichen Pavillons, der so ziemlich die Mitte des Gartens bildet und auf welchen hin nach der damals üblichen Anlags-Weise alle Wege, alle Laubengänge und Taxushecken strahlenförmig zusammenliefen.

Auf einer der Marmorbänke an der äußern Seite des Pavillons saß Schildhofer und hielt einen Knaben von ungefähr acht Jahren zwischen den Knieen, ein offenes blühendes Kindergesicht mit lang herabwallendem blondem

Lockenhaar und grünem frei anliegendem Sammetumwurf, dessen Farbe dazu diente, die Frische und Röthe des jugendlichen Antlitzes zu erhöhen.

Unweit davon war über die Rasenfläche ein Teppich hingebreitet, auf welchem zwei Mädchen von ungleichem Alter beisammen saßen und sich mit dem Ordnen und Binden von Blumen beschäftigten. Die Aelteste davon, ungefähr in gleichem Alter mit dem Knaben, war die Leiterin und Anordnerin des Spiels, sie prüfte und wählte die Blumen, legte sie so und wieder anders, während die Jüngste neben ihr saß und die Falten ihres Kleidchens zu einer Art Körbchen zusammengelegt hatte, worein sie die Blumen legte, der Schwester hinreichte und neuen Vorrath zusammentrug. Die Straußbinderin glich dem Knaben auch an Gesichtsfarbe und Haar: die Andere war dunkler gefärbt und um die bräunlichen Nacken fiel tiefbraunes Ringelhaar herab.

Nebenan unter den Bäumen wandelte das junge Hoffräulein der Erzherzogin auf und ab, indem sie das Spiel der Mädchen aus der Ferne beaufsichtigte, zugleich aber von Zeit zu Zeit in die Nähe des Bauern mit dem Prinzen gelangte. Der Alte erzählte dem Kleinen, hielt aber inne, als sie hinzutrat und sagte, indem er lächelnd zu ihr emporsah: „Willst mir zuschauen, Fräulein, wie ich mich anlass' zur Kindsmagd? Es bleibt einem alten Menschen zuletzt doch nichts Anderes übrig, also find' ich mich lieber gleich d'rein — bei mir daheim hab' ich doch keine Aussicht dazu ...“

„So seid Ihr ganz allein in Eurer Heimath?“ fragte das Fräulein. „Habt Ihr keine Kinder?“

„Wohl," sagte der Bauer, „ich hab' eine Tochter — aber die will mit aller Gewalt in's Sterzinger-Moos!"

„Was soll sie da?"

„Weißt nit, daß die alten Jungfern alle zusammen in's Sterzinger-Moos kommen und es ausschöpfen müssen? Sie will nichts vom Heirathen wissen und ist doch ein sauberes lebfrisches Madel wie Du, Fräulein!"

„Aber was bestimmt sie dazu? Ich möchte Eure Tochter wohl kennen, Ihr seid ein so guter munterer Mann, daß ich sie mir gar nicht als traurig vorstellen kann . . . Wo wohnt Ihr?"

„Ja ja," sagte Schildhofer bedenklich, „es ist völlig aus, was ich für ein lustiger Kerl bin! Soll mich freuen, wenn Du mich einmal besuchst, Fräulein — ich wohn' aber nit im Schloß. Ich hab' mir's ausgebeten von der Frau Claudia, daß ich draußen, ein bissel außer der Stadt wohnen darf, ich bin's so viel gewohnt von mein' Bauernleben her. Siehst, Fräulein, dort drüben über'm Inn, wo der Thurm aus den Bäumen herausschaut, das ist der Frau Herzogin Claudia Ansitz, das Büchsenhaus genannt . . . daneben ist ein kleines Haus, wie's für Unser Einen gerecht ist — da wohn' ich."

Das Fräulein folgte der angedeuteten Richtung mit den Augen. „Das Büchsenhaus?" sagte sie leicht erröthend. „Wohnt da nicht auch . . ." Sie hatte rasch begonnen, aber stockte ebenso rasch und vollendete nicht.

Schildhofer sah sie verwundert an und eine Möglichkeit stieg in ihm auf, die ihm ein Lächeln abnöthigte. Er war jedoch zu gutherzig, die Verlegenheit des Fräuleins zu vergrößern und zu klug, sie durch eine Bemerkung scheu zu machen und sich dadurch die weitere Beobachtung und

Ergründung dieser Möglichkeit zu erschweren. Er strich sich den Bart zurecht, um das Lächeln im Entstehen zu verbergen, that, als ob ihm gar nichts aufgefallen wäre und sagte: „Ja, im Büchsenhause wohnt die Excellenz, der Staatskanzler Biener. Wir sind Nachbarn.“

Der Knabe hatte schon während des ganzen Gesprächs seine Ungeduld zu erkennen gegeben und den Alten bald am Rocke gezerrt, bald am Bart gezupft; länger war er nicht zu bändigen und rief, indem er zu dem Halse des Alten mit beiden Armen emporkrabbelte: „Erzähle weiter, erzähle!“

„Sei'n Sie nicht so ungestüm, Prinz Sigismund!“ sagte das Fräulein: er ließ sich aber nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Erzähle — Du mußt weiter erzählen!“

„Wo bin ich denn stehen geblieben?“ sagte Schildhofer. „Hilf mir darauf, wenn Du aufgemerkt hast!“

„Wie der böse Kaiser den Herzog Friedel gegen sein gegebenes Wort gefangen genommen und in den Kerker geworfen hat ...“

„Richtig. Nun also — da war ein treuer Mann, Hans von Müllinen geheißen, der hat's nit vertragen, den Herzog gefangen zu wissen und hat nit geruht, bis er sich in's Gefängniß geschlichen und den Herzog bei Nacht und Nebel befreit hat. Da ist der Kaiser so viel zornig 'worden und hat den Herzog abgesetzt und er hat flüchten müssen und sich lang verstecken beim Rofner-Bauern zunächst am Oetzthaler-Ferner und der Kaiser und die ihm feind waren, haben ihn spottweis den Friedel mit der leeren Taschen geheißen ...“

„Warum?“ fragte der Knabe, der athemlos zuhörte.

„Weil er so viel arm war und gar nichts mehr gehabt hat, kein Land und kein Schloß und keinen Freund, als den treuen Mann, den Hans von Müllinen, der nit von ihm gelassen hat. Mit dem hat er sich dann heruntergemacht vom Oetzthal und ist nach Landeck gekommen; da war just Kirchenzeit vorbei und sind die Bauern bei einander gestanden und haben sich bered't untereinander, daß sie jetzt keinen Herrn mehr hätten und daß jetzt der Kaiser wollt' der Herr werden vom Land Tirol. Da haben der Herzog und sein Gesell sich angethan wie fahrende Leut' und haben den Bauern ein G'spiel vorgemacht, wie's Brauch ist im Land; von einem vertriebenen Fürsten, der Alles verloren hat und in der letzten Noth sich an seine Bauern wendet, sie sollten zu ihm stehen und ihm helfen, sein Land wieder zu erstreiten, er wollt' es ihnen eingedenk sein als ein guter und treuer Herr. Den Bauern aber ist das G'spiel zu Herzen gegangen und es ist gar Manchem eine Zäher heruntergekugelt in den Bart — und wie der Herzog das gesehen hat, hat er das Gewand abgeworfen und ihnen gesagt, das G'spiel sei Ernst und er sei selber der vertriebene Herzog, und komm' zu ihnen als zu seiner letzten Hilf'... Da sind ihm die Bauern zu Füßen gefallen und haben die Streitärt' hervorgeholt und die Morgenstern und die Donnerbüchsen, und sind mit dem Herzog ausgezogen und haben dreingeschlagen wie die Bären, bis kein Feind sich mehr hat blicken lassen in den Tirolerbergen und bis sie mit ihm und dem treuen Mann, Hans von Müllinen, eingezogen sind in Innsbruck und ist dann der Friedel noch viele Jahr' ihr Herzog gewesen in Glück und Einigkeit. Zum Andenken aber hat er das kleine Dachel an seinem Haus vergolden lassen und auch, damit seine

Feinde sehen sollten, daß der Friedel es doch besser verstanden hat, die leeren Taschen zu füllen!"

Der Prinz athmete hoch auf; seine Wangen glühten und er strich sich die blonden Locken von der Stirn. „Ist die Geschichte auch wahr, Schildhofer? Wie lang ist das her?"

„Freilich ist's wahr, Kleiner," antwortete der Bauer, „es kann in die zweihundert Jahr' her sein und ist Herzog Friedel der sechste in der Regierung gewesen vor Deinem Vater. Wenn Du den langen Gang vorgehst bis zum Wappenthurm, kannst Du sein Conterfey hängen sehen in Lebensgröße "

„Ich will hin," sagte der Knabe, sich losmachend, „ich will ihn gleich ansehen — der Waldhauser soll mit mir gehen!" Auf Schildhofer's Wink trat ein Hofdiener herzu und schickte sich an, den Knaben zu begleiten. Da blieb derselbe wie nachdenklich stehen: „Ist der Hans von Müllinen auch abconterfeit?" fragte er.

„Nein," sagte Schildhofer lachend, „daran hat wohl Niemand gedacht!"

„Thut nichts," rief der Knabe, „ich kann mir doch recht gut einbilden, wie der treue Mann ausgesehen hat..."

„So? Und wie denn?"

Der Prinz trat wieder zu Schildhofer, hob sich auf den Zehen zu dessen Ohr empor und flüsterte: „Du darfst es aber Niemand sagen — — wie der Kanzler, der jeden Morgen zu uns kommt und mich seinen kleinen Ritter nennt!"

Damit sprang der Knabe eilig fort; der Bauer sah ihm lachend nach und rief: „Kannst recht haben! Es heißt nicht umsonst, Kinder und Narren..." Er vollendete nicht,

denn sein Blick war auf das Fräulein gefallen, das des Kindes Worte ebenfalls vernommen hatte und darüber wie mit Blut übergossen dastand. Der Alte summte etwas vor sich hin, als ob ihm ein Liedel eingefallen wäre, das zu dem Sprüchlein paßte. Er wollte nichts fragen, aber er hätte auch nicht Zeit dazu gefunden, denn das jüngere Mädchen war des Blumenspiels überdrüssig geworden und kam an das Fräulein herangelaufen. „Poldel mag nicht mehr spielen,“ rief sie, sich an die Kleiderfalten schmiegend, „Poldel ist müd!“ Eine Kammerfrau kam aus der Ferne herbeigelaufen und wollte die Kleine auf den Arm nehmen, diese aber hing sich noch fester an das Fräulein und rief: „Die Poldel bleibt bei Dir!“

„Ich muß dem Schelm wohl den Willen thun!“ sagte das Mädchen, setzte sich neben Schildhofer, der etwas bei Seite rückte, und nahm das Kind auf den Schoos. Es legte sich ihr in den Arm und sah ihr lachend in die Augen empor. „Steht es so mit Dir?“ lachte sie herunter. „Ich kenne Dich, Du willst schlafen!“ Sie hatte es gut errathen, das Kind lachte statt der Antwort, während des Lachens aber fielen ihm schon die Augen zu. Schildhofer sah nachdenklich auf das liebliche Kindergesicht. „Gott behüt' Dich, Du liebes kleines Geschöpf Du!“ sagte er leise. „Hast ganz das Gesicht von Deiner Mutter, und hast wohl auch das gute weiche Gemüth von ihr … wenn's Dir nur mehr Glück bringt, als ihr!“

„So ist die Herzogin nicht glücklich gewesen?“ fragte das Fräulein. „Erzählt mir doch, was Ihr davon wißt!“

„Was ich weiß, wird Dir nit unbekannt sein — es ist nit viel mehr, als alle Welt weiß.“

„Wie sollte ich's wissen? Ich bin ja nicht daheim in

Tirol — bin ein armes Waisenkind aus dem Burgauischen. Mein Vater, der Amtskastner Hohenstainer, war ein treuer Diener des Markgrafen: darum hat der sich um mich an- genommen und hat mich an die Frau Herzogin empfohlen. Seit einem Jahr bin ich hier und hab' eine zweite Heimat hier gefunden, aber von dem frühern Schicksal meiner guten Herrin hab' ich nichts erfahren!"

„So will ich Dir erzählen, was ich weiß: es kann nit schaden für die Frau Claudia und für Dich selbst! — Die Herzogin ist in Welschland daheim ... ich glaub', Florenz heißt die Stadt ..."

„Das ist mir bekannt, sie ist eine Schwester des dortigen Großherzogs, aus dem alten Geschlechte derer von Medici ..."

„Siehst Du, da weißt Du's besser als ich! Ich bin nie dort gewesen: bin nie hinüber gekommen über's Wormserjoch — aber ich hab' viel sagen hören und viel erzählen, wie schön es ist in dem Welschland, viel schöner und wärmer noch, als bei uns in Meran oder in Trento. Die Gegend bei Florenz soll schön sein, wie man sich das Paradies einbildet — und es soll damals, wie die Herzogin noch daheim und ein junges Madel war, das Sprüchwort gegangen sein: Schönes Land, Schöne Luft, Schöne Palazzi — Claudin' ist die schönste von alle Ragazze. Ich versteh' das Welsche nit viel, aber Claudina sagen sie statt Claudia und das Ragazze soll so viel bedeuten, wie Madel. S' ist also wohl nit zum Verwundern gewesen, wenn gar mancher junger Bursch und Rittersmann nach ihr geschaut und sich gewünscht und geträumt hat, er möcht' sie heimführen in sein Haus oder in sein Schloß: der Bruder aber hat ihr einen Mann ausgesucht und sie hat [illegible]

den sollen von einem großen Reich, ich weiß nit von England oder gar von Neapel. Da war aber auch ein junger Mensch, bildsauber, wie man den heiligen Florian malt oder den heiligen Georg, aber arm, denn er war, was man einen wilden Prinzen nennt, und sein Vater, der Herzog von Urbino, war ein Mann hoch in den Siebzigen, der nit wohl mehr auf andere Nachkommenschaft hoffen durfte. Der junge Mensch hat Federigo geheißen, und wie er als Nachbar nach Florenz gekommen war und hatte die Prinzessin einmal gesehen, da war ihm das Herz verdreht und der Kopf dazu und er hatte keinen andern Gedanken mehr als die schöne Claudia. Es verging keine Nacht, daß er nicht auf das Landhaus kam, wo sie wohnte, und unter den Bäumen im Garten an ihrem Fenster sang und die Laute spielte, wie's der Brauch sein soll in jenem Land. Der Gesang hat der jungen Prinzessin gefallen und der Sänger dazu, vom Singen ist's zum Reden gekommen, bis ihnen allen Beiden das Feuer über'm Kopfe zusammengeschlagen hat. Kein Wunder, wenn dann auch Feuer im Dach war überall, denn der Herzog wollte nichts hören von dem wilden Prinzen und hatte sich's fest in den Kopf gesetzt, daß seine Schwester eine große Königin werden sollt' — da hat kein Seufzen geholfen und kein Weinen und Bitten und war beschlossen, daß die Liebesleut' von einander lassen müßten und sollte Jedes seinen Weg weiter gehen. Ist aber doch noch anders gekommen, denn der alte Herzog von Urbino hat sich in's Mittel gelegt und hat seinem Sohn, obwohl er ein wilder Prinz war, das Land und das Herzogthum übergeben, damit Beides bei seinem Geschlecht bleiben und nit aussterben sollt'. Wie er dann gekommen ist und hat für den neuen Herzog an-

gehalten um die Prinzessin, da hat das Ding ein bissel anders ausgesehen: kann sein, es ist vielleicht mit dem Königin werden auch nit Alles gewesen, wie's der Herzog gemeint hat — so hat er zuletzt seinen Willen dazu gegeben, und die Hochzeit ist gefeiert worden und das neu vermählte junge Paar ist in seinem Herzogthum Urbino eingezogen unter Sang und Klang und alles Volk war entzückt bei dem Einzug und schrie: Es lebe die schöne Claudia, unsere Herzogin!"

„Nun," sagte das Fräulein, da der Erzähler einen Augenblick inne hielt, „dabei ist gerade nichts, was man Unglück nennen könnte!"

„Ja ja," fuhr Schildhofer fort, „das meinst Du, weil Du jung bist und vielleicht auch eine heimliche Lieb' im Herzen hast. Es ist nit allemal zum Glück, wenn der Mensch das bekommt, wornach er am meisten verlangt — die Frau Claudia hat's erfahren! Sie hat bald einsehen müssen, daß die Lieb' von dem wilden Prinzen auch nit mehr war, als ein wildes Flugfeuer: eh' ein paar Monat in's Land 'kommen sind, hat er an die junge Frau nit mehr gedacht und ist anderswo seiner Lust nach'gangen und seinem Vergnügen und mit einer Comödiantin 'rumgezogen und die Frau Claudia hat's bald erfahren, daß sie ihr Herz und ihr gutes Gemüth so viel wie weggeworfen hat. Selbiges ist aber nit Alles gewesen. Das Land hat einen Nachbarn gehabt, einen großen mächtigen Herrn, der hat schon lang' in der Still' ein Aug' gehabt auf das schöne Herzogthum und ist es so ausgemacht gewesen, daß er's bekommen sollt', wenn einmal das Geschlecht ausgestorben wär'. Dem war's also ein schlechter Gefallen, wie der wilde Prinz an die Reih' 'kommen ist und er hat ihm

heimlich von dem giftigen Wasser geben lassen, das sie in Welschland haben und das die Leut' langsam umbringt, daß man den Tag, wann Eins dran sterben soll, ausrechnen kann, lang' zuvor. Er ist auch bald krank geworden und immer kränker, aber er hat sich nit dran gekehrt, sondern ist immer ärger geworden und immer wilder losgestürmt auf sich selber, bis er einmal des Morgens todt im Bett ist gefunden worden! Da war die schöne Claudia eine betrübte Wittib, denn ihr Herz hat nit von ihm gelassen, so schlecht er ihr's auch vergolten hat, und wie sie den wilden Prinzen haben eingegraben, ist der mächtige Nachbar schon eingezogen und hat gesagt, die Herzoge von Urbino sind ausgestorben, jetzt bin ich Vogt und Herr im Land!"

„Die arme, arme Frau!" rief das Fräulein gerührt und mit verschwimmenden Augen.

„Sie hat sich's auch schwer zu Herzen genommen und ist nach Florenz zurück, aber nit an den Hof, sondern in ein Kloster, und wollt' nichts wissen mehr von der falschen Welt und eine Nonn' werden. Zur selbigen Zeit war der selige Erzherzog Leopold gerade Herr geworden und Regent von Tirol, und war damals auch noch ein geistlicher Herr und Bischof ..."

„Von wem redet Ihr?" unterbrach das Fräulein. „Der selige Erzherzog Leopold, der verstorbene Gemahl der Fürstin, wäre ein Geistlicher gewesen?"

„Wie ich Dir sag', Fräulein Lisbeth. Er ist ein geistlicher Herr gewesen und noch dazu Bischof von Straßburg und von Passau. Weißt Du nit, daß der heilige Vater in Rom die Macht hat, zu binden und zu lösen? So hat der Erzherzog auch gedacht, wie seine Brüder gestorbe[n]

sind und er ist wider Verhoffen und Vermuthen ein weltlicher Regent geworden. Es wollt' ihm nit gefallen, daß er als Landesherr allein sollt' dastehen und kinderlos; macht sich also auf nach Rom und ladet sich unterwegs in Florenz bei seinem Vetter, dem Großherzog, zu Gast. Wie er dann so herumgeht in der schönen Stadt und sich die Häuser anschaut und die Kirchen, da ist er an einem Kloster stehen geblieben, da war Musik und Gesang und die Klosterfrauen sind von einer Prozession gekommen und justament wieder eingezogen in die Kirch'. Da hat der Erzherzog die Frau Claudia erblickt, die in all' ihrem Leidwesen doch noch so schön gewesen ist, daß ihm war, als hätt' er noch nie ein so schönes Weibsen gesehen und wie er nachfragt und erfährt, wer die schöne Nonn' ist, da hat er sich selber vorgenommen, die sollt' seine Ehegesponsin werden und keine andere."

„Merkwürdig," rief Lisbeth aus, „das ist ja wie in der schönen Magellone oder in einem andern von den alten Mährchen."

„Es kommt wohl noch merkwürdiger!" fuhr Schildhofer fort. „Drauf also ist der Herzog fort, ohne sich zu entdecken, und wie er nach Rom gekommen ist, hat er dem heiligen Vater den Pantoffel geküßt und seine Bischofsinfel zu Füßen gelegt und der Papst hat ihm die geistlichen Würden abgenommen und hat ihm aufgetragen, zur Erkenntlichkeit dafür sollt' er ein Kloster stiften in seinem Land. Der Erzherzog hat das gelobt und hat, wie er wieder heim'kommen ist, das Franziskanerkloster in Reute gebaut. Zuvor aber hat er eine Pilgerkutte angezogen und hat eine Wallfahrt gemacht nach Loretto, und ist in dem Gewand weiter gegangen bis nach Florenz. Dort hat er

sich wie ein armer Pilgrim an die Klosterporten gestellt und hat mit den Bettlern und Bresthaften gewartet, bis die Porten auf'gangen ist und die Schwester Claudia ist herausgekommen und hat Brod und Almosen vertheilt unter die Armen. Da hat er auch die Hand aufgehoben um eine Gab', und die fromme Schwester hat ihm ein Goldstück gegeben — es mag ihr wohl so vorgekommen sein, daß in der Kutte kein gewöhnlicher Pilger steckt. Der Pilger aber hat mit der Gab' auch die Hand der Geberin ergriffen und nit mehr losgelassen und hat sich die Hand ausgebeten für immer. Die fromme Klosterschwester ist voller Verwirrung davongegangen, aber sie hat nicht Nein gesagt und ist nicht lang angestanden, so hat sie von Herzen Ja gesagt und ist bald darauf in Innsbruck eingezogen, als Herrin von Tirol. Es können jetzt dreizehn Jahre sein, da ist das Landvolk in Wehr und Waffen dagestanden von Wilten herein bis in die Stadt, daß man auf den Köpfen hätte gehen können. Triumphbögen waren aufgebaut einer an dem andern und neun Tage lang war kein Ende mit Festlichkeiten und Lustbarkeiten, Comödie und Kopfrennen und Kübelrennen und man hätt' meinen sollen, nun wär' das Glück da an allen Ecken und Enden!"

„Man hätte meinen sollen?" fragte das Fräulein. „So war das Glück nicht wirklich da?"

„Zwischen Erzherzog Leopold und Frau Claudia — ja, da war's wirklich da, das Glück! Die lebten wie die Engel im Himmel, aber es ist ihnen keine Stund' vergönnt gewesen, wo sie das Glück hätten genießen können in Ruh' und Frieden! Die Kriegsnoth nahm kein End', sie mußten ein paarmal flüchten mit Sack und Pack — das Erdbeben kam und die Berggipfel sind herabgefallen und ganze Dörfer

eingestürzt — dann ist die Pest hereingebrochen in's Land und die Leut' sind umgefallen und weggestorben wie die Mücken — das wilde Feuer hat gezündet und von halb Innsbruck ist kein Stein auf dem andern geblieben und überall ist Elend gewesen und große Noth. Das war eine bittere Beigab' zu dem Glück und nach sieben Jahren hat sich der Erzherzog hingelegt in der besten Kraft und ist nit wieder aufgestanden. Dort vorn, wo der Garten anfangt, da ist das Schloß gewesen, in dem sie zumeist gehaust haben; es war nur von Holz gebaut wegen des Erdbebens, und hat Ruhelust geheißen — ich mein' aber, der Herzog wird nit viel Ruh' darin gehabt haben, bis er die ewige Ruh' gefunden hat. Er ist darin gestorben und ist noch auf dem Paradebett gelegen, da ist das große Feuer ausgebrochen, und das Schloß Ruhelust ist zusammengebrannt bis auf den Grund — mit genauer Noth hat sich die Frau Claudia mit ihren Kindern und mit dem Leichnam gerettet aus dem brennenden Gebäu!"

Der Erzähler schwieg und sah einen Augenblick vor sich hin; das Fräulein war ergriffen und neigte die thränenschimmernden Augen tief und innig auf das in ihrem Arme schlummernde Kind herab. „Das ist die Geschicht', die ich zu erzählen hab'," begann Schildhofer nach einiger Zeit, „so glücklich ist die Frau Claudia gewesen in ihrem Leben, — und ich wollt' eins von meinen gesunden Augen darum geben, wenn ich's nit ganz deutlich und nahe vor mir sähe, daß es noch nicht aus ist mit all dem Glück..."

Er stand mit einem halb unterdrückten Seufzer auf. Auch das Fräulein sah empor und schien etwas sagen zu wollen; ihr Blick blieb aber an dem Eingang des Gartens hängen und sie verstummte. Schildhofer entging Beides

nicht; unbefangen wendete er sich nach der gleichen Richtung und sagte dann: „Ei ei, die Excellenz um die Zeit im Schloßgarten? Ist das nicht die Stunde, wo er dem Erbprinzen Unterricht geben soll? Gewiß ist der Lotterbub wieder auf und davon! — Ich will ihm doch entgegen und will hören, was er will."

Damit ging er Biener entgegen, der in der Hauptallee langsam daher geschritten kam. „Jetzt weiß ich," brummte er vor sich hin, „was vielleicht noch kein anderer Mensch weiß! Das kann ich nützen und kann helfen, ohne daß Jemand merkt, wer geholfen hat." Das Fräulein schien sein Weggehen gar nicht zu bemerken; sie war wie zuvor über die kleine Poldl gebeugt und bewachte ihren Schlummer. —

Auf der Stirne des Staatskanzlers lag eine düstere Falte und er schien unmuthig unter den Bäumen zu suchen. „Hast Du den Erbprinzen gesehen, Alter?" fragte er, als er Schildhofer erblickte. „Hab' ich's doch gleich gedacht," erwiederte dieser, „daß es dem Prinzen gilt! S' ist just nit die Zeit, daß man Dich sonst im Hofgarten sieht! Ich meine, ich hätt' ihn vorhin drüben im Baumgarten gesehen und seinen Hofmeister bei ihm! Siehst Du, da ist er auch schon und kommt dort hervor hinter der weißen Figur mit der Sichel und dem Aehrenbüschel."

In der bezeichneten Richtung erschien der Erbprinz Ferdinand Karl, ein Knabe in jenem Mittelzustande, welcher den Uebergang zum Jünglingsalter zu bilden pflegt. Er war hoch aufgeschossen, aber schmächtig; das Gesicht hatte die Fülle und Röthe der Kinderzeit etwas verloren, aber aus den schmaleren und blasser gefärbten Zügen funkelte das dunkle Auge mit erhöhtem Feuer und bildete

einen bedeutsamen Gegensatz zu dem reichen blonden Gelock, das unter dem aufgekrämpten Hute über den Nacken herabfiel. Der Prinz trug einen gürtellosen Kittel von grauem gerissenem Sammt und über'm Arm eine Armbrust; in der andern Hand hielt er ein paar todte Vögel. Hinter dem Prinzen erschien dessen Hofmeister, Freiherr von Romi, eine ältliche etwas hagere Gestalt, welcher der braune Goller und Mantel, beide reich mit Gold gestickt, schlecht zu Gesicht standen, denn Gesicht und Haar waren mißfärbig und schienen miteinander an Grauheit zu wetteifern.

„Durchlaucht scheinen vergessen zu haben," sagte Biener zu dem sicher näher kommenden Prinzen, „dieß ist die Stunde für den Geschichts-Unterricht."

„Ich habe es nicht vergessen," erwiederte der Prinz mit Zurückhaltung, „aber ich hatte keine Lust . . ."

Der Obersthofmeister trat hinzu und fügte, wie zur selbstverständlichen Erklärung bei: „Durchlaucht haben gewünscht, den schönen Morgen zu einem kleinen Jagdvergnügen zu benützen . . ."

„Und wie ich sehe," entgegnete Biener ernst, „ist das Jagdvergnügen den Singvögeln des Gartens bereits theuer zu stehen gekommen — aber Seine Durchlaucht dürfen zu dieser Stunde keinen andern Wunsch haben, als den Geschichts-Unterricht . . ."

„Aber," bemerkte Freiherr von Romi, „wenn Seine Durchlaucht eben zu befehlen geruhen . . ."

„So ist zu bedenken," rief Biener nachdrücklich, „daß der Erbprinz von Tirol noch nichts zu befehlen hat, und daß wer einmal befehlen will, vor allen Dingen gehorchen lernen muß! — Wir werden das Versäumte nachholen —

in jenem kleinen Gartensaal ist passende Gelegenheit dazu ..."

„Aber wenn ..." sagte der betroffene Hofmeister, doch der Kanzler fuhr, ohne darauf zu achten, fort: „Ich gehe in den Gartensaal und erwarte, ob es Seiner Durchlaucht nicht belieben wird, mir zu folgen."

Die ruhige Entschiedenheit Biener's entwaffnete den Unmuth des Prinzen, der nicht übel Lust zu haben schien, dem Befehle zu trotzen. Bleich, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt, folgte er dem Kanzler, während Freiherr von Romi sich unwillig abwendete und aus dem Garten eilte.

Biener nahm an einem Wandtischchen des kleinen Gartensaales Platz, der eigentlich nur ein kleines zierliches Gemach bildete. Die Wände waren nach drei Seiten vollkommen geschlossen und mit aufgeklebten Muscheln, Steinen und Felsstücken in eine Art Grotte verwandelt. Im Hintergrunde rauschte ein Brunnen in eine zierlich überströmende Schale herab und erhöhte die Annehmlichkeit des Aufenthalts, der alles Licht durch die Thüre und die unmittelbar neben ihr angebrachten breiten Fensteröffnungen erhielt. Ohne ein Wort weiter zu verlieren, begann Biener seinen Vortrag an den Prinzen, der sich ihm widerwillig und mürrisch gegenüber gesetzt hatte.

Den Inhalt desselben bildete ein Theil der römischen Geschichte, das Leben und Ende des Kaisers Nero, das Biener in allgemeinen großen Umrissen erzählte. „Dieß war der schauervolle, aber naturnothwendige Ausgang eines der verworfensten Menschen," schloß er, „die je ein Land unglücklich gemacht und einen Thron besudelt haben — ein erschütterndes Beispiel, wohin Verweichlichung und

Genußsucht zu führen, in welche Abgründe sie zu stürzen vermögen! Beinahe noch ein Jüngling an Jahren, endete Nero als Greis in allen Lastern, und doch war er im Grunde seines Wesens kein schlechter Mensch, sondern mit allen Kräften des Geistes und des Gemüths zum Herrlichsten und Edelsten ausgerüstet. Sein Verderben war die Lust zum Genusse, die Scheu vor Anstrengung und stäter Thätigkeit und vor Allem der hochmüthige Wahn, besser zu sein als seine Untergebenen!"

„Mich dünkt," warf der Prinz etwas gereizt ein, „daß er als Fürst wohl auch etwas Besseres war, als seine Untergebenen!"

„Insoferne er eben der Fürst und Herr war," entgegnete Biener, den Prinzen fest anblickend, „war er in der äußern Erscheinung allerdings etwas Besseres, als die Untergebenen und Beherrschten, aber nur äußerlich, — innerlich, an sich und dem Begriffe nach, war er wohl ein Mensch wie sie alle." Er hielt einen Augenblick inne; dann fuhr er noch ernster fort: „Ich höre und erkenne aus diesen Worten die verderblichen Einflüsterungen, die Ihnen gemacht werden, Durchlaucht — aber glauben Sie mir, die Ihnen derlei sagen, sehen in Ihnen nur den künftigen Machthaber, bei dem sie sich jetzt schon einschmeicheln wollen. Ich will das nicht: ich will Ihnen eher mißfallen, aber ich will, so viel wenigstens an mir liegt, sorgen, daß der künftige Machthaber vor Allem seine Macht recht begreifen lerne. Hat er das, dann wird es auch am richtigen Gebrauche nicht fehlen und darum muß ich Sie, auch wenn es Ihnen Unlust verursacht, dazu anhalten, daß Sie Ihren Blick von den Beispielen der Geschichte nicht abwenden, sondern sie ruhig betrachtend erkennen, wohin der

Mensch und Fürst gelangt, der gewohnt ist, nur seinen Neigungen und augenblicklichen Eingebungen zu folgen!“

Der Prinz hörte abgewendet zu, aber über seine Wangen flog unwillige Röthe. „Ich hoffe darum doch kein Nero zu werden,“ sagte er, „wenn mir auch einmal lieber war, Vögel zu schießen, als Geschichte zu hören!“

„Sie werden kein Nero sein,“ sagte Biener mit feierlicher Würde: „ich hoffe und glaube das — aber Sie werden es nur dann nicht sein, wenn Sie ernstlich wollen und das anscheinend Kleine nicht gering achten! Die flüchtige Neigung kann zur Gewohnheit und die Gewohnheit zur Leidenschaft werden, wie das unscheinbare sich ablösende Steinchen im Stürzen sich zur Lawine anwälzt, die ganze Thäler verschüttet! Weil Nero es nicht gelernt hatte, in kleinen Dingen seine Neigungen im Zaum zu halten, sind ihm die Zügel entschlüpft und das rasende Gespann ist mit ihm durchgegangen über die Leichen seiner Mutter und seines Lehrers und über die rauchenden Ruinen von Rom!“

Der steigende Unmuth des Prinzen vermochte sich nicht anders Luft zu machen, als in ein paar Thränen, die ihm heiß in die Augen traten. „Das ist zu viel!“ rief er. „Diese bloße Besorgniß ist eine Beleidigung!“

„Das ist sie nicht: das kann und soll das Wort des Lehrers nicht sein — aber weil ich Sie kenne, Prinz, weiß ich, daß es nöthig ist, um des Eindrucks willen Ihr Herz zu erschüttern! Es ist mir gelungen und ich freue mich der Thränen in Ihren Augen: sie sind ein glückverheißender Morgenthau für dieses Land! — Nun aber haben Sie die Güte und wiederholen in Kürze die Geschichte Nero's.“

„Erlassen Sie es mir," sagte Ferdinand Karl, „ich bin zu zerstreut . . ."

„Dann muß ich bitten, Ihre Gedanken zu sammeln!"

„Aber ich will nicht!" rief der Prinz aufspringend. „Ich will mich nicht quälen lassen! Ich habe keine Lust dazu!"

„Dann werden Durchlaucht es mit Unlust thun! Nehmen Sie Ihren Platz wieder ein und machen Sie nicht, daß ich Sie zwingen muß, zu gehorchen!"

„Gehorchen?" rief der Prinz außer sich. „Ich Ihnen? Der Erbprinz von Tirol einem Unterthan?"

„Das wirst Du, ungerathener trotziger Knabe!" unterbrach ihn Erzherzogin Claudia, welche von Beiden unbeachtet herangekommmen war und nun, von Schildhofer und einigen ihrer Frauen begleitet, in der Thüre des Gartensaals stand. „Nicht einem Unterthan wirst Du gehorchen, sondern meinem höchsten Rath und Kanzler und Deinem Lehrer! Noch hast Du keine Unterthanen und mußt erst abwarten, ob Du für werth gefunden wirst, welche zu haben! Augenblicklich wirst Du Seine Excellenz wegen Deines Ungehorsams um Verzeihung bitten!"

Der trotzige Knabe fuhr empor und nahm eine Stellung an, welche deutlich zeigte, daß er in seinem Trotze beharren wollte. „Nicht doch!" rief der Kanzler. „Mit Ihro Durchlaucht gnädigster Erlaubniß — das soll der Prinz nicht! Verzeihung ist unnöthig, wo auf der einen Seite kein Groll, auf der andern keine Absicht zu beleidigen, besteht. Wir reichen uns die Hände und Alles ist vergessen!"

„Er ist zu gut, Biener!" sagte die Herzogin. „Er verdirbt den Buben selbst — aber weil Er's meint, mag's

darum sein! Geh' denn," fuhr sie, gegen den Prinzen gewendet, fort, „aber sieh' Dich vor, daß ich etwas Solches nicht wieder höre, sonst werde ich die Strafe diktiren und ich werde nicht so gelinde sein, wie der Kanzler!"

Ferdinand Karl verneigte sich ehrerbietig vor seiner Mutter, küßte ihr die Hand und wendete sich zu gehen, ohne auf den Kanzler zu achten, der seitwärts stand und sich anschickte, dem Prinzen die Hand zu bieten. „Nun," rief ihm Claudia streng nach, „vergissest Du, Seiner Excellenz die Hand zu reichen?"

Der Prinz blieb am Ausgange stehen und machte eine tiefe Verbeugung. „Excellenz haben mir erlassen, Sie um Verzeihung zu bitten!" sagte er kalt und war verschwunden.

„Da sieht Er, ob ich Recht habe!" rief die Herzogin, indem sie sich auf einem neben dem Fenster angebrachten Divan niederließ und ihrem Gefolge zuwinkte, sich etwas zurückzuziehen. „Er ist zu nachsichtig! Die Unbotmäßigkeit Ferdinands macht mir ernstliche Sorgen!"

„Durchlaucht haben nicht Ursache, sich darüber zu beunruhigen!" entgegnete Biener. „Der edle Most soll einst noch edlerer Wein werden und beginnt zu gähren: eine Gährung aber geht nicht ohne Schäumen und Aufbrausen vor sich."

„Meint Er? Nun Gott geb' es! Es ist mir lieb, daß ich Ihn gefunden habe, Biener — es wird bald so weit kommen, daß ich Ihn keinen Augenblick von meiner Seite lassen kann; die Sorgen und Geschäfte drängen sich, daß ich bald nicht mehr wissen werde, woran ich zuerst denken soll und woran zuletzt! Ich muß es übel empfinden, daß ich nur eine Frau bin, und daß wir Frauen zum Regieren nicht geschaffen sind!"

„Durchlaucht schmähen sich selbst — wenn das je geglaubt werden konnte, so haben Sie das Gegentheil bewiesen!“

„Sag' Er das nicht... ich halt' Ihn für den Einzigen unter meinen Räthen, der mir nicht schmeichelt — ich möchte das auch in Zukunft von Ihm glauben können! Ich habe schlimme Nachrichten aus dem Reich — der Lüneburger hat sich offen für den Schweden erklärt, und Banner ist neuerdings in Böhmen eingefallen und ruinirt kaiserliche Lande zugleich mit dem wüthigen Torstensohn! Ich fürchte, die Gefahr kommt bald wieder nahe genug an uns heran! Der Kaiser scheint einen Hauptschlag vorzubereiten und zieht Alles an sich. Für die nächsten Wochen werden wir wieder einen Durchmarsch von Spaniern haben, die der Feria kommandirt.“

„Der Kaiser hat den Reichstag nach Regensburg einberufen bis zum Winter und wird daran denken, seine Macht dort zu sammeln!“

„Er kann Recht haben — aber Er glaubt nicht, wie all' das mich anstrengt und ermüdet. Es ist vielleicht eine Schande, daß ich das sage, aber ich sag' es auch nur Ihm, weil ich Ihm zutraue, daß Er mich deßwegen doch nicht verkennt! Ich will ja gern für Tirol und die Tiroler sorgen, wie eine Frau und Mutter für ihr Haus und für ihre Kinder sorgen kann — aber dieß wüste Getreib und Gewirr von offenen und versteckten Absichten, von Hinterhalten und Winkelzügen, während Mord und Brand an allen Ecken wüthen... das widert mich an, das entrüstet mich innerlich! Ich kann es leider nicht ändern, ich muß aushalten und das blutige Spiel durchmachen, in das ich mit verwickelt bin, aber weil ich es nicht anders kann,

flüchte ich mich wenigstens innerlich und geistig daraus hinweg... Ach, in meinem Tasso, in meinem Meister Lodoviko ist eine andere Welt!"

„Eine schönere Welt, Durchlaucht — aber leider eine unwahre!"

„Sieht Er, das mein' ich nicht," rief die Fürstin mit lebhafter glänzendem Auge, „ich meine, diese schönere Welt wäre auch die wahre — aber wir sind so umgeben von schweren irdischen Dingen, daß sie uns nur wie ein Traum oder eine verhüllte Ahnung erscheint! Jedenfalls ist es schön, sich in diese schöne Welt zu versetzen und drüber auf einige Stunden die wahre und wirkliche zu vergessen. Ich habe mir eine solche Unterhaltung ausgedacht. Kennt Er Guarini's Pastor fido? Was meint Er davon?"

„Es ist eine zarte sinnige Dichtung," sagte der Kanzler, „aber der beste Beweis für meine Behauptung. Die Heimath dieser seligen Schäferwelt ist nur in den Wolken, fern von der harten Erde, über welche die Pflugschaar gehen muß und das Schwert — aber es ist Guarini gelungen, darin wie kein Anderer Ton und Ausdruck der Liebe zu treffen."

Claudia wandte sich leicht ab. „Findet Er das?" sagte sie mit einiger Beklommenheit. „Nun — Er muß es wohl verstehen, Er ist ja auch ein Stück von einem Poeten! — Ich habe den Pastor fido wieder gelesen und bin auf den Gedanken gekommen, ihn zu einem deutschen Spiel einrichten und aufführen zu lassen..."

Sie hielt eine Antwort erwartend inne und suchte in den Taschen ihres Kleides, aus welchen sie dann ein kleines, glänzend gebundenes Büchlein hervorzog.

„Ein schöner Gedanke," sagte Biener zögernd, „dessen Ausführung allerdings lockend sein mag!"

„Er verspricht wenigstens für einige Zeit Zerstreuung und Unterhaltung. Ich will den großen Saal zu einem Theáter einrichten lassen, mein Maëstro wird die Musik dazu schreiben und die Anzüge der Schäfer und Schäferinnen sollen auf's Prächtigste angefertigt werden. Die Rollen hab' ich mir schon vertheilt; ich will Ihm die Liste zeigen Nur mit den Mädchen und mit den Liebespaaren bin ich noch nicht ganz im Reinen. Silvio, der wilde Jäger, der nur an seinen Hund denkt, wird für den jungen Grafen Stadion vortrefflich passen, und die schmachtende Dorinde, die sich als Wolf verkleidet, um von dem spröden Geliebten verwundet zu werden, ist wie gemacht für meine schöne schwärmerische Romani. Die intriguante schelmische Coriska ist geeignet für die Königseck — nur mit dem Hauptpaare, mit dem treuen Schäfer Mirtillo und Amarilli, der holden Unschuld, bin ich noch etwas in Verlegenheit. Ich denke, der junge Fugger ist hübsch und gewandt genug, um mit dem zärtlichen Schäfer zurechtzukommen und bei der Schäferin hab' ich an mein Kammerfräulein, die Hohenstainer gedacht . . . Meint Er nicht auch?"

„Allerdings," rief Biener, „das Fräulein ist eine so zarte stille Schönheit, daß sie sich vortrefflich zur Amarillis eignen wird!"

„Sieh da," entgegnete Claudia lächelnd, „wie fein mein gestrenger, ernsthafter Herr Kanzler die Schönheit meiner Damen zu beobachten und zu klassifiziren weiß! Es freut mich aber, daß er damit einverstanden ist: ich will sogleich meine Befehle geben — ich freue mich ungemein darauf

und will den Gedanken so bald als möglich ausgeführt sehen."

„Durchlaucht thun daran vollkommen Recht: auch ich würde sehr zur Beschleunigung rathen."

Die Fürstin schwieg einen Augenblick und sah den Kanzler überrascht an. „So?" fragte sie dann. „Und warum thut er das?"

„Damit das Vergnügen Ihro Durchlaucht nicht gestört werde. In kurzer Zeit wird sich der offene Landtag hier versammeln, der wegen der neuen Geldbewilligungen einberufen ist. Durchlaucht ist bekannt, daß die durch alte Verträge mit Tirol vereinigten Fürstenthümer Brixen und Trient längst mit dem Gedanken umgehen, sich von uns zu trennen und unmittelbar unter des Reiches Hoheit zu stellen. Sie haben schon öfter versucht, die nöthigen, sie treffenden Beiträge an Geld und Soldaten zu verweigern: ich weiß aus zuverlässiger Quelle, daß sie mit andern Unzufriedenen in Unterhandlung stehen und diesen Zeitpunkt allgemeiner Verwirrung und Bedrängniß in verrätherischer Weise benützen wollen, den Versuch zu erneuern!"

Claudia war nachdenklich geworden und sah sinnend vor sich hin. „Vielleicht besinnen sie sich im letzten Augenblick!" sagte sie dann. „Mancher spielt mit dem Können gar freimüthig, tritt aber bedenklich zurück, wenn er anstatt ‚Ich kann das' sagen soll: ‚Ich will es!'" — „Und wir brauchen wohl viel Geld?" fuhr sie nach kurzer Pause fort. „Und brauchen es nothwendig?"

„Ja, Durchlaucht," erwiederte der Kanzler, „die Kassen sind erschöpft. Die Einnahmen haben sich gemindert, die Anforderungen steigen. Die Vollendung und Unterhaltung der Festungen und Engpässe, der Unterhalt der Regimenter

verlangt immer größere Summen. Die Klausen am Ehrenberg und jene von Finstermünz erfordern allein im geringsten Anschlage ..."

Die Fürstin winkte ihm zu, abzubrechen, stand auf und schritt nachdenklich durch das kleine Gemach. Dann blieb sie vor dem Kanzler stehen, sah ihm ruhig lächelnd in's Gesicht und sagte: „Ich habe Ihn schon verstanden, Biener, wenn Er auch weit ausholt und es gar fein anlegt! — Ich will den Pastor fido noch einmal lesen statt der Aufführung ..."

Der Kanzler ergriff feurig die Hand der Fürstin und führte sie ehrfurchtsvoll an seinen Mund. „Durchlaucht," rief er ergriffen, „gesegnet ist das Land, über dem ein solches edles Gemüth waltet, dem kein Wunsch zu lieb ist, um ihn nicht für das Wohl von Land und Volk dahin zu geben!"

„Still," unterbrach sie ihn, „nicht loben! Das mag ich nicht hören — und dann, das Gemüth macht es allein nicht aus! Es ist manchmal gar sehr nothwendig, daß der Verstand als Kanzler daneben steht — aber das Gemüth ist dem Verstande dafür dankbar und beklagt nur, daß es den Dank nicht durch die That zeigen kann ..."

„Euer Durchlaucht Gnade ist mir der schönste Dank!"

„Ich glaub' Ihm das — aber ich muß doch einmal an's Zahlen denken, ich komme immer tiefer in Seine Schuld! — Da hab' ich gestern Seine Rechnungen über die Verwaltung der Güter in Göppingen durchgesehen. Er hat gut gewirthschaftet, hat das Unnöthige verkauft und doch die Einnahme gesteigert ..."

„Wenn Durchlaucht finden, daß ich meine Pflicht gethan habe, bitte ich nur zu befehlen, daß mir über die

Rechnung ein förmliches Absolutorium in üblicher Form zugefertigt werde ..."

„Ein Absolutorium? Er verlangt etwas Schriftliches darüber, daß ich mit Ihm zufrieden bin? Ich denke, das soll's nicht brauchen zwischen Ihm und Herzogin Claudia. Die Rechnungen bleiben in meiner Hand — ist Ihm da mein Wort nicht genug?"

„Es ist nicht um meinetwillen, daß ich darum bitte, Durchlaucht," entgegnete Biener bedenklich, „der ordentliche Geschäftsgang verlangt es so."

„Ordentlich!" rief Claudia in unmuthiger Bewegung. „Geschäftsgang! Man soll aber sehen und erkennen, daß Seine Stellung in diesem Lande eine außerordentliche ist! Ich will nicht, daß Alles, was Er mir vorträgt, wie ein Geschäft verhandelt wird ..."

Sie schien noch mehr sagen zu wollen, aber sie hielt inne und setzte sich wieder auf den Divan. Das Exemplar des Pastor fido war auf demselben liegen geblieben; sie nahm es in die Hand und blätterte achtlos darin.

„Zürnen mir Durchlaucht nicht," entgegnete Biener befangen, „wenn ich darüber anderer Meinung bin — die Geschäfte sind es ja allein, welchen ich das Glück verdanke, vor Eurer Durchlaucht zu erscheinen ..."

„Er hat ganz Recht!" erwiederte sie wie zuvor, ohne ihn anzublicken. „Fürsten sind nur dazu da, für Andere zu sorgen und nie an sich selbst zu denken! Es geschieht nur manchmal auf Augenblicke, daß ich darauf vergesse!"

In Biener stieg wider Willen die mühsam zurückgehaltene Glut empor. „Dennoch ein erhabenes Schicksal!" rief er feurig. „Aber was würde des Tollkühnen warten, der

darauf vergäße und zu Ihro Durchlaucht anders emporzublicken wagte, als zu seiner erhabenen Fürstin!"

Claudia antwortete nicht; sie blickte fest in das Buch, als hätte sie des Kanzlers Worte nicht gehört, aber die fliegende Röthe der Wangen verrieth, daß ihr weder Laut noch Sinn entgangen war. Sie schwieg eine Zeit lang, und las für sich auf der zufällig aufgeschlagenen Seite fort.

Dann las sie halblaut mit eigenthümlicher Betonung und einem schwach verhehlten Seufzer:

„Entfernung macht die schwerste Wunde heilen . . ."

Der Kanzler ließ seinen Blick überrascht auf der schönen Frau ruhen, und fuhr er in den Worten des Gedichts mit bewegter Stimme fort:

„Doch wer die Wunde mitträgt, flieht umsonst!"

Betroffen ließ Claudia das Buch sinken und begegnete dem feurig auf sie gerichteten Auge des Kanzlers. „Wie?" flüsterte sie. „Er kann den Pastor fido auswendig?"

„Das nicht; aber als ich Student war bei den Jesuiten in Amberg, wurde das Spiel aufgeführt. Mir war die Rolle Mirtill's zugetheilt — davon ist eine und die andere Stelle in meinem Gedächtniß hängen geblieben . . ."

„So wollen wir sehen, wie weit Sein Gedächtniß Ihm getreu geblieben ist . . ." Sie blickte in das Buch und fuhr fort:

„Vor neuem Reiz entweicht die alte Liebe . . ."

„Eh' Herz und Seele sich verwandelt, nicht . . ."

entgegnete Biener mit dem vollen Ausdruck der Empfindung. Auch sie fuhr mit steigender Wärme fort:

„Es bricht die Zeit zuletzt der Liebe Schmerz . . ."

und erhob sich wie unwillkührlich, als Biener feurig erwiederte:

„Doch erst hat Lieb' gebrochen schon das Herz!"

Fürstin und Kanzler standen sich gegenüber; in ihren schönen Augen schimmerte eine Thräne, während Biener unter der Last des einstürmenden Gefühls zu erbeben schien.

„So gibt es keine Heilung denn für solche Noth?"

fragte sie mit weichem erschüttertem Ton. Der Kanzler faßte sich nicht mehr: im ausbrechenden Feuer ergriff er die nicht widerstrebende Hand der Fürstin und rief, indem er dieselbe küßte und sich auf ein Knie niederließ:

„Nein, keine Heilung — keine, denn der Tod!"

Glühend und wortlos blieben Beide einen Augenblick in der selbstvergessenen Stellung; die Erklärung war gekommen, und mit dem nächsten Athemzuge mußte das Wort der Entscheidung fallen.

— „Mit Verlaub, Frau Claudia," rief Schildhofer unterbrechend, „der Herr Obersthofmeister von Nomi und das Fräulein Lisbeth wollen mit Dir sprechen!" Der Bauer stand in der Thüre des Salons und ließ einen Blick finstern Vorwurfs auf dem Kanzler ruhen.

„Steh' Er auf," sagte die Fürstin schnell gefaßt, „wir müssen unsere Komödienprobe unterbrechen. Es ist Schade, daß aus der Aufführung des Pastor fido nichts werden kann — ich wäre jetzt nicht mehr in Verlegenheit, die Rolle des Mirtillo zu besetzen..."

„Erlauben Ihre Durchlaucht, mich zu entfernen," sagte Biener, „es wird Zeit sein, mich zum Begräbniß der Frau Kammerpräsidentin, Gräfin von Wolkenstein zu begeben..."

Auf Claudia's Wink verabschiedete sich der Kanzler mit tiefer Verbeugung. Die Fürstin rief Schildhofer zu: „Laß mir das Fräulein herein — der Freiherr soll warten. Nun?" fuhr sie fort, als diese eintrat. „Wo bist Du denn, Lisbeth? Ich habe Dich ja den ganzen Morgen noch nicht gesehen, und selbst mit den Kindern hab' ich Dich umsonst erwartet . . ."

„Durchlaucht," erwiederte Lisbeth, „die Prinzessinnen verlangten in's Freie und da der Morgen so gar schön war, übernahm ich es, sie in den Garten zu bringen . . ."

„Ja ja, und über den Kindern hast Du die Mutter vergessen — das ist schon das Loos der Mutter, in das man sich finden muß . . ."

In Lisbeth's Gemüth klang noch Schildhofer's Erzählung von den Leiden der hohen Frau nach, und ließ diese Worte einen tiefern Eindruck machen, als beabsichtigt war. Sie empfand dieselben als die leise Klage eines gepreßten Herzens und eine Thräne trat ihr in's Auge.

„Was hast Du, Kind?" fuhr die Fürstin fort, als sie dieß bemerke. „Du mußt nicht so weich sein, daß ein einziges Wort Dich zu Thränen bringt. Es sollte kein Vorwurf sein, sondern nur ein Beweis, wie gern ich Dich um mich habe und wie sehr ich Dich vermisse . . ."

„O meine gute Fürstin," rief Lisbeth, gerührt deren Hand küssend, „. . . meine beste Mutter!"

„Es ist zwar," erwiederte Claudia lächelnd, „für meine weibliche Eitelkeit keine Schmeichelei, daß ich schon ein so großes Töchterchen haben soll — aber Du hast Recht, Lisbeth: dem Herzen nach bin ich Deine Mutter und will es sein! — Wie ist es denn, hast Du Dir Deine Rolle in dem Schäferspiel schon angesehen?"

Das Fräulein erröthete. „Nein," sagte sie befangen, „zürnen Durchlaucht nicht, aber es fällt mir gar zu schwer. Ich kann mir gar nicht einbilden, wie ich das Alles sagen und mich in eine fremde Person verstellen soll. Ich werd' es herzlich schlecht machen, Durchlaucht!"

„Meinst Du?" lachte Claudia. „Nun, Du brauchst Dich nicht zu ängstigen deßwegen — ich habe mich anders besonnen; es ist nichts mit der Comödie — obwohl es mir im Grunde leid thut ..." Sie hielt die Hand auf den Scheitel des Mädchens und sah ihr liebevoll in das schöne offene Antlitz ... „ich hätte Dich gern als Amarilli gesehen ... Aber was führt Dich eigentlich jetzt hieher? Du willst etwas von mir?"

„Mich beurlauben, Durchlaucht. Die Gräfin Königseck war so gütig mich einzuladen, den Leichenzug der Gräfin Wolkenstein von den Fenstern ihrer Wohnung aus anzusehen ... Wenn Durchlaucht erlauben ..."

„Geh' immerhin," erwiederte Claudia, „aber Du wirst Eile haben; ich meine, das Grabgeläute beginnt bereits." Aus der Stadt klangen die ersten Töne feierlicher Glocken herüber; zugleich trat der Oberhofmeister Freiherr von Nomi in die Thüre des Gemachs und verbeugte sich mit feierlichstem Anstand. „Was ist denn mit Ihm, Nomi?" rief ihm die Fürstin entgegen, „Er ist ja noch blasser als sonst und macht ein Gesicht, als wenn Er auch mit der Klage gehen wollte! Was will Er denn?"

„Durchlaucht um meine Entlassung bitten!" erwiederte Nomi mit wehmüthigem Ernst.

„Was fällt Ihm ein? Warum will Er Seine Entlassung?"

„Durchlaucht," begann der Hofmann feierlich, „haben

mir die Aufsicht und Erziehung des durchlauchtigsten Erbprinzen Karl Ferdinand übertragen und ich habe mich nach Kräften bestrebt, die hohe Commission zu erfüllen — leider mußte ich mich überzeugen, daß ich es nicht im Stande bin und muß daher um meine Entlassung bitten..."

„Was steckt da wieder dahinter!" rief die Herzogin unmuthig. „Red' Er, was ist denn geschehen, was Ihn so alterirt?"

„Ich habe eingesehen, daß meine Prinzipia über Erziehung nicht mit den Theorieen übereinstimmen, die Seiner Durchlaucht von anderer Seite beigebracht werden und da ich unvermögend bin, diesen mächtigen Einfluß aufzuwiegen, so bleibt..."

„Abgeschmackte Redensarten!" unterbrach ihn Claudia. „Wen meint Er mit dem mächtigen Einfluß? Wer bringt dem Erbprinzen unrichtige Grundsätze bei?"

„Ich bedaure, es sagen zu müssen — Seine Excellenz der Herr Staatskanzler..."

„Dacht' ich's doch!" rief Claudia halblaut vor sich hin und setzte sich wieder auf den Divan, auf welchem der bei Schildhofer's Eintritt hingeschleuderte Pastor fido lag. „Und diese Grundsätze?" fragte sie dann.

„Seine Excellenz behandeln den durchlauchtigsten Erbprinzen nicht wie einen jungen Fürsten, sondern wie einen Bürgerlichen — so wie er selber wahrscheinlich in seiner Jugend behandelt wurde. Er sagt ihm in's Gesicht, daß er nichts zu befehlen, sondern zu gehorchen habe..."

„Daran hat der Staatskanzler sehr Recht, und wenn er den Buben so erzieht, wie er erzogen worden ist, so kann ich das nur loben, denn die Erziehung hat gute Früchte getragen! — Ich will von Ihm nicht hoffen,

Nomi, daß Er mir den Prinzen in seinem Hochmuth bestärkt?"

„Durchlaucht, das ist es nicht allein — es sind noch viel abominablere Prinzipia, die gegen alles Staatsrecht verstoßen . . ."

„Diese sind?"

„Seine Excellenz sagen dem Prinzen, der Fürst und Monarch eines Landes sei nur durch seine Stellung ausgezeichnet — sonst aber nur ein Mensch wie andere Menschen!"

Claudia war nachdenklich geworden und stützte den Kopf in die Hand, wie sie zu thun pflegte, wenn ihr ernste Gedanken durch die Seele gingen. „Ich weiß nicht viel vom Staatsrecht," sagte sie schmerzlich lächelnd, „aber ich kann Ihm nicht helfen, Nomi, der Staatskanzler hat auch darin Recht! Um meiner Durchlauchtigkeit willen ist mir noch kein Leid aus dem Wege gegangen und meine fürstlichen Zähne schmerzen mich manchmal, daß ich glaube, sie können einem andern bürgerlichen Menschen nicht weher thun!"

Der Oberhofmeister hatte mit einem Entsetzen zugehört, das ihn beinahe der Sprache beraubte. „Freilich, wenn es so steht," stammelte er dann, „wenn Durchlaucht selbst . . . Dann bitte ich mir nur zu erlauben, nach Wien an Seine kaiserliche Majestät berichten zu dürfen, da Seine Majestät als Obervormund . . ."

„Das mag Er thun!" sagte die Herzogin mit Hoheit. „Auch ich werde dem Kaiser berichten und ihm sagen, daß die Mutter vor dem Vormund kommt . . ."

Damit gab sie dem Freiherrn einen Wink, sich zu entfernen. „Durchlaucht entlassen mich in Ungnade . . ." stotterte er.

„Geh' Er nur," rief Claudia, „ich geb' Ihm mein Wort, daß ich mich über Ihn gar nie erzürne."

Der Oberhofmeister schob sich unter steter Verbeugung rückwärts zur Thüre hinaus; die Fürstin schwieg einen Augenblick, dann rief sie Schildhofer zu, der am Fenster gedankenvoll angelehnt stund.

„Warum so ernsthaft, Schildhofer? Hast Du etwas auf dem Herzen?"

„Wohl, Frau Claudia," sagte dieser, „aber es ist nichts Traurig's. Ich hab' Deiner Red' so zugehört und hab' mich darüber gefreut so recht von Herzensgrund ... Ich hab' mich gefreut," fuhr er fort, als Claudia ihn fragend ansah, „daß Du so demüthig bist und in Deiner Herrlichkeit Dich nit für besser halt'st, als uns andere geringe Menschen — das ist wohl die schönste Kron', die Du tragst, Frau Claudia, und die hast Du Dir selber aufgesetzt! — Und doch ist mir nit Alles recht, und was ich da vom Kanzler hab' hören müssen, das will mir gar nit gefallen ..."

„Was meinst Du?" fragte Claudia befangen. „Ich habe Dich immer für einen von seinen Freunden gehalten ..."

„Der bin ich auch und ich denk', ich werd' es ihm wohl einmal zeigen und beweisen, daß ich ein guter Freund bin von ihm ... aber es ist mir nit Recht, daß er sich so viel Feinde macht; er geht immer grad' aus und mitten durch und stößt überall an ..."

„Das könnte mich beinahe beunruhigen ... solltest Du etwas Bestimmtes wissen?"

„Ich weiß, daß ich Dir gleich in Einem Athem an die zwanzig an den Fingern herzählen kann, die ihm gram sind — jetzt gehört der steife wälische Hofmeister auch noch

dazu. Denk' an den Sterzinger-Landtag. Selbigesmal ist's gewesen wie jetzt: die Bürger und die Bauern wollten zahlen und beisteuern, wie's Recht und Brauch gewesen ist von jeher ... die geistlichen Herren aber und die Edelleut', die haben sich losmachen wollen. Da hat der Biener den Vorschlag gemacht, die Bauern und Bürger seien die Meisten im Land Tirol und wenn sie doch allein zahlen und steuern müßten, dann sollten sie auch allein zu reden haben und in Zukunft sollten die zwei Ständ' allein was zu sagen haben auf dem Landtag. Der Vorschlag hat die Prälaten und die Adelichen erschreckt; sie sind zum Kreuz gekrochen, aber dem Kanzler Biener haben sie's in's Wachs gedruckt, und wenn ihn auch die Bürger und Bauern auf den Händen tragen, die Andern passen darauf, bis sie ihm an den Hals können!"

„Sie können ihm nichts anhaben! Sie sollen es nicht, so lang' ich ein offenes Auge habe!"

„Will's glauben, aber viel Hunde sind des Hasen Tod! Und wenn er nur wenigstens sein böses Maul halten und die Spottreden lassen wollt'! Alle, über die er sich lustig gemacht hat, sind hinter ihm her und tragen ein, wie die Impen, nur mit dem Unterschied, daß sie lauter Gift und Gall' einsammeln anstatt Honig. Ein Jedes klaubt auf, was es nur erwischen kann, und der Impenstock ist bei dem Montecuculi."

„— Ich habe eine Bürgschaft dafür, auf die ich mich verlassen kann, daß sie etwas Begründetes gegen ihn nicht aufzubringen vermögen: grundlose Beschuldigungen aufzustellen, müssen sie sich selber scheuen — Montecuculi wird es nicht wagen, eine Anklage zu erheben!"

„Das glaub' ich nit — ich mein', er hat's schon ge-

than; ich hab' heut' Morgens seinen Kammerdiener mit einem dicken Heft in's Schloß kommen sehen . . ."

„Wenn auch, es wird ein Gewebe von Albernheiten sein — aber geh' jetzt, Alter, ich will einen Spaziergang durch den Lustgarten nach dem Fasanenhaus machen und möchte die Kinder um mich haben: die Hohenstainer soll sie mir holen . . . Nicht doch," fügte sie berichtigend hinzu, „die Madron soll's thun, die Lisbeth ist ja gegangen, den Leichenzug zu sehen."

Das Trauergeläute begann wieder und dauerte fort. Schildhofer ging, aber er zuckte die Achseln und lachte, daß es der Fürstin auffallen mußte.

„Was ist dabei zu lachen?" fragte sie.

„Nit viel," antwortete er, „es ist mir nur so eingefallen, daß der Leichenzug wohl das wenigste sein wird, wornach das Fräulein schaut!"

„Und wornach sollte sie sonst zu schauen haben?" fragte Claudia stutzend.

„Wie Du so fragen kannst! Ein junges bildsauberes Madel, nach was wird das viel zu schauen haben? Bei dem Leichenzug sind gar viel schöne Burschen und Herren . . ."

„Thorheit — meine sittsame Lisbeth hat keine solche Gedanken! Ich hätte es längst bemerkt, ich hätte es bemerken müssen, wenn das Gefühl in ihr erwacht wäre, wenn sie irgend Jemand auszeichnete . . . und doch, indem ich es sage, fällt mir auf, seit einigen Monaten ist doch eine Veränderung mit ihr vorgegangen — sie kommt mir stiller, nachdenklicher vor . . . es wäre wohl möglich! Hast Du eine Spur, Alter?"

„Was man halt so sieht mit seinen offenen Augen! Sie wird roth, wenn ein Gewisser kommt oder geht, sie

schlagt die Augen nieder oder bleibt stecken mitten in der Red'..."

„Nun — und wer wäre das?"

„Das Madel hat keinen schlechten Geschmack und keinen niedrigen Sinn. Vielleicht errath'st Du's, wenn ich sag', daß sie am liebsten da drüben sitzt, am großen Pavillon, wo man unter den Bäumen über den Inn hinübersieht — auf's Büchsenhaus!"

Claudia hatte das Gespräch mit lebhafter Theilnahme geführt; sie war angeregt, aber ruhig, und hatte die Lösung mehr mit neugieriger Spannung, als mit irgend einer Besorgniß erwartet. Desto gewaltsamer war die Wirkung dieser Worte; sie war jene des stürzenden Felsen, der sich in einem fürchterlichen Augenblick von der steilen Bergwand ablöst und mit Einem Schlage das Thal in der Tiefe in in eine Wüste verwandelt, das noch eine Sekunde vorher im lachenden Schmucke von Blüthen und Saaten geprangt hatte. Claudia bebte und brach zusammen; sie war einer Ohnmacht nahe, die Augen verschwammen ihr, das fortwährende Trauergeläut dröhnte verstärkt herein, als ob ihr die Schläge das Gehör zersprengen wollten: dennoch behielt die Macht der gewohnten Selbstbeherrschung die Oberhand, sie vermochte sich aufrecht zu halten, aber vergebens rang sie mit dem nach dem Herzen strömenden Blute, um Athem zu einem Worte der Erwiederung zu finden.

Dem Bauer, obwohl er anscheinend die Fürstin gar nicht im Auge behielt, entging keine ihrer Bewegungen. „Armer Wurm," sagte er leise vor sich hin, „es thut Dir weh, das glaub' ich... aber es muß doch sein!"

Endlich gewann Claudia die Sprache wieder. „Biener!" rief sie mit einem Lächeln, das aber schon im ersten schwa-

chen Versuche unterging. „Ich glaube, Du träumst! Wie sollte Lisbeth dazu kommen, den Kanzler zu lieben ...“

„Wie man halt zu so etwas kommt, und weiß nit wie! Ist der Kanzler nit ein Mann, der einem Madel in die Augen stechen kann? Warum sollt' sie ihn nit lieben?“

Claudia war erschöpft in den Divan gesunken und drückte ein Tuch vor das glühende Gesicht und die brennenden Augen. „Ja wohl — warum sollte sie ihn nicht lieben?“ flüsterte sie schmerzlich in sich hinein. „Aber er — ob er sie auch beachtet hat? Ob sie wieder geliebt wird von ihm?“ Gedanken und Bilder zuckten ihr wie Blitze durch die Seele, keiner war festzuhalten und doch standen sie alle in greller Klarheit vor ihr. Sie sah Biener vor sich, wie er kurze Zeit vorher vor ihr gestanden, sie fühlte sein flammendes Auge auf sich ruhen, sie hörte den nicht zu verkennenden Ton der Empfindung in seinen Worten — das Alles konnte nicht Täuschung, nicht Heuchelei sein ... „Nun, Alter,“ sagte sie mit schmerzerzwungener Gleichgiltigkeit, „Du sagst mir in der That eine Neuigkeit, die mich überrascht ... aber wie ist es mit dem Kanzler? Erwiedert er die Liebe des Fräuleins ...?“

„Das weiß ich justament nit!“ erwiederte Schildhofer zögernd, denn so sehr er von der Vortrefflichkeit seines Beginnens überzeugt war, ging es ihm doch schwer von der Zunge, eine Unwahrheit zu sagen. „Wenn ich mir aber Alles zusammenreim' und eins in's Andere schick', so mein' ich ... es wird nit viel anders herauskommen ...“

„Aber die Beweise, die Gründe dafür?“ fragte sie hastig.

„Ja — darnach hab' ich mich gerad' eben nicht umgesehen ... aber ist das Fräulein nit jung und schön?

Warum sollt' sie ihm also nit gefallen? Es ist noch nit sehr lang her — richtig, neulich bei der Aufwartung des spanischen Botschafters ist's gewesen — da sind, wie die Ceremonie aus war, die Cavaliere noch ein bischen beisammen gestanden und haben im Vorbeigehen die Frauen und Fräulein gemustert. Der Kanzler ist auch dabei gewesen und hat mitgered't und Du kennst seine Art ... da hat er gesagt, das Fräulein Hohenstainer sei die Schönste unter Allen ... sie sei schön wie der Abendstern, den man schon deßwegen gern sehe, weil er die Ruhe bringe und man wisse, daß nun die lästig glänzende Alltagssonne hinunter sei ..."

Claudia war aufgesprungen und schritt aufgeregt durch das Gemach. „Und wann war das?" rief sie. „Sage mir genau den Augenblick, wenn Du kannst ..."

„Ja, genauer kann ich das nit sagen. Es war justament, nachdem die Auffahrt vorbei war — Du bist kaum hinaus gewesen aus dem Saal ..."

„Es ist klar!" murmelte Claudia heftig, die Anwesenheit des Alten fast nicht mehr beachtend. „Ich kenne die lästig glänzende Alltagssonne! Darum diese feine Beobachtung ihrer Schönheit! Er liebt sie ... ihr galt der Ausdruck und die Empfindung seiner Worte ... es war wirklich eine Komödienprobe ... Gut," fuhr sie dann fort, indem sie sich zusammenraffte und würdevoll aufrichtete, „es freut mich in der That — es freut mich, zu erfahren, daß zwei Personen sich so gefunden haben, die meinem Herzen die näch ... die mir so nahe stehen ..."

„Es kann sein, daß ich Unrecht hab'," sagte Schildhofer, „aber es ist wohl bald zu erfahren. Wenn Du

Gründe und Beweise willst, brauchst nur zu schweigen und sie alle Zwei zu beobachten in der Still' ..."

„Ich? Wozu?" fragte die Fürstin stolz. „Mögen sie ihre Wege gehen und sehen, ob sie zum Glück gelangen!"

„Freilich wohl; ich kann mir's denken, daß es Dir gleichgiltig ist — aber es interessirt Dich doch so gut wie mich ... Doch wirst Du Dich rasch entschließen müssen, denn da kommen Leute. Es ist der Vizekanzler Carrara und auch das Fräulein kommt dort dahergelaufen in aller Hast ... Was hat's denn gegeben?"

Während Schildhofer sich zum Fenster wandte, trat der greise Vizekanzler Carrara mit ehrerbietiger Verbeugung der Fürstin entgegen. „Durchlaucht halten zu Gnaden, wenn ich zu ungewohnter Stunde erscheine," sagte er, „allein die hohe Wichtigkeit der Sache, die mich herführt, gestattet keine Zögerung. Diese Schrift ist heute in den Einlauf von Ihro Durchlaucht Kanzlariat gegeben worden und ich entledige mich einer schmerzlichen Obliegenheit, indem ich solche in Ihro Durchlaucht Hände übergebe und Allerhöchster Resolution gewärtig bin."

Die Fürstin ergriff das Aktenheft, ohne zu öffnen. „Und was ist es so Schmerzliches, was Er mir bringt?"

„Die peinliche Anklage des Herrn Grafen Geronimo von Montecuculi gegen Seine Excellenz, den kaiserlichen Geheimrath und Staatskanzler von Tirol, Doktor Wilhelm Biener ..."

Eine augenblickliche Stille trat ein; Claudia hielt die inhaltschweren Blätter wie unentschlossen in der Hand, der Vizekanzler war zurückgetreten und Schildhofer brummte: „So hab' ich halt doch wieder einmal Recht behalten ..."

In diesem Augenblick erschien Lisbeth Hohenstainer,

bleich, verwirrt und außer Athem. „Wo kommst her, Fräulein?“ rief ihr der Bauer entgegen. „Bist nit bei der Leichenbegängniß gewesen?“

„Ich komme von dort!“ rief Lisbeth mit fliegendem Athem. „Ein außerordentliches Ereigniß . . . der Staatskanzler . . .“

„Kanzler Biener?“ rief Claudia streng. „Was ist mit ihm?“

„Durchlaucht wissen, daß ich den Zug aus den Fenstern der Gräfin Königseck ansah . . . Eben war der Leichenwagen mit den Geistlichen vorüber und bog am Stadtplatz gegen die Brücke ein, die Leidtragenden des Hofs und die Würdenträger kamen heran — da entstand auf einmal ein Rufen und Durcheinanderdrängen, daß der Zug in Unordnung gerieth und anhalten mußte . . .“

„Und die Ursache?“ fragte Claudia und blickte die Erzählerin so finster an, daß sie verwirrt die Augen niederschlug. „Der Staatskanzler war mit dem Hofmarschall unweit des Leichenwagens gegangen, da eilte Graf Montecuculi, welcher etwas weiter zurück mit dem Landeshauptmann ging, im Zuge gewaltsam vor und rief dem Kanzler, gerade als derselbe am Jenewein'schen Hause um die Ecke schritt, mit lauter Stimme zu: ‚Wer unter peinlicher Anklage steht, gehört nicht hieher! Fort mit Dir, Du Schurke!‘“

„Und der Kanzler?“

„‚Selbst ein Schurke, wer mich zu beschimpfen wagt!‘ rief er entgegen. Im Augenblick hatte Montecuculi den Degen gezogen, der Staatskanzler zog ebenfalls . . . die Klingen blitzten . . . Geschrei und Gedräng von allen Seiten . . . die Frauen entflohen von den Fenstern . . . ich eilte hieher, es Durchlaucht zu hinterbringen . . .“

„Und was ist dabei Besonderes, um so außer sich zu gerathen?“ rief die Fürstin mit ruhiger harter Betonung. „Welchen Grund hat Fräulein Hohenstainer, sich für einen dieser Herren so besonders zu interessiren?“

„Durchlaucht,“ stammelte Lisbeth bestürzt, „wodurch habe ich Ihre Ungnade ...“

Die Fürstin fuhr fort, ohne sie zu beachten: „Zwei meiner hochgestelltesten Diener haben sich so weit vergessen, einen öffentlichen Skandal zu begehen ... sie haben meinem ausdrücklichen Befehle zuwider gehandelt, der sie mit meinem höchsten Zorne bedroht hatte ... sie sollen seine ganze Schwere fühlen! — Vizekanzler,“ fuhr sie mit Miene und Haltung der Herrscherin weiter, „Er begibt sich sogleich zum Obersthofmeister Montecuculi — der Graf ist Gefangener in seinem Hause ... Was den Kanzler betrifft, so will ich, daß das Recht seinen vollen Lauf habe! Nehm' Er diese Anklageschrift, Carrara — die Untersuchung soll sogleich beginnen ... bis zur Entscheidung ist Kanzler Biener seiner Aemter, sowie des Vortrags bei Uns enthoben!“

Hoch aufgerichtet und fest schritt sie an dem sich verbeugenden Vizekanzler vorüber und verließ Saal und Garten.

Schildhofer und das halb besinnungslose Fräulein blieben allein zurück. „Um Gotteswillen, Alter,“ rief sie, „wodurch habe ich die Herzogin erzürnt? Sage, was geht hier vor?“

Schildhofer hatte der wegeilenden Fürstin in unverhohlener Bewegung nachgesehen und sagte kopfnickend vor sich hin: „Es ist schon so — die Fürsten sind auch Men=

schen, wie wir Andern! — Was hier vorgeht, fragst? — Ein Gewitter steht am Himmel: dabei kann man nichts thun, als die Händ' falten und das Wetterglöckl läuten, ob der Blitz und der Donnerkeil etwa vorübergehen an unserer Hütten ... Der Pater Guardian aber hat mir gesagt, die Wetter haben das Gute, daß sie das Erdreich erschüttern — vielleicht gibt's um uns herum auch ein Erdreich oder ein Herz, dem das Erschüttern gut ist!"

Fünftes Kapitel.

Geheimnisse.

Wie vor einigen Wochen waltete wieder sommerliche Ruhe und Heiterkeit auf der grünen schattigen Umgebung von Büchsenhaus. Der Himmel flammte wolkenlos und tiefblau, aber obwohl die Sonne noch hoch stand, war es nicht heiß, denn in den glänzenden und leuchtenden Wipfeln und Kronen spielte und wiegte sich ein munterer Westwind, der über den Schneefeldern und Eisflächen der innern Gebirge sich die Schwingen gekühlt hatte. Wie vor einigen Wochen saß Afra wieder vor der Schwelle des väterlichen Hauses im Schatten der um den obern Stock des Gebäudes laufenden hölzernen Galerie, an welcher rothe und gelbe Maiskolben aufgehangen waren, um zu trocknen und vollends auszureifen. Sie saß wieder in brütendem Sinnen, wie damals; die Näherei, die ihr im Schooße ruhte, war darüber vergessen; Alles war wie damals, nur schien das Sinnen noch düsterer, die Farbe des verschlossenen Angesichts noch bleicher zu sein.

Nach einiger Zeit öffnete sich geräuschlos die Thüre des zum Schlosse gehörigen Baumgartens, der sich bis tief an den Bergabhang hinzog, und zwei Männer traten heraus. Es war Afra's Vater mit einem hochgewachsenen hageren

Manne in mißfärbig brauner Kutte, schlechten hölzernen Sandalen mit Lederriemen und einem weißlichen Knotenstrick um die Hüften. Das in einen Kranz um den Scheitel geschorene Haar war von röthlicher Farbe, die noch entschiedener und kräftiger in dem stattlichen Barte hervortrat, der lang und breit bis auf die Brust des Paters herabreichte. Beide traten behutsam auf, um von Afra nicht beachtet zu werden, aber sie hätten dessen nicht bedurft, denn sie war zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt, um wahrzunehmen, was außer ihr vorging. „So ist sie die mehrste Zeit!“ flüsterte Schildhofer. „Sie thut ihre Arbeit und versieht das Haus: der ärgste Feind könnt' nichts aussetzen daran, aber sie thut Alles wie im Schlaf. Es ist kein Leben, kein Leid und keine Freud' in ihr — es kommt mir vor, als müßt' sie zuletzt gemüthskrank oder völlig irrsinnig werden, wenn es so fortgeht!“

„Es gibt allerdings Naturen,“ erwiederte der Pater leise, „die ganz in sich versinken und untergehen und Afra hat das melancholische Temperament! Nun aber soll es ja mit Gottes Hilfe anders werden!“

„Ich hoff' es, Hochwürden Pater Guardian: wie Sie sagen, mit Gottes Hilfe und ich setz' hinzu, mit der Ihrigen! Sie haben eine gesegnete Hand und wenn mein Madel wieder wird, was sie gewesen ist und wieder Lust und Lieb' bekommt zum Leben, so hab' ich's keinem Menschen zu verdanken, als Ihnen!“

„Mach' kein Aufhebens davon!“ sagte der Guardian weiter fortschreitend, indeß Schildhofer ihn eine Strecke begleitete.

„Es ist doch nit anders!“ rief dieser. „Hochwürden haben mir die Augen geöffnet: Sie haben mir gezeigt, daß

ich voreilig gewesen bin und ganz darauf vergessen hab', daß der Schein betrügt. Ich weiß jetzt, wie es mit dem Franz steht, ich kann also ruhig sein in meinem Gewissen und kann mein Kind glücklich machen ... Ach, Hochwürden ... es ist mir so viel durch den Kopf 'gangen in der letzten Zeit ... ich hab' so viel Herzleid anschauen müssen, daheim und ... anderswo und hab' das Maul dazu halten und mein Herz zwingen müssen ... ich hab' ordentlich ein Verlangen darnach, Jemand wieder einmal eine Freud' zu machen, und wenn's auch nit meine eigene Tochter wär'..."

„Freude machen ist die größte Freude," antwortete der Mönch, „und die Freude ist für uns schwache Menschen so nothwendig, wie der Sonnenschein oder das Wasser für die Pflanzen und Kräuter: ich seh's im Klostergarten. Wenn ein Gewächs übersehen wird beim Gießen oder es steht an einem zu schattigen Plätzel, so läßt es erst die Blätter hängen, verliert die Farb' und wird zuletzt starr und steif und Du kannst es jetzt gießen oder in die Sonn' stellen, so viel Du willst, es kann nichts mehr annehmen davon. So ist für des Menschen Gemüth die Freud'; ohne sie wird's auch starr und stockig mit der Zeit; es verlernt ganz sich zu freuen und dann ist es so gut wie todt. Darum bei Zeiten und zur rechten Zeit Licht und Wasser, da kommt das Gedeihen von selber! — Das arme Mädel hängt auch schon die Blätter und hat die Farb' verloren, aber es hat noch Kraft und Leben und kann wieder frisch aufstehen und weiter wachsen und zur Blüthe ansetzen ..."

„Ich will gleich hin und will mit ihr reden!" entgegnete der Bauer, ebenfalls nach Afra zurückblickend. „Hab' erst gemeint, ich wollt' den Franz selber zu ihr schicken — aber ich kann mir die Freud' nit nehmen lassen. Als der

Vater hab' ich doch das erste Recht auf den ersten freudigen Blick . . . nit wahr?"

„Sicher; aber geh' nur, Schildhofer, weiter sollst Du mich nicht begleiten; laß das arme durstige Pflänzel nicht länger schmachten — Du kommst wohl einmal zu mir und erzählst mir, wie es gegangen ist . . ."

„So sag' ich halt behüt' Gott, Hochwürden und nochmals Dank dafür, daß Sie sich um die Sach' angenommen und selber bis zu mir bemüht haben. Vergelt's Gott tausendmal!" Damit küßte er die Hand des Guardians und schritt bedächtig nach dem Hause zurück.

Leise und unbeachtet trat er von der Seite zu Afra heran und legte ihr die Hand auf den Kopf. „Afra . . " sagte er mit weichem gütigem Tone. Sie blickte zu ihm empor; das Auge war klar und verständig, aber es war kein Leben, kein Glanz in demselben. „Du bist es, Vater?" sagte sie gelassen. „Willst Du was? Schaff' nur an — ich will's gleich thun . . ."

„Afra," sagte er wieder, „ich hab' zu reden mit Dir. Rück' ein bissel zu und laß mich neben Dir sitzen." Er that es und fuhr fort: „Ich möcht', daß Du mir auf eine Frag' antwort'st, aber aufrichtig und ehrlich . . ."

„Frag' nur, Vater," sagte Afra, „ich will Dir die Wahrheit sagen, wie allemal."

„So sag' mir — an was hast Du jetzt in dem Augenblick, wie ich zu Dir hergetreten bin, gedacht?"

Afra zuckte zusammen und ein schwacher Anflug von Röthe leuchtete über ihre Wangen. „Nun?" rief Schildhofer, als sie schwieg. „Warum red'st Du nit? Unrechtes wird es wohl nit gewesen sein, was Du gedacht hast: also hab' keine Scheu vor Deinem Vater und red'!"

„Unrechtes ist's gewiß nit — ich bin nur verhofft!“ entgegnete Afra. „Denken ist gar leicht, aber sagen ist manchmal schwer. Ich hab' mir gedacht ... Es ist heut' ein Landsmann vorüber mit der Limoni-Kraxen, der hat ein bissel angehalten und hat erzählt, der Rofner Wildsee im Oetzthal ist ausgebrochen und hat die Wiesen verschüttet und die Weg' und hat Alles weggerissen und mitgenommen, was im Weg' gestanden ist, Brücken und Häuser und Mühlen und Alles, was darin war. Auch ein paar Kindeln hät's mit fortgerissen, die sind allein in der Wiegen gelegen, weil Alles fort war zu der Arbeit und weil Niemand mehr hineingekonnt hat in das wüthige Wasser, um ihnen zu helfen ... Sind also die armen unschuldigen Kindeln erbärmlich zu Grund 'gangen, und hat man sie noch wie lang schreien hören in der Wiegen ... Da hab' ich mir so meine Gedanken gemacht, wie es wohl sein mag mit der Vorsehung Gottes und wie er so was zulassen kann in seiner Gerechtigkeit!“

Der Alte sah sie mit einem bekümmerten Seitenblick an und rief: „Das ist eine unnütze Grübelei, Afra, und eine verwegene dazu! Unser heiliger Glauben sagt uns, daß der Herrgott gut und gerecht ist und daß ohne sein Wissen kein Haar von unserm Haupte fällt. Das ist Trost genug und man muß nit grübeln und wissen wollen, was doch über den Menschenverstand hinausgeht. Unser Herrgott weiß gewiß recht gut, warum er ein Unglück schickt, und wann und wem — und dann — ich hab' wohl schon klagen hören über das unverschuld'te Unglück ... aber wenn's Glück kommt, fallt's keinem Menschen ein zu fragen, ob er's auch verdient hat ...“

Afra lächelte schwach. „Ja wohl — wenn das Glück

kommt!“ rief sie mit einem Seufzer, den ihr nur halb zu unterdrücken gelang.

„Du red'st und schaust d'rein,“ fuhr der Vater fort, „als wenn Du sagen wollt'st, das Glück könnt' gar nimmer kommen zu Dir und wer weiß, ob's nit schon vor der Thür steht und den Finger aufhebt zum Anklopfen! — Ich will Dir was erzählen, weil Du doch so ungläubig drein schaust ... der Franz ist wieder da!“

Das Mädchen schlug die Augen auf und blickte den Alten wie verwundert an. „Wieder da?“ sagte sie. „Ich hab' nit gewußt, daß er wieder fort gewesen ist seit dem letztenmal ...“

„Ich weiß das, denn Du bist eine gehorsame Tochter. Aber der Franz war fort, ich glaube draußen im Bayerischen, wo er daheim ist ... er hat einen Auftrag gehabt von der Excellenz. Jetzt ist er wieder da und wird für immer in Innsbruck bleiben und eine Buchdruckerei einrichten ...“

„Das freut mich,“ sagte Afra, indem sie mit der Hand über Stirne und Augen fuhr, „ich wünsch' ihm alles erdenkliche Glück dazu!“

„Das ist aber noch nit Alles, Afra. In ein richtiges Geschäft gehört auch eine Frau. Der Franz will also heirathen, und weil er doch einmal meint, er könnt' mit keiner andern glücklich werden, — so will er Dich heirathen, Afra — und ich ... ich geb' meinen Segen dazu und meine Einwilligung!“

„Vater ...“ schrie Afra auf, sah ihn mit weitgeöffneten Augen an, in denen ein Abglanz früheren Feuers aufleuchtete, und wollte sich vom Sitze erheben. Sie vermochte es nicht vor Zittern und sank an die Wand zurück. „Das

ist hart, Vater," sagte sie schwach, „das hab' ich nit verdient, daß Du mir einen solchen Spott anthust!"

„Ich thu' Dir nichts an — es ist die völlige Wahrheit! Wenn Du willst, brauchst nur Ja zu sagen und in vier Wochen seid Ihr Mann und Frau ..."

Afra zitterte noch heftiger; sie drückte beide Hände vor den fast das Mieder sprengenden Busen und stammelte nach Athem ringend und wie verwirrt: „Wahr, Vater? Es wäre wahr? ... Wär's doch noch möglich ..." Sie konnte nicht weiter sprechen, ein unwiderstehlich losbrechender Thränenstrom hinderte sie daran und laut schluchzend sank sie an Brust und Schulter des Alten. Dieser zog sie gerührt an sich, blickte mit feuchten Augen auf sie herab und sagte: „Ja, Gott sei ewig Dank ... es ist möglich 'worden!"

„Aber wie," sagte sie unter fortwährendem Weinen, „wie ist's möglich worden? Was ist denn geschehen?"

„Das erzähl' ich Dir ein andermal: für heut' sei zufrieden, wenn ich Dir sag', daß es so ist und daß ich dem Franz Unrecht gethan hab'!"

Ein schwaches Lächeln des Glücks spielte um die Lippen des Mädchens. „Ich hab's ja immer gesagt!" flüsterte sie — im Augenblick aber riß sie sich von dem Alten los, fuhr sich wie entsetzt an die Stirne und rief: „O Du lieber Gott — wie hab' ich auf das vergessen können...!"

„Was meinst? Was hast vergessen?" fragte der Alte besorgt, indeß sie die Hände gefaltet in den Schooß sinken ließ und vor sich niederstarrend leise jammernd fortfuhr: „Oh ... ich hätt' es ja voraus wissen können, daß es nit sein kann ... das Glück wär' einmal zu groß gewesen ..."

„Aber so red' nur! So sag' doch nur, warum soll es denn nit sein können?"

„Es ist zu spät, Vater — denkst nit daran, daß ich mich verlobt hab' und will ledig bleiben als eine ehrbare christliche Jungfrau?"

Schildhofer sprang unwillig auf. „Mach' mich nit harb mit solchem Gered'!" rief er. „Ich muß mich völlig zusammennehmen, daß ich hinunterschluck', was mir dabei auf die Zung' kommt. Du bist ja noch keine Klosterfrau, also wird's für Deine Verlobniß wohl eine Abhilf' geben und eine geistliche Lossprechung!"

Afra schüttelte traurig den Kopf und seufzte: „Ich hab's heilig versprochen vor mir selber — wer kann mir das abnehmen, was ich versprochen hab'?"

„Doch wohl der, dem Du's versprochen hast, sollt' ich meinen!"

„Dann müßt' ich's hören und spüren, inwendig in mir selber, daß er mich frei geben will — aber ich hör' nichts Anderes, als daß ich Wort halten muß!"

„Das ist keine Frömmigkeit," eiferte der Bauer, „das ist unchristliche Verstocktheit, wegen der ich kein Wort weiter verlieren und mich nit erzürnen will! Aber Du wirst Dich wohl besinnen, denk' ich — drum will ich jemand Andern über Dich schicken, der das Zureden vielleicht besser versteht, als ich!"

„Vater," rief Afra ängstlich, „thu' das nit! Du machst mir das Herz noch schwerer und ich kann doch nit anders!"

„Nein — es bleibt dabei. Wenn es Dir Ernst ist mit Deiner Verlobniß, was fürchtest dann vor dem Zureden?"

„Ich fürcht' mich nit, Vater ... aber ich möcht' ihm das Herzleid ersparen — und auch mir selber ..."

„Und wer denkt daran, mir ein Herzleid zu ersparen?"

rief Schildhofer bitter. „Es bleibt dabei — da kommt Franz eben aus dem Büchsenhaus! Er hat mein Wort und soll mich nit für ein Windfahn'l halten, das sich all' Bot' anders dreht ... Komm' herein in's Haus, ich will der Sach' ein End' machen! ...“

Er stand auf, indem er zugleich Franz herbeirief, der vom Schlosse hergeschritten kam in sichtlich freudiger Stimmung und in stattlichem Feiertagsgewand. Er hatte Alles abgelegt, was an den ehemaligen Soldaten erinnern konnte und sah in der schlichten kleidsamen Bürgertracht recht ansehnlich aus. Er grüßte Vater und Tochter und folgte ihnen schweigend und beklommen die Treppe hinauf in die Wohnstube, denn es konnte ihm nicht entgehen, daß aus Afra's bleichem Angesicht nicht die Erregung der Freude sprach.

„Franz,“ sagte Schildhofer, als sie in der Stube angelangt waren, „ich habe mein Unrecht gut gemacht und führe Dich selber in mein Haus. Ich sag' Dir's noch einmal, daß ich Dich gern annehme zum Schwiegersohn: schau' nun, wie Du mit Afra in's Reine kommst. Die Neuigkeit ist ihr etwas stark unvermuthet 'kommen, sprecht Euch aus miteinander und unser lieber Herrgott geb' seinen Segen zu Eurem Bündniß, so wahrhaftig und warm ich Euch den meinigen gebe!“

Er ging und eilte bald aus dem Hause, der Stadt und der Innbrücke zu.

In der Stube waltete einen Augenblick tiefes Schweigen. Afra saß am Tische, hatte das Gesicht auf die Arme gelegt und verrieth nur durch das zeitweise Erbeben des Körpers, in welcher Bewegung sie sich befand. Franz betrachtete sie einen Augenblick schweigend; er war etwas außer Fassung

gerathen über den befremdlichen Empfang. Dann trat er hinzu, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte zärtlich: „Afra — drei lange schwere Jahre bin ich von Dir getrennt gewesen... ist das mein ganzer Willkomm beim Wiedersehen?"

Sie antwortete nicht, aber sie schluchzte hörbar.

„Das ist bitter," fuhr er fort, „aber es muß wohl so der Welt Lauf sein! Da stellt man sich vor und malt sich's aus, wie's wohl sein würde, wenn dies oder das geschähe und wenn es geschieht, ist es so ganz anders, daß man seine Vorstellung daran nicht wieder erkennt! Wie oft, wenn ich Posten gestanden bin, oder bin am Beiwachtfeuer gelegen oder im Spital auf dem Schmerzensbett, wie oft hab' ich mir da eingebildet, wie es wohl sein würde, wenn es mir gelänge, alle Hindernisse wegzuschaffen! Wenn Dein Vater seine Einwilligung gäbe und nichts mehr zwischen uns liegen sollte, nichts auf der ganzen weiten Gotteswelt — wie ich Dir da in die lieben guten Augen schauen, Dich an's Herz drücken und nimmer, nimmer loslassen wollt'... Jetzt ist das Alles, Alles geschehen — aber ich seh' Deine Augen nicht und Du bist mir so fremd und fern, als wenn die ganze weite Welt Gottes zweifach zwischen uns läge ..."

Er hielt einen Augenblick inne; Afra schwieg noch immer, sie vermochte nicht anders vor Thränen.

„Du sagst gar nichts?" begann er dann schmerzlich wieder. „Nun — keine Antwort ist auch eine, wenn auch eine, die ich nicht erwartet hab' ... es steht etwas zwischen mir und Dir ... Du hast mich wohl vergessen! — Behüt' Dich Gott!"

Er wendete sich und wollte einen Schritt gegen die

Thüre machen, aber er konnte nicht; Afra war empor gesprungen und hing an seinem Halse, mit beiden Armen wie krampfhaft sich um seinen Nacken klammernd und ihr thränenüberströmtes Antlitz fest an seiner Brust verbergend. „Franz … Franz …" schluchzte sie, „Du solltest nit so reden … ich weiß ja nit, wie ich leben soll ohne Dich …"

Ueberrascht und gerührt hielt Franz die Weinende umschlossen; er fand selbst kein Wort der Erwiederung und bedeckte mit stummen Küssen Stirne und Haar der nicht Widerstrebenden. „Warum dann diese Zurückhaltung, als wenn ich Dir fremd und wohl gar zuwider wäre? Warum nur Thränen und Seufzer und nicht das kleinste Zeichen der Freude?"

„Ach, mein Herz ist ja so getheilt in Freude und Jammer — sie gehen darin durcheinander wie die Wellen im Wasser, man weiß nit, welche die Oberhand hat. Wie kann die Freud' in die Höh' kommen, wenn ich doch weiß, daß ich Dich lassen muß. — Vergiß'st Du auch drauf, wie der Vater, daß ich mich verlobt hab', ledig zu bleiben …"

„Ich hab' es nicht vergessen — aber ich glaub', es kann Dir nicht Ernst sein mit der Einwendung! Sag' Du nur Ja, Afra, und ich bring' Dir die Dispens und wenn ich barfuß zum heiligen Vater nach Rom laufen müßt' …"

„Sag' mir nur zuerst," fragte sie, ohne die Stellung zu verändern, in sichtbarer Beklommenheit, „wie Du's gemacht hast, den Vater zur Einwilligung zu bringen …"

„Das weißt Du nicht? Er hat nie etwas gegen mich gehabt, als die Meinung, daß ich meinen Glauben abgeschworen hätte …"

„Und Du hast das nicht gethan? Es ist nicht wahr?" fragte Afra, indem sie sich emporrichtete und Franz mit

einem Blicke betrachtete, in welchem Scheu und Besorgniß miteinander kämpften.

„Ich will es Dir ein andermal ausführlich erzählen, wie mein Schutzengel mich davor bewahrt hat! Sag' mir lieber Du, wie Du Dich wegen des Gelübdes so ängstigen kannst! Glaubst Du nicht, daß es eine Lossprechung dafür gibt?"

Afra drückte beide Hände an die Stirne, als ob sie dort Schmerz empfände. „Ich weiß selber nicht mehr," sagte sie dumpf, „was ich glaub' und was ich will ... es wird mir oft ganz wirr im Kopf ... Du mußt Geduld haben mit mir, Franz: vielleicht wird mir doch wieder anders ..."

„Und hast Du mich noch lieb, Afra?" fragte er zärtlich und zog sie an sich.

„Ueber Alles!" flüsterte sie und wehrte dem innigen Kusse nicht, den er auf ihre Lippen drückte.

„So gib mir Dein Jawort ..." fuhr er fort: sie aber drängte ihn im Augenblick von sich und rief: „Verlang' das nit, Franz! Ich kann nit! Wie könntest Du meinem Wort glauben, wenn ich, indem ich Dir's gebe, mein gegebenes Wort brechen müßt'?"

Sie eilte von ihm weg und nahm wieder am Tische Platz, indem sie die Ellbogen aufstützte und die Hände vor's Gesicht schlug. Franz folgte ihr mit dem Ausdruck der Besorgniß. „Du ängstigst mich, Afra," sagte er, „Du quälst Dich selbst und wirst krank werden ..."

„Das fürcht' ich manchmal selber!" sagte sie und sah ihm mit einem Blick des tiefsten Leidens in's Auge. „Du glaubst es nit, Franz, was ich in der langen Zeit Alles inwendig in mir verarbeitet hab' und hinunter gedrückt ..."

„Ich glaub' es Dir," erwiederte er bekümmert, „aber jetzt sind wir ja beisammen! Jetzt kannst Du Dein Herz ausschütten! Thu's, daß Dir leichter wird ... es ist mir ohnehin, als wenn Du mir noch nicht Alles gesagt hättest, als wenn Du mir etwas verbergen wolltest ..."

Er wollte sich neben sie setzen, aber sie sprang auf und eilte in ängstlicher Hast von ihm weg. „Nein nein," rief sie, „ich hab' nichts zu verbergen ... frag' mich nit so, Franz ... hab' Geduld, hab' Mitleid mit mir!"

„Das hab' ich ja!" entgegnete er sanft, indem er wieder zu ihr trat, sie mit zärtlicher Gewalt um die Hüften faßte und an sich zog. „Ich will Dir ja helfen, will Dir das Herz leichter machen — also hab' Vertrauen zu mir, wie sonst und sag' mir ..."

Sie erwiederte nichts; aber sie strebte mit solcher Entschiedenheit sich los zu machen, daß er sie lassen mußte, wenn er nicht geradezu Gewalt anwenden wollte. Sie rang sich frei; während des Ringens fiel etwas hörbar zu Boden: Beide beachteten es nicht, denn Afra war mit einigen Schritten aus der Thüre und Franz folgte ihr ebenso schnell.

„O weh," sagte er, indem er betroffen an der zuschlagenden Thüre stehen blieb, „da ist eine große Veränderung vorgegangen, und wie es mir vorkommen will, nicht zum Guten! Armer Vater — hast Dein Nest wie ein rechter Hacht gegen das unschuldige Schwarzplattel vertheidigt und hast doch den Feind übersehen, der sich hineingeschlichen hat ... Ich muß Alles erfahren, ich muß wissen, wie ich daran bin! Sie wird wohl wiederkommen ..."

Ungeduldig wartend schritt er die Stube auf und ab und blieb in der Nähe der Thüre stehen. Ein Plättchen

Kupferblech an einem Stückchen Schnur lag am Boden. „Das muß es sein, was ich vorhin habe fallen hören," sagte er, dasselbe aufhebend, „es wird ein Amulet sein, das Afra gehört ..." Jetzt besah er dasselbe und das Wort erstarb ihm im Munde. „Herrgott," sagte er erbleichend, „wie kommt dies Zeichen hieher? An Afra's Hals? ... Die abgerissene Schnur zeigt, daß sie es getragen hat! Ein kreuztragendes Lamm ...! Ich irre mich nicht ... es ist das Zeichen der heimlichen Protestanten im Land ... Herrgott, da geht mir ein trauriges Licht auf ..."

Er eilte zur Thüre hinaus und suchte im ganzen Hause, ob er Afra nicht entdecke: sie war nirgends zu finden. Er besann sich eine Weile, dann steckte er das Zeichen ein und schritt die Treppe hinab. „Es ist besser, wenn ich gehe," sagte er, „sie wird ruhiger werden, bis ich wiederkomme — dann soll Alles klar und rein werden zwischen uns!"

Als er durch die Hausflur schritt, drangen ihm aus der Stube des alten blinden Bergmanns tiefe Geigentöne entgegen. Er achtete nicht darauf und verließ das Haus. Wäre er näher getreten und hätte durch die verschlossene Thüre zu blicken vermocht, so hätte er Afra gesehen, zu den Füßen des blinden Greises am Boden hingestreckt, von krampfhaftem Schluchzen und Weinen zusammenzuckend. Ueber ihr hielt der Alte seine Viola, sah mit den erloschenen Augen gespenstig vor sich hin und wie Geistergesang ertönte die herzstärkende Weise des „Befiehl Du Deine Wege."

— — — Während dessen saß in dem herzoglichen Ansitze zum Büchsenhaus der Staatskanzler Biener in seinem Gemach am Arbeitstisch und war ganz in das Lesen einer lateinischen Handschrift vertieft, deren Blätter vor ihm aus-

gebreitet lagen. Jetzt wandte er das letzte Blatt um, las es zu Ende und rief, die Papiere zusammenfaltend, aus: „So ist es also gewiß! Unumstößlich gewiß — ich halte den greifbaren Beweis in Händen — Vollmar ist ein Verräther an Kaiser und Reich, ein Verräther am Haus Oestreich, das ihn verblendet für seinen treuesten Diener hält! ... Es ist seine Handschrift: der einzige Mann, der es wagen konnte, sich mit mir zu messen, er ist machtlos in meiner Gewalt! Was beginn' ich nun mit dieser Schrift?" fuhr er aufstehend fort. „Soll ich ihn gleich entlarven? Soll ich der Herzogin gleich erzählen, wie es bei dem Falle von Breisach zugegangen? Soll ich sofort dem Kaiser die Pläne mittheilen, die der Kanzler von Vorderösterreich hier so beredsam entwickelt? — Soll ich damit zuwarten und das Geheimniß aufbewahren für einen entscheidenden Augenblick, wo es mir vielleicht von Nutzen sein kann? ... Wenn ich jetzt handle, ist und bleibt Breisach darum nicht minder verloren: ich fördere nichts damit und es besteht keine Gefahr, die mich drängte, ihn unschädlich zu machen. Die Aussichten auf den Zusammentritt eines Friedenskongresses haben sich zerschlagen, — er wird in Bälde zurückkehren — ich werde Gelegenheit haben, ihn zu beobachten, und aus der verborgenen Höhe meines Geheimnisses wie von einer Warte aus jede seiner Bewegungen zu überwachen ... ich will warten! Ich verletze keine Pflicht, wenn ich das Geheimniß für mich bewahre ... ich habe es nicht im Amte erfahren, es ist mein Eigenthum, mit dem ich verfahren kann, wie mir beliebt! Ich habe allein ein Recht darauf! Ich will warten, und nur sorgen, daß es unter allen Umständen nicht verloren gehen kann!"

Im Gemache auf- und abschreitend war er in den Erkerthurm getreten und blieb an dem breiten geöffneten Fenster stehen, durch welches der blaue Sonnenglast flimmerte und die bewegtere kühle Luft anmuthig fächelte. Der Kanzler blieb am Fenster stehen; sein Blick streifte die Baumkronen des Bergabhanges hinab, über den Innstrom und blieb wie unwillkührlich an den Dächern und Thürmen der Burg und den sich daranreihenden Gärten hangen. Er irrte mit den Augen unter den Buchen des Gartens längs der Rennbahn, an der darüber emporragenden runden Kuppel des Pavillons vorüber, durch die blumenschimmernden abgezirkelten Gänge des Wurzgartens bis an das Fasanenhaus, das aus einer weiten mauerumgebenen Wiesenfläche sich über anmuthiges Buschwerk emporhob. Mit Einem Male wurde die Aufmerksamkeit des Schauenden durch den Glanz bunter Gewänder und den Schimmer von wehenden Schleiern gefesselt; eine prächtig gekleidete Gesellschaft von Herren und Damen kam vom Fasanenhause her und nahte sich der gegen den Inn führenden Seite der Mauer. Ein stattliches Gitterthor mündete auf den gepflasterten Kai und von diesem stiegen breite bequeme Stufen bis an den Strom hinab, auf welchem ein mächtiges langgedehntes Schiff seine hochbordigen Seiten schaukelte. In der Mitte desselben befand sich ein kleines zierliches Gebäude mit offenen Säulen, über welchen ein roth angestrichenes Kupferdach leuchtete und weiß-rothe Wimpel und Flaggen flatterten. Die Gesellschaft bewegte sich dahin und stieg langsam die Stufen herab; das scharfe Auge des Kanzlers vermochte sehr wohl die hohe Frauengestalt zu unterscheiden, welche den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete und welcher alle Emsigkeit und Bemühung derselben beim Herabsteigen und beim Be-

treten des Schiffes galten. Jetzt wurde das Schiff mit den langen Hakenstangen vom Ufer abgeschoben und glitt pfeilschnell auf den reißenden Wellen des Inns dahin. Gleichmäßig hoben und senkten sich die tropfenden und blitzenden Ruder; Töne beginnender Musik schwebten halbverweht herauf und mischten sich in den verhallenden Krach eines Falkonetschusses. Es war das Zeichen, welches der am Zielpunkte der Fahrt wartenden und vorausgesandten Dienerschaft die Abfahrt der Fürstin verkündete.

Biener sah dem schnell dahinrauschenden Fahrzeug nach; er war in brütendes Nachsinnen versunken. Es kam ihm vor, als ob der Rauch des Schusses, der hinter den Fahrenden weit zurückblieb und im Winde verflatterte, eine besondere Deutung für ihn habe. Es war ein Lieblings-Vergnügen Claudia's, ihre Fasanen zu füttern und hie und da eine Wasserfahrt nach einem der innabwärts gelegenen Schlösser und Städte zu unternehmen. Wie oft hatte er die Fürstin dabei begleitet; wie oft sich daran erfreut, wie die Gold- und Silbervögel mit dem weißen und goldgrün glänzenden Gefieder ihre schöne Herrin zu kennen schienen und umdrängten und umflatterten! Wie manche kostbare Stunde hatte er bei diesen Wasserfahrten erlebt, im beziehungs- und inhaltreichen Gespräche mit Claudia, unter den Baumwipfeln eines Bergabhangs, unter denen eine jagdartige Tafel bereitet war, oder unter einem luftigen Zelt, das man an einer schönen Strombucht auf dem Wiesenplan oder auf weißem Kiesgrunde aufgeschlagen hatte. Wie kurze Zeit lag dazwischen, und nun geschah Alles das, wie es früher geschehen war; nur ihn hatte der Strom seitwärts an's Ufer geschleudert und aus dem bevorzugten Theilnehmer einen entfremdeten Zuschauer gemacht. Er

war entbehrlich geworden — man dachte vielleicht gar nicht mehr an ihn! Heiß drang es ihm bei diesen Vorstellungen und Bildern zu Kopf und Herzen. „Es will mich gemahnen," rief er vor sich hin, während in der Ferne die Schiffswimpel hinter einer Bergecke verschwanden, „als wäre meine Bahn zu Ende... was ich noch zu thun habe, muß bald geschehen: ich werde nicht mehr viele Zeit haben, zu warten... Und warum?" fuhr er erregter fort. „Warum sollt' ich schon zu Ende sein? Ich will nicht so glänzend begonnen haben wie ein Gestirn, um wie eine Sternschnuppe zu enden — ich will es nicht wegen dieses Gewebes von Bosheit und Albernheit, worein meine Feinde die Fürstin zu verstricken suchen! Solche Spinnfäden mögen dem Mückenvolke gefährlich werden, für die Schwinge des freien Vogels sind sie gar nicht vorhanden. Ich durchreiße sie — auch Claudia wird sie durchreißen — ich vertraue darauf!"

Er war an den Schreibtisch getreten und hatte ein unter andere Papiere bei Seite geschobenes Heft hervorgezogen; es war die zur Abgabe seiner Verantwortung ihm mitgetheilte Anklageschrift. „Ich muß nur trachten, das widrige Geschäft rasch zum Schlusse zu bringen — ich will fortfahren, mich gegen dies Geschreibsel zu vertheidigen!"

Er setzte sich, las einige Zeit und machte sich verschiedene Notizen: bald aber warf er das Heft auf den Tisch und sprang unmuthig auf. „Es geht nicht!" rief er. „Es widert mich an, mich gegen dieses Geträtsch ohnmächtiger Schwäche, gegen diese Lufthiebe dummer Bosheit ernsthaft zu vertheidigen! Soll ich mir die Buben, die mich mit Nadelstichen verfolgen, mit Schild und Speer vom Halse schaffen? — Dafür sind Birkenreiser gewachsen!"

Eine ungemein bittere Empfindung stieg in ihm auf.

Wie war es möglich, daß die Herzogin einer so nichtigen Anklage stattgeben konnte, nachdem sie noch wenige Tage, ja wenige Stunden zuvor ihm ihr Vertrauen so entschieden bewiesen und ausgesprochen hatte! Wenn sie die Anklage nur flüchtig überblickte, mußte sie darin das Werk des Hasses und neidischer Lüge erkennen — also hatte sie entweder die Anklageschrift gar nicht gelesen, oder sie war gereizt und erbittert gegen ihn. Das Eine schien ihm so schwer begreiflich und glaubbar als das Andere. Bei ihrer sonstigen Besonnenheit in Sachen der Regierung konnte er nicht glauben, daß sie einer Untersuchung gegen ihren ersten und vertrautesten Diener anders als nach reiflicher Ueberlegung stattgegeben haben sollte, und wenn es in Folge augenblicklicher Aufwallung dennoch geschehen, was konnte eine solche Aufwallung veranlaßt haben? Alle Selbstquälereien wechselnder Einbildung und Enttäuschung bewegten sein Gemüth, wie sie in der Seele eines reifen Mannes hausen, dessen Ehrgeiz seine Liebe und dessen Liebe sein Ehrgeiz ist. Ob Claudia seine Entfernung gleich ihm empfand? Ob sie ihn, nicht blos in den Geschäften, sondern im persönlichen Umgange vermißte? Ob ihre Gedanken bei der Wasserfahrt den seinigen auf halbem Wege begegnend entgegen kamen? Wie ein düsteres Gewölk senkte sich die Erwägung auf ihn herab, daß bereits mehr als zwei Wochen vorübergegangen waren, seit er von der Burg und vom Hofe entfernt in der Einsamkeit seines Landaufenthalts lebte und noch war keine Frage, keine Erkundigung um ihn geschehen — keiner seiner Freunde war ihn zu besuchen gekommen: er war wie ein Verschollener, wie ein völlig Gefallener, dessen Gunst nicht mehr gesucht, dessen Unwille nicht mehr gefürchtet zu werden schien. Dann brach mit

Einem Male wieder die Sonne durch das Gewölk, und vor ihm stand das Bild seiner letzten Unterredung mit Claudia. Er sah den aus ihrem Auge hervorbrechenden Strahl, er hörte den bewegten zitternden Ton ihrer Stimme, und er konnte nicht zweifeln, daß sie sein Gefühl errathen hatte, daß sie dasselbe sogar theilte — die entzückende Gewißheit der Erwiederung erhob ihn und erfüllte ihn mit siegender Zuversicht.

Er stand wieder am Thurmfenster und sah in die Landschaft hinaus, über welche bereits der Abend seine wärmeren Lichter auszustreuen begann.

Wenn es aber so war, wenn diese Zuversicht ihn nicht täuschte, wohin sollte sie führen? Was konnte die Entwicklung des geheimnißvollen Knotens sein, der sich so verheißend zu schürzen begonnen? „Besinne dich," sagte er zu sich selbst, „ehe du weiter schreitest — die Rückkehr könnte unmöglich sein! Ein einziger schmaler Pfad führt zu der höchsten, in undurchdringliche Wolken gehüllten Spitze — nur der kann ihn beschreiten, wer völlig schwindelfrei in die Abgründe blickt, die zu beiden Seiten abstürzen . . ."

Ein Sonnenstrahl traf in die Fenster eines stromabwärts gegenüber liegenden Schlosses, daß sie zu glühen und zu leuchten begannen.

„Ist das eine Antwort," rief Biener erregt, „daß Ihr mir gerade in diesem Augenblick so entgegenflammt, Ihr Zinnen und Mauern von Amras? Wollt Ihr mich mahnen, daß Ihr die Liebesheimath von Ferdinand und Philippinen gewesen? Wenn sich ein Erzherzog und Herrscher dieses Landes die Welserin holen durfte, was sollte hindern, daß sich dasselbe Schauspiel in Euch erneut? Warum soll das Weib dem Manne ihrer Liebe nicht gehören dürfen —

warum soll ich nicht ganz mein nennen, was ich mir durch mich selbst errang, was doch mir gehört im tiefsten Wesen? Ist Claudia darum minder Weib, weil sie eine Fürstin ist — bin ich minder Mann, weil ich nicht den Hermelin um die Schultern trage?"

„Ich will es erreichen!" rief er und streckte wie gebietend die Hand über das Land hin. „Freilich — das Kaiserhaus wird zürnen — sie werden toben und knirschen, die Adelsgeschlechter des Landes, aber der Kampf sei gewagt! Ich will es erreichen — und ist es mir beschieden, zu fallen, so will ich mindestens um eines großen Zweckes willen gefallen sein . . ."

Wie eine zustimmende Erwiederung erscholl in seine Worte von der Stadt herauf das feierliche Geläute der Pfarrkirche von St. Jakob, den Beginn einer abendlichen Andachtfeier verkündend. Hoch aufgerichtet horchte er den mächtigen Tönen, die ihm wie grüßende Stimmen der Zukunft erschienen — aber bald ließ die Spannung seines Gemüthes nach und die Welle, die ihn erst so hoch emporgetragen, stürzte ihn von ihrem Gipfel eben so tief hinunter. Das Geläute, das zuvor so festlich geklungen hatte, schien sich zu verändern; die ermunternden Töne wurden mahnend und warnend und jeder Schlag traf ihn dröhnend und erschütternd in die Seele.

Draußen brannte das Innthal im Widerschein eines glorienvollen Sonnenuntergangs.

„Wenn ich falle," begann der Kanzler verdüstert, „wird es ein Sturz sein, blitzartig und grell . . . kein so langsames strahlendes Hinuntergehen, wie das dieser Sonne, die noch einmal aufleuchtet beim Ueberblick all des Segens, den sie geschaffen! . . . Ich habe oft geträumt, auch so hinunter-

gehen zu können am Abend meines Tages! — Könnte ich es nicht mehr? Und ist es wirklich ein großer Zweck, um den ich dies Können dahingebe? .... Ich habe mich aus der großen Menge hervorgearbeitet, weil ich die Kraft in mir fühlte, Segen zu schaffen und den Willen dazu: weil die Welt und die Menschheit mein erster Gedanke war, und ich selbst mein letzter ... Soll ich zurücksinken unter die eigensüchtige Menge? Ist es nicht bloß mein eigenes Ich, mein persönliches Glück, das ich zu erreichen strebe? ... Nein, es ist nicht! Vom höchsten Platze aus wird es mir erst möglich sein, nach allen Seiten Glück zu verbreiten, — das Glück, das ich für mich selber erreiche, soll nur der Lohn meines Strebens, der Widerhall dessen sein, was durch mich entsteht! ..."

Wiederholtes Pochen an der Thüre unterbrach Biener in seinem träumerischen Selbstgespräch; er öffnete und trat mit offenbarer Ueberraschung einen Schritt zurück. „Was seh' ich?" rief er. „Sie bemühen sich zu mir, Hochwürdigster? Das ist in der That liebenswürdig, daß Sie in der Einsamkeit meiner Verbannung mich wenigstens den geistlichen Trost nicht entbehren lassen!"

„Ich komme nicht deßhalb," sagte der Eintretende, indem er sich in dem vom Kanzler angebotenen Lehnstuhl behaglich niederließ und mit zitternden Händen ein kleines schwarzes Käppchen auf den vom Alter vorgebeugten, kahlen Scheitel stülpte. „Sie müssen schon entschuldigen, daß ich mich in Ihrer Gegenwart bedecke, mein Kopf ist sehr alt und empfindlich geworden. Das ist erblich in der Familie der Malaspina: mein Vater und Großvater haben daran gelitten ..."

„Ueben Sie nach Gefallen Ihre Bequemlichkeit," ent-

gegnete Biener, dem Pater gegenüber sich niederlassend, „aber lassen Sie mich erfahren, was Ihro Durchlaucht vertrauten Freund und Gewissensrath zu mir führt...?"

„Ich komme bloß, Ihnen einen Beweis meiner Freundschaft zu geben!" sagte Malaspina, indem er seiner Gewohnheit nach mit dem Brillantkreuz spielte, das an einem schwarzen Bande auf seine Brust herabhing. „Der Abend ist so einladend, daß ich mich in der Sänfte heraustragen ließ... Sie sollen mich nicht mit Denen verwechseln, die es an der gebührenden Aufmerksamkeit fehlen lassen, weil..."

„Weil sie mich für einen völlig gestürzten, verlorenen Mann halten?" rief Biener, da der Pater etwas zögerte. „Triumphiren sie schon? Haben sie den Muth, auf dem todten Löwen herum zu trampeln? Fürchten sie nicht, der Löwe könnte nicht todt sein, sondern nur schlafen und einmal aufwachen, um die zürnenden Mähnen zu schütteln?"

„Sie kennen die Menschen, Excellenz," sagte Malaspina, „und wissen, was man von ihnen zu halten hat. Uebrigens bin ich sehr erfreut, Sie so munter und aufgeräumt zu finden!"

„Erinnern Sie sich an das Horazische: aequam memento rebus in arduis servare mentem? Ich mache den Versuch, den Spruch praktisch auszuführen. Warum sollte ich auch nicht aufgeräumt sein? Ich habe, was sich die Weisen von jeher als das höchste Gut gewünscht haben... Ruhe und Muße und damit es dem süßen otium an nichts gebreche, haben Ihre Durchlaucht gütigst sogar für angenehme Beschäftigung gesorgt..."

Er deutete auf die auf dem Schreibtisch liegende Anklageschrift; der Pater verstand den Wink, ohne auch nur einen Blick darnach zu richten. Er spielte mit seinem

Kreuze fort und sagte unbefangen: „Man erwartet und hofft, daß Excellenz diese unvermeidliche Beschäftigung sehr bald beenden und zu Ihren Geschäften zurückkehren werden ...“

Biener durchzuckte eine freudige Regung; er glaubte aus den Worten des Paters herauszuhören, was ihm schon bei seinem Eintreten emporgedämmert war — er kam im geheimen Auftrage Claudia's. Sie vermißte ihn also, sie bedurfte seiner. Er beherrschte jedoch die freudige Aufwallung vollständig und sagte gelassen: „Wirklich? Hofft man das? — Nun, unter uns, Hochwürdigster, ich hoffe es auch! Ich gedenke, diese — wie Sie sagen unvermeidliche Beschäftigung noch heute zu Ende zu bringen. Hoffentlich wird die Entscheidung nicht lange auf sich warten lassen und ich bin recht bald im Stande, all' meine Würden und Bürden Ihro Durchlaucht zu Füßen zu legen.“

„Eine solche Entschließung,“ sagte Malaspina überrascht, aber den Schein der Ueberraschung nach Kräften verbergend, „ein solcher Gedanke wird Excellenz wohl ferne bleiben.“

„Warum? Der Gedanke wäre in diesem Augenblick schon zur That geworden, wenn ich nicht die Grille hätte, dieses Land und seine Dienste nicht wie ein gescholtener Knabe, sondern in vollen Ehren zu verlassen, wie ich sie einst betreten habe!“

„Und haben Excellenz auch bedacht, welche unausfüllbare Lücke dadurch entstehen müßte?“ Der Pater gab sich dabei das Ansehen möglichster Unbefangenheit, aber dem Kanzler entging es nicht, daß er ihn dennoch mit einem lauernden Seitenblick betrachtete.

„Unausfüllbar!“ rief Biener, ohne darauf zu achten. „Wer das von sich sagen könnte! Wer klug ist, versöhnt

sich bei Zeiten mit dem Gedanken, daß der Strom des Lebens über dem ersten Menschen seines Jahrhunderts so gleichgiltig zusammenschlägt, wie über dem unbedeutendsten…"

„Sie treiben die Bescheidenheit in der That so weit, daß man Mühe hat, ihr zu folgen! Wie verwundert würden gewisse Leute sein, welche von Ihrem Ehrgeize ganz andere Dinge erwarten oder besorgen — wie würden sie staunen, wenn sie mit mir solche Worte aus Ihrem Munde vernähmen! Wie würde vor Allen Ihro Durchlaucht schmerzlich befremdet sein, welche sich wohl mit ganz andern Ideen und Planen beschäftigt haben dürfte …"

„Meinen Sie?"

„Ich meine allerdings, daß Durchlaucht anstatt auf eine Trennung, vielmehr auf Mittel gedacht haben dürften, Excellenz noch fester an sich zu fesseln … Sollte, was einem blöden alten Manne zu beobachten gelang, Ihrem Scharfsinne entgangen sein?"

„Die Entschließungen Ihro Durchlaucht," erwiederte Biener ausweichend, „sind und waren stets der erhabenen Frau würdig, welche die Zierde Ihres Geschlechts und der Schmuck des Thrones ist — aber Herzogin Claudia von Medicis ist zugleich zu gerecht, um einem Andern zu verwehren, was seine Ehre fordert!"

„Excellenz werden wenigstens dem Lande Ihren erprobten Rath nicht gerade in einer Zeit entziehen, wo es dessen am dringendsten bedarf …"

„Sie vergessen, Hochwürdigster, daß zwischen uns nicht von einem entzogenen Rathe die Rede sein kann, sondern nur von einem verschmähten! — Sie haben ohne Zweifel den demnächst beginnenden Landtag im Sinn und bei

Widerstand, den man von Brixen und Trient fürchten zu müssen glaubt ...“

„Glaubt, Excellenz? Nur glaubt? Ich sollte meinen, diese Furcht ist nur zu sehr begründet ... Sie wissen besser als ich, daß es sich diesmal um eine festgeschlossene und wohlgegliederte Partei handelt, an deren Spitze ein fester und kühner Charakter steht!“

„Meinen Sie Herrn Josua Perkhofer, den Brixener-Weihbischof? Wenn Eigensinn für Festigkeit gilt und Trotz für Kühnheit, dann mag er allerdings ein Charakter heißen — er hat mit jenem Helden der Bibel nichts gemein, als den Namen und wird kein Spinnrad zum Stillstand bringen, geschweige denn eine Sonne!“

Der Pater lächelte. „Ein treffendes Witzwort! Excellenz haben aber ein Recht dazu, denn Ihr Arm ist nicht minder gewandt und rasch, als die Zunge ... Bei uns Andern ist die Besorgniß verzeihlich. Ich kann nur um so mehr bedauern, daß Sie so ernstlich entschlossen sind, uns Ihre Hilfe vermissen zu lassen. Ich habe nun kaum den Muth, Sie mit einer Angelegenheit zu behelligen, die Ihnen nun auch gänzlich ferne liegen wird ...“

„Lassen Sie mich immerhin davon hören!“ sagte Biener verbindlich. „Sie haben mich als Freund besucht: vielleicht kann der Freund statt des gewesenen Kanzlers antworten ...“

„Man ist nicht überall geneigt, Sie als gewesenen Kanzler zu betrachten: man hält es an gewissem Orte sehr wohl für möglich, Sie wieder im Amte zu sehen und es wäre daher von gewisser Seite erwünscht, Ihre Anschauung über eine Angelegenheit zu kennen, die bald zur Entscheidung kommen muß ...“

„Sie machen mich neugierig. Und wo ist es, wo man meiner so günstig gedenkt?"

„Betrachten Sie meinen Habit und fragen Sie nicht. Wer ihn trägt, gehört in erster Reihe der ehrwürdigen Societät und erst in zweiter seinem Beruf oder Amt. Es ist mein heiliger Orden, von dem ich rede ..."

„Und die Angelegenheit ...?"

„Mit jedem Tage mehren sich die Anzeichen, daß die Pest der Ketzerei, die man für ausgerottet halten durfte, in diesen Bergen im Stillen noch fortwuchert und immer neue Opfer fordert. Es gibt eine Menge heimlicher Lutheraner im Lande; sie sollen ganze geheime Gemeinden bilden und nächtliche verborgene Zusammenkünfte halten, bei denen sie predigen und ihren ketzerischen Gottesdienst halten ..."

„Ich habe davon gehört."

„Es ist so weit, daß die heilige Kirche um der Einheit und Reinheit des Glaubens willen nicht länger ruhig bleiben kann. Sie muß einschreiten, um die Seelen der Abgefallenen wieder zu gewinnen, um die Irrenden vor dem Abfall zu bewahren — es handelt sich nur darum, wie das am wirksamsten geschehen kann ..."

„Und darüber wollen Sie meine Ansicht hören?"

„Allerdings; es würde dem Orden nicht schwer werden, die Maßregeln, die er für die rechten hält, sogleich durchzusetzen — aber was würde es helfen, wenn Excellenz nicht damit übereinstimmten und wieder an's Ruder kämen? Und wenn Sie übereinstimmen, woran der Orden bei einem so guten Katholiken nicht zweifelt ... wäre es dann nicht besser, lieber gleich diesen Zeitpunkt abzuwarten?"

„Ganz wohl berechnet. Und wie — lassen Sie mich

das zuerst wissen — wie stellt sich der Orden die nöthige Einschreitung vor?"

„Das Unwesen soll am ärgsten sein in Schwaz und im Zillerthal. Die vielen fremden Bergknappen bringen das Gift unter das Volk. Drum, meint der Orden, wäre es am geeignetsten, dort ein Exempel zu statuiren; einen Prediger dahin abzuschicken, der das Bekehrungswerk übernimmt und ihm des größern Nachdrucks wegen eine Abtheilung Soldaten beizugeben, die einen heilsamen Zwang und Schrecken ausüben ..."

„Ich weiß genug, Hochwürdigster," rief Biener rasch, „und stehe keinen Augenblick an, meine Meinung abzugeben. Ich stimme ganz dem heiligen Orden bei — ich würde die Bekehrung morgen beginnen, aber der Nachdruck, der heilsame Zwang und Schrecken behagen mir nicht. Ich weiche daher von der Absicht des Ordens nur in der Kleinigkeit ab, daß ich den Prediger allein abschicken und die Soldaten zu Hause lassen würde."

Der Pater sah Biener erstaunt an und ließ die spielende Hand von seinem Brillantkreuz sinken. „Wie?" sagte er. „Sie wollen nicht, daß die weltliche Gewalt die geistliche unterstütze? Ist das nicht Ihre Pflicht?"

„Ich sage Nein!" entgegnete Biener fest. „Sie sind die Lehrer und Wächter des Wortes Gottes, der alleinigen und ewigen Lehre, die ich mit Ihnen glaube: Sie haben daher die Pflicht, sie auszubreiten, Sie sind schuldig, die Irrenden zu bekehren und zurückzuführen — aber was Sie den weltlichen Arm nennen, der Staat hat kein Recht dazu ..."

„Meine alte Taubheit muß sich wieder rühren, daß ich nicht recht verstehe, was ich höre!" sagte der Pater kopf-

schüttelnd. „Kein Recht? Hat mir etwa nur geträumt, oder gibt es ein Grundsatz des Staatsrechtes, welcher lautet: cujus regio, ejus religio? Hat man nicht überall darnach verfahren, zumal in den östreichischen Landen?"

„Das Unrecht wird darum nicht zum Recht, weil es ein Kaiser begeht!" rief Biener warm. „Seit ich ein Wort mitzureden hatte in dem Regiment von Tirol, ist es mir, Gott sei Dank, erspart worden, diese traurige Frage zu berathen oder zu entscheiden... es hat bis jetzt an einem Anlaß dazu gefehlt... Wenn ich aber jemals wieder mitzusprechen habe und so lange ich es habe, so soll die Stunde meine letzte sein, in der ich die Anwendung dieses Grundsatzes geduldе! Ueber den Glauben wie über den Gedanken ist Niemand Herr, kann Niemand Herr sein — in dies Allerheiligste des Menschen reicht kein weltlicher Arm! Uebt Euer Amt, Ihr Herren, predigt, unterrichtet und überzeugt durch die Kraft und Glut der Wahrheit, die in Wort und That unwiderstehlich ist — aber entheiligt Euer Werk nicht durch Zwang! Das Lutherthum war es, das zuerst jenen abscheulichen Satz in's Leben rief — schämt Euch, die Waffen der Irrlehre zu benützen, die Ihr bekämpft..."

Der Pater hatte ganz vergessen, mit seinem Kreuze zu spielen; er rückte das Käppchen bedächtig hin und her und sah ernsthaft vor sich hin. „Alle dem gegenüber bin ich mit meiner Anfrage zu Ende und besinne mich eben, wie lang ich Excellenz bereits lästig falle..." Er erhob sich und Biener folgte seinem Beispiele. „Ich sage es Ihnen noch einmal," rief er, „folgen Sie mir, schicken Sie nur den Prediger ab und lassen die Soldaten zu Hause. Und auch als Prediger schicken Sie keinen von der bleichen zelo-

tischen Art, die mit einem verzückten Lächeln den Scheiterhaufen eines Ketzers anzündet ... von der Art, wie jener junge Pater, der unlängst in der Burgkapelle gepredigt hat und sich so recht darin gefiel, die Qualen der Hölle so naturgetreu zu schildern, als wenn er sie mit Dante durchwandert hätte ..."

„Der junge Pater Gravenegger? Ein vortrefflicher Theolog, ein künftiges Licht der Kirche! ..."

„Aber ein Zelot — schicken Sie lieber einen milden, besonnenen Mann; einen Mann, wie man sich wohl die Apostel vorstellt, dem die Liebe warm und lebendig geworden ist im Herzen — einen Mann, etwa wie den würdigen Abt Conrad von den Prämonstratensern in Wilten — denn die Liebe ist ja doch das Hauptstück im Glauben..."

Malaspina war vor dem Kanzler stehen geblieben und sah ihn fest an: es war fast nichts mehr von der hinfälligen und gebeugten Haltung des Alters an ihm wahrzunehmen. „Daran wird man erkennen," sagte er bewegt, „daß Ihr meine Jünger seid, wenn Ihr einander liebet! — Ihre Hand, Kanzler Biener ... Sie müssen es dem Jesuiten und Beichtvater nicht wieder sagen ... aber der alte Malaspina schüttelt Ihnen herzlich die Hand. Ueber den Glauben wie über die Gedanken ist auch der geistliche Arm nicht Herr, so weit er auch reicht, und was er auch durch Ordensgelübd und geistlichen Gehorsam äußerlich aus dem Menschen machen kann! — Ich werde meinen Bericht einzurichten wissen und wünsche um der unglücklichen Verirrten willen, daß Sie die Regierung wieder übernehmen, und das lieber heute als morgen ..."

Biener hatte die dargebotene Hand ergriffen und hielt sie fest. „Eine Entdeckung wie die dieses Augenblicks könnte

mir beinahe Lust machen dazu ... Sie haben sich nicht umsonst einen Freund genannt ... der Jesuit soll nichts davon erfahren, was mir der Freund vertraut hat — ich bin bereit, Ihnen ein Pfand dafür zu geben ..."

„Sie machen mich begierig ..."

„Es trifft sich eben gut, daß ich eines vertrauten Freundes bedarf. Ich bin auf eigenthümliche Art in den Besitz von Papieren gekommen, welche unter Umständen von hoher Bedeutung werden können. Der Zeitpunkt, um davon Gebrauch zu machen, ist noch nicht da — ich möchte daher die Papiere in die Hand eines Dritten legen, damit sie, was mir auch begegnen möge, sicher sind, im rechten Augenblick an's Licht zu kommen. Wenn ich Ihnen die Papiere übergebe, wollen sie dieselben aufbewahren und nur mir selbst wieder zurückstellen? Wenn ich rasch von hinnen müßte, geben Sie selbe an Herzogin Claudia und ist auch diese nicht mehr unter den Lebenden, dann lesen Sie die Papiere selbst und prüfen, ob sie dem dann regierenden Herrn zu überreichen oder zu vernichten sind. Wollen Sie mir das versprechen?"

„Sie vergessen den bei meinem Alter möglichsten Fall ... wenn ich selbst sterbe?"

„Das fürchte ich nicht! Ich versiegle die Schriften: Sie setzen Ihr Siegel daneben und versehen das Packet mit der Aufschrift, daß es mein Eigenthum enthalte und mir sofort auszuhändigen sei. Wollen Sie? Sie können unbedenklich — es sind politische Dinge, die mit Religion und Kirche nichts zu schaffen haben ..."

„Ich verspreche Ihnen, was Sie von mir fordern."

„Auf Manneswort? Trotz Ordensgelübde und geistlichem Gehorsam?"

„Auf Manneswort!“

Beide reichten sich die Hand; in wenig Augenblicken war die Vollmar'sche Schrift mit Umschlag, Siegeln und der gewünschten Aufschrift versehen. Pater Malaspina nahm das Packet in Empfang und ging, trotz seines Widerspruchs von Biener bis an die unten wartende Sänfte mit den Maulthieren begleitet. Der Kanzler hatte Mantel, Hut und Degen ergriffen und erklärte, die Dämmerung noch zu einem Spaziergange benützen zu wollen. Förmlich nahmen Beide von einander Abschied, denn die Treiber der Thiere stunden mit gezogenen Hüten daneben und Frau Sepha ließ es sich auch nicht nehmen, dem hochwürdigen Besuch durch unterthänige Knixe ihre Ehrerbietung zu beweisen.

Bald trabten die Mäuler davon; der Kanzler aber schritt den Bergpfad hinan, welcher sich unter stattlichen Nußbäumen die Anhöhe hinter dem Büchsenhause emporschlängelte. Unter einem derselben war ein Ruheplatz angebracht, auf welchem die von den Almen abtragenden Sennen die schweren Rückkörbe aufstützen und im Anlehnen etwas ausathmen konnten. Dort hielt er an und sah in das dunkelnde Thal und auf die schwarze Häusermasse der Stadt hinab, deren Fenster hie und da sich beleuchteten. Seine Seele war ruhig und still geworden wie die Nacht und er sah [illegible] ohne Erregung, daß auf dem Landwege von Mühlau [illegible] eine lange Reihe unruhiger Lichter sich fortbewegte. [illegible] waren die Fackeln der von der Wasserfahrt zurückkeh[illegible]den Herzogin und ihrer Cavalkade. Im Gespräche mit [illegible]alaspina war es ihm vollends klar geworden: noch war [illegible]ne Rolle nicht zu Ende gespielt in diesem Lande!

— — — Inzwischen war der schöne Sommernach[illegible]ttag in dem nahen Dorfe Mühlau weit fröhlicher und

lauter dahingerauscht. Es war Sankt Bartholomä, ein halber oder Bauernfeiertag und die Andächtigen ließen es nicht fehlen, nachdem sie in der hochgelegenen Kirche den Rosenkranz gebetet und auch mit einem scheuen Seitenblick ein paar Vaterunser nach dem nahen verödeten Pestfreithof hinübergeschickt hatten, auch auf leibliche Erquickung bedacht zu sein. Vor dem Wirthshause des Zapflers Sauerwein war eine ziemliche Anzahl von Landleuten jedes Geschlechts und Alters versammelt, und ein hübsches, kaum dem Kindesalter entwachsenes Mädchen hatte vollauf zu thun, hin und wider laufend ihrem Zurufe zu folgen und die hohen Kelchgeschirre mit dem rothen Boznerwein zu füllen. Die Bauern saßen unter einigen weitschattenden Linden und wilden Kastanienbäumen, auf ungeschlachten Bretterbänken um ein paar lange schmale Tische gedrängt. Etwas seitwärts an den zur Hausthüre emporführenden Stufen hatte ein junger Bursche Platz gefunden, dessen Tracht von jener der Landleute vollständig abwich und der sich auch mehr als mit dem Glase mit der Cither beschäftigte, die vor ihm auf der Mauerbrüstung lag. Er trug ein zierliches braunes Wamms, dessen weite Bauschen bis an den halben Schenkel herabreichten und mit weißen Puffen besetzt waren. Das kleine rund aufgekrämpte Hütchen und die bis an die Knöchel zugeschnürten Stiefelchen am Fuße ließen den Läufer erkennen und die weißrothe Armschleife zeigte, daß er zur Dienerschaft der Herzogin gehörte. Er spielte einige lustige Weisen, wie sie zu den Volkstänzen des Thales üblich waren und die auch ihre Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlten. Zum Beweise ließ sich abwechselnd Händeklatschen oder Fußstampfen vernehmen, womit die Erregteren derselben in die Melodie begleitend einstimmten. Manch-

mal dröhnte auch der Knall eines Schusses oder der Schlag einer losschnellenden Armbrustsehne darein, denn etwas seitwärts an der Rückseite des Hauses war ein Schießstand angebracht, von welchem aus Einige mit Stahel oder Büchse Glück und Geschick an einigen weißen Brettern erprobten, die am Rand einer gemach aufsteigenden Bergwiese als Scheiben aufgestellt waren. Die Büchsenschützen bestanden meist aus Bauern, welche die schweren Rohre so fertig in den Gabeln aufzulegen und so sicher loszubrennen wußten, daß man ihnen die in den vielfachen Kriegsläufen und auf der heimathlichen Gemsjagd erworbene Geschicklichkeit wohl anmerkte. Die Stahlschützen waren zum größten Theile Bürger und Gewerbsleute aus Innsbruck, nach dem Gebrauche der damaligen Zeit Hantierer genannt. Das schöne Wetter und der halbe Feiertag hatten sie bewogen, die Werkstatt feiern zu lassen und einen Spaziergang zu machen. Ihnen war es eine nicht minder willkommene Gelegenheit, ihre Wehrhaftigkeit zu üben; auch der neu angehende Schmiedmeister an der Innbrücke befand sich darunter.

Dem jungen Citherspieler war es aber nicht darum zu thun, sich den Beifall der trinkenden Bauern oder der Hantierer zu erwerben; aller Ausdruck und alle Empfindung, die er aus den zwölf Drahtseiten hervorzulocken wußte, galt dem hübschen Schenkmädchen. Er lud sie ein, sich des bessern Zuhörens wegen neben ihn auf die Stufeneinfassung zu setzen und wenn ihr Geschäft sie abrief, vermochte er nicht, die Augen von ihr abzuwenden und folgte mit glänzendem Blick jeder ihrer Bewegungen, wenn sie sich mit den gefüllten Humpen durch die Reihen der Gäste drängte und hie und da einem ihr Zutrinkenden mit zierlichem Nippen Bescheid that. Es war dem schmucken Läufer auch nicht

zu verargen, denn das Mädchen war eine anmuthige Gestalt, schlank und ihrer Jugend ungeachtet von angenehmer Fülle und Rundung. Es war eine hübsche Erscheinung, wenn sie abgewendet stand und die langen blonden Zöpfe über das schwarze Mieder bis an die Hüften hinabhingen und sie den runden Arm mit dem kurzen Hemdärmel empor hielt, um einen Becher über den Tisch hinüber zu reichen. Wendete sie sich vollends um, so mochte wohl einem Gesetzteren warm um's Herz werden, wenn er das frische rosige Angesicht und das üppige blonde Haar sah, und wenn er vollends den braunen Augen und dem glänzenden Feuer begegnete, das darin sogar etwas zu lebhaft loderte.

Der Läufer mit seiner Cither war übrigens nicht der Einzige, dessen Blicke von dem Schenkmädchen angezogen wurden. Diesem schräg gegenüber hatte ein anderer Gast sich ein leeres Faß in den Baumschatten neben die Bauern gerollt und verfolgte von diesem Sitze aus das Mädchen mit ebenso begehrlichen Blicken, als er die unverkennbare Annäherung und Bewerbung des Citherspielers mit Ingrimm beobachtete. Es war eine schmächtige Gestalt in feiner Tracht, deren Goldbesatz am Goller und an den Aermeln erkennen ließ, daß er im Dienste eines reichen Herrn stehen mußte. Wer ihn nicht genauer betrachtete, hätte in dem behäbigen Manne kaum jenen abgerissenen welschen Gesellen erkannt, der bei Einweihung der Porta Claudia im Scharnitzerthal mit knapper Noth der Mißhandlung und der Strafe entgangen war.

Allgemach ließ das Drängen der Gäste nach; der erste Durst war gestillt und das Mädchen fand Zeit, sich etwas auszuruhen. Der Läufer ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, sie in seine Nähe zu locken; er begann das Vor=

spiel eines bekannten Liedes vom Gemsjäger, der Nachts an der Almhütte Einlaß verlangt, von der stolzen Sennerin aber verspottet und nicht eingelassen wird. Das Mädchen setzte sich auf den Absatz der Stiegeneinfassung neben den Burschen und nickte ihm freundlich lächelnd zu, so daß er ermuntert und angefrischt mit klarer Stimme ansetzte und das Lied selber zu singen begann:

Ein lustiger Jäger,
Ein lebfrischer Bue,
Der bürscht sich am Abend
Auf d' Almhütten zue!

Der gewöhnliche Jodler folgte, von einigen Bauern verstärkt, welche die Lust einzustimmen nicht unterdrücken konnten. Auch das Mädchen nickte und summte lächelnd dazu und doppelt munter fuhr der Sänger fort:

Das Feu'r in der Hütten
Das sieht man von fern,
Da hat ihn die Senn'rin
Schon juchezen hör'n!

Und wie er in d' Näh' kommt,
Is d' Hüttenthür zue,
Da steht er und ..."

„Per Dio," schrie der Welsche herüber und klingte so laut als möglich an seinen leeren Becher, um Spiel und Gesang zu unterbrechen, „wie lang sollen ik sitzen und warten über den canto rustico?"

Das Mädchen war eilig aufgesprungen, holte Marello's Glas und setzte es gefüllt wieder vor ihn hin. Der Läufer war augenblicklich verstummt und machte sich an seiner Cither zu schaffen, um die Röthe der Beschämung und des Unwillens zu verbergen, welche die Kühnheit des Fremden

ihm in's Angesicht jagte. Die niedergebeugte Haltung hinderte ihn aber nicht, das Mädchen wie den Italiener im Auge zu behalten. Dieser schlang ihr rasch und keck den Arm um die Hüfte und zog sie an sich, daß sie beinahe auf sein Knie zu sitzen kam. Sie machte zwar eine Bewegung, als wollte sie es nicht dulden und sich von seiner Umarmung los machen, allein die geringe Kraft, womit sie es that und ihr Lachen verriethen, daß ihr die kühne Liebkosung nicht unwillkommen war. „Ah, bleiben auk bei mir, schöne Lisetta!" sagte er. „Wenn Du sein so groß' amica del canto, wollen ik Dir singen una serenata alla chitarra, wie es sein Brauk in mein' Vaterland, in bellissima Roma! Kein Lied von Jäger und Bauer," setzte er leiser und nur ihr verständlich hinzu, „ma, wie es sik schicken für bellissima Lisetta, una canzonetta d'amore — ein Liebeslied!"

Die Landleute hatten die Unterbrechung ebenfalls mit Unlust bemerkt, aber das entschlossene und rücksichtslose Benehmen des Welschen hatte etwas, was die einfachen Leute einschüchterte. Sie steckten die Köpfe zusammen, rückten ihre Gläser und sprachen unter sich, anscheinend ohne alle Aufmerksamkeit für das, was zwischen Lisel und dem Italiener vorging. Desto emsiger flogen die Blicke des Läufers nach dem Paare herüber und es entging ihm nicht, daß das Mädchen mit unverkennbarem Wohlgefallen auf das Liebesgeflüster des Welschen horchte, dessen gebrochene Sprechweise sie zugleich belustigte und anzog. Haltung und Ausdruck wurden immer drohender und gereizter und es wäre wohl zu einem eifersüchtigen Ausbruch gekommen, wenn nicht der Hufschlag rasch heransprengender Pferde die Aufmerksamkeit Aller auf sich gezogen hätte. Auch Lise

sprang neugierig auf und stellte sich auf die Eingangsstufen des Hauses, um die Ankommenden besser sehen zu können.

Es war ein stattlicher Zug von zehn bis zwölf Reitern, alle auf hübschen, schön gezäumten Pferden, in reicher ritterlicher Tracht, mit wehenden und nickenden Büschen und Federn auf den emporgekrämpten spanischen Hüten. Lachend und plaudernd kamen die Herren herangesprengt, hinter sich einen Troß von Dienern mit Büchsen, Spießen, Hörnern und einigen Koppeln schöner Hunde, die lustig durcheinander bellten. In einiger Entfernung kam ein Karren nachgefahren, mit Tannenreisig bedeckt, unter welchem hie und da die Läufe und Krückeln einiger Gemsen hervorsahen, und wenn noch ein Zweifel gewesen wäre, den Zuschauern verriethen, daß der fröhliche Zug vom Waidmannswerke zurückkam.

Die Reiter hielten auf der etwas weiter unten vorbeiführenden Straße vor dem Eingangsthore einer hohen Umfassungsmauer, über welche Giebel und Thürme eines adelichen Ansitzes herübersahen. Die Cavaliere stiegen ab, warfen den Dienern die Zügel zu und traten in den Hofraum, von einem ältlichen Manne in gleicher Tracht bewillkommt, während die Jäger die runden weiten Hörner von Brust und Schulter nahmen und sie mit einer Fanfare begleiteten.

Die Landleute waren zum Theil aufgestanden und sahen sich Reiter, Pferde und Jagdbeute aus der Ferne an, indem sie sich in Vermuthungen über Namen und Personen und über den Ort ergingen, wo das Jagen abgehalten worden sein könne. „Das wollen ik Euk sagen, Ihr Leut'," sagte Marello geschäftig, indem er sich unter sie mischte. „Der alte Signor, der hat empfangen die cavalieri, das ist Herr

Luigi von Madruzz; ihm gehören der Ansitz; er hat geladen ein die Signori zur Jagd und zur Tafel. Sono tutti ... sein Alle vornehm' und reike Nobili ... ik kennen sie Alle, weil ik sein nel servizio von Ein' von die cavalieri ..."

„Reich müssen sie wohl sein, das sieht man aus Allem!" sagte ein Bauer, nachdem die Jagdgesellschaft im Hof und Haus verschwunden war und die Gäste des Zapflers wieder ihre Plätze eingenommen hatten. „Und der Herr von Madruzz muß auch mehr Thaler haben, als unser Einer Kreuzer, denn es sind noch mehr Gäst' in dem Ansitz, als die Jäger. Ich hab' erst nit drauf geachtet, aber es ist schon Einer um den Andern zu Fuß und zu Pferd von 'Spruck hergekommen und wenn man an die Fenster hinüberschaut, sieht man alle Augenblick' ein anderes Gesicht ... da sind ja schier mehr Leut' bei einander, als weiland wenn der Erzherzog Leopold selig zum Jagen ausgezogen ist ..."

Der Italiener lächelte pfiffig und blinzte mit den Augen. „Wer weiß," sagte er, „ob nicht beim Wein wird gesprochen von andere cose, und von una casciatura tutt' altera, als auf Gems' und Steinbock ... der Zeit sein sehr wiktig und gehen in Land und Hoff groß' immutazione vor, große Veränderung ..."

„Das haben wir auch schon gehört," sagte der Bauer, „aber man erfahrt niemals das Rechte nit. Ist es wahr, daß der oberste Kanzler gefangen liegt in Ketten und Banden, und daß ihm der Halsprozeß gemacht wird? Ist das wahr und was hat denn der Herr verbrochen?"

„Es ist wahr," entgegnete Marello, vorsichtig herumblickend, „wahr und nicht wahr, aber was noch ist nix,

kann noch geschehen. Der oberste cancellario sein abgesetzt und werden ihm gemaken der Prozeß — é un scelerato ... er sein ein Verbrecher, und wird nix fehlen, zu kommen in Ketten und Banden ..."

„Und warum hernach?" fragte ein Anderer. „Was hat der Herr verbrochen? Ich mein' doch, ich hab' all' mein' Tag' nur Lieb's und Gut's von ihm gehört! Ist's nicht selbiger, der schon bei Erzherzog Leopold selig Kanzler gewesen ist?"

„Woltern muß's selbiger sein!" bestätigte der Nachbar, der zuerst gesprochen hatte. „Der Herr Biener, der dazumal sich um die Landmänner und um die Stadt so angenommen hat — Ihr wißt es ja, dazumal auf dem Sterzinger-Landtag!"

„Freilich wissen wir das!" riefen die Bauern durcheinander.

„Drum ist's zu verwundern, wie der richtige und christliche Herr Biener soll auf einmal ein solcher Schelm geworden sein? Red' also, Wellischer, weil Du doch so siebengescheid thust, ruck' heraus mit der Farb' und sag', was der Herr Biener verbrochen haben soll?"

Marello rückte mit dem Nicken des Einverständnisses den Bauern näher und sagte: „Das weiß ik Alles ... ik weiß, der Cancellario sein gewesen eine riktig und christliche Mann ... ma er sein es nix mehr ... und wenn Ihr werden haben gehört sein Verbreken, Ihr werden sein nix verwundert ... Der Cancellario," fuhr er noch leiser und mit der Geberde eines Menschen fort, der ein wichtiges Geheimniß im tiefsten Vertrauen mittheilt, „sein heimlik ein Lutherano ... er wollen maken abtrünnig der ganze Land von santa chiesa cattolica ..."

Die Bauer sahen verduzt den Italiener und sich selber an.

„Er sein inamorato," setzte dieser hinzu, „verliebt in Herzogin Claudia — er wollen ihr heirathen und werden il principe von Tirol ..."

„Halt's Maul, Lugenbeutel," rief der erstere Bauer grob, „das ist zu viel einmal! Für so dumm mußt uns Tiroler doch nit halten, daß Du uns solche Bären aufbinden willst!"

„Ma, es sein Alles wahr," betheuerte Marello, „ik sein in Diensten von ein' grand Signor von Hoff — ik sein il suo camerario, sein confidente, und erfahren Alles von ihm ..."

„Und ich sage," rief plötzlich eine starke Stimme dazwischen, „es ist Alles nicht wahr und nichts als welsche Lug und Erfindung!" Es war der junge Läufer, dem die Gelegenheit willkommen war, mit seinem Nebenbuhler anzubinden. „Ich trag' den Rock der Frau Herzogin und daß ich ihn trag', verdank' ich dem Herrn Kanzler Biener — er hat sich um mich angenommen, damit ich meine alte Mutter ernähren kann und weil der Vater von den Schweden ist erschossen worden drinnen in der Scharnitz! Ich weiß nichts von den Heimlichkeiten, die passiren und hin und wieder getragen werden in der Burg — aber das weiß ich, daß das nit wahr ist! Daß der Kanzler kein Gefangener ist, sondern frei und wohlbehalten im Büchsenhaus wohnt! Daß es bald an den Tag kommen wird, daß er unschuldig ist! Das sag' ich und das behaupt' ich — und wer meiner Herzogin was Unrechtes nachsagt oder meinem Gutthäter, der hat's mit mir zu thun!"

„Das ist ganz recht von Dir," sagte der Bauer, „das

gefallt mir von Dir, Franz, daß Du Dich um Deinen Brodherrn und Deinen guten Freund so annimmst ... aber damit, daß Du sagst, es ist nit wahr, ist nit mehr gethan, als mit der Red' von dem Wellischen, daß es nit so ist. Du bist ein Freund zum Kanzler ..."

„Der bin ich," rief Franz, „und läugn' es nicht! Aber der da ist sein Feind und ich will ihn dazu bringen, daß er es auch eingestehen muß!"

„Ik ein Feind von dem Cancellario?" sagte Marello, der sich den Anschein gab, als beachte er den Läufer gar nicht, und spöttisch mit den Achseln zuckte. „Ik erzähle nur von ihm, was Jedermann weiß. Er sein nit der erste der haben cominciato als ein braver Mann und haben geendet als ein scelerato! Ik bedaure ihn!"

„Hund von einem Kerl!" schrie Franz und hatte im Sprunge den Welschen mit beiden Fäusten an der Gurgel gepackt. „Du willst Dich unterstehen, einen solchen Herrn zu bedauern? Du sollst unter meinen Händen hin werden!"

Marello konnte nichts erwiedern; er keuchte nur und suchte sich gewaltsam von des Läufers Händen frei zu machen. Die Bauern mengten sich darein und hatten bald Beide auseinander gerissen und hielten sie getrennt. Auch Marello's Zorn war erwacht und er hätte sich, wenn er frei gewesen wäre, auf den Läufer gestürzt, wie dieser auf ihn. Das Geschrei und Gedräng rief auch einige von den Schützen und den Zapfler herbei, der sich an den Läufer machte und ihn ausschalt. „Du bist mir ein sauberer Vetter, Franz," sagte er, „Du machst dem Namen Sauerwein Unehr' und bringst meine Zapflerei in's Geschrei, wenn Du mir Händel anfängst ..." Dieser rief und gestikulirte dagegen und war nur mit Mühe aus der Nähe Marello's

wegzubringen. Die Bürger hatten sich inzwischen um den Grund des Zwistes erkundigt und nahmen an der Beendigung Theil. „Man muß eben abwarten,“ sagte der Schmied Würdinger, „was geschieht und was herauskommt. Alleweil ist's nicht zu glauben, daß der Kanzler sich so weit vergessen sollt' ... ich hab' Gelegenheit gehabt, allerhand von ihm zu sehen und zu hören, was nicht darnach aussieht ...“

„Ich weiß aber doch nit,“ sagte ein anderer Bürger, welchen die blauschwarz gefärbten Hände als einen Handschuhmacher bezeichneten, „ob es so ganz ohne ist. Es ist schon oft allerlei Gered' gegangen von dem Kanzler und von der Frau Claudia ... ich mein', ich hätt' erst neulich irgendwo sogar einen Reim gehört, der sie angeht ...“

„Ja,“ rief der Bauer, „ein solcher Reim geht herum — ich hab' auch gehört davon, weiß ihn aber nicht mehr recht ... Aber halt, da fällt mir ein, daß ich vorhin den Sixtenbauer von Pradel, den krummnasigen, drüben am Schießstand gesehen hab' ... der weiß den Reim, der ist dabei gewesen, wie die Scharnitzer Clausen ist eingeweiht worden und hat selbigesmal den Reim von einem Burschen gehört, der derentwegen gefänglich ist ein'zogen worden! Ich hol' ihn her ...“

„Dergleichen ist nicht gut nachsagen,“ rief der Schmied, „aber wir können ja gleich dahinter kommen, was an der Sache ist. Der Welsche soll sagen, richtig und genau sagen, was er weiß und wer sein Herr ist, von dem er Alles weiß ...“

Man stimmte bei und sah sich nach Marello um; dieser aber hatte einen unbeachteten Augenblick benützt und war verschwunden. Er wollte nicht dem Sixtenbauern begeg-

nen, der ihn von der Scharnitz her erkennen konnte. „Das ist verdächtig," sagte der Schmied, „das sieht fast aus, als wenn er sich aus dem Staub gemacht hätte! Vielleicht ist was daran, daß es heißt, die ganze Anklag' gegen den Kanzler sei von den Welschen erfunden und angestellt, weil er sie nichts gelten läßt und sie gern die Oberhand haben möchten im Regiment!"

„Selbiges ist wohl möglich," sagte der Bauer, „s' ist ja auch ein Wellischer gewesen! Wollen wir's halt erwarten! Mit dem Lutherischmachen und mit dem Herzogwerden hat's wohl auch keine Gefahr, das geschieht nit so über Nacht, und da gehören überall zwei dazu — da muß man uns Tiroler auch erst ein Wörtel mitreden lassen — und wann's wirklich so wär' und wann sich der Kanzler so weit verstiegen und vergessen hat... dann wollen wir auch nichts mehr von ihm wissen, dann soll ihm geschehen, was ihm von Gott und Rechtswegen gehört!"

Die Bauern kehrten zu ihren Sitzen zurück: die entfernter Wohnenden schickten sich zum Heimweg an und die Innsbrucker Gäste machten sich daran, ihr Schießzeug zu ordnen und ihre Neigen zu leeren. Auch der Läufer nahm an der Thüre vom Vetter Zapfler, und am Fuße der Stufen von Lise Abschied, die seinen Unwillen mit doppelt freundlichem Lächeln beschwichtigen wollte. Er schien es gar nicht zu bemerken, daß sie ihm die Hand zum Einschlagen hinhielt: mit beiden Händen drückte er das Krämphütchen auf den Lockenkopf und rief: „Fahr' nur so fort, Lise! Bist auf dem rechten Weg! Laß Dir nur von dem welschen Lügner was vorplauschen, dann wirst an mich denken, daß der Hochmuth vor dem Fall kommt!" Damit schritt er eilig weiter: das Mädchen sah ihm eine Sekunde

etwas betroffen nach, als wenn sie ihn zurückrufen wollte; dann drehte sie sich auf dem Absatz um, schlug ein Schnippchen und sprang in's Haus hinein. „Der einbilderische Griesgram!" lachte sie vor sich hin. „Er wird schon wieder gut werden!"

— In dem Ansitze des Herrn von Madruzz gegenüber ging es indessen schon sehr vergnügt und rauschend her. Im obern Stockwerk befand sich ein nicht eben hoher, aber desto längerer Saal, an dessen Wänden die geschnitzten Köpfe von Hirschen, Rehen, Gemsen oder Steinböcken mit allerlei durch Größe oder besondere Gestalt ausgezeichneten Geweihen, Krückeln und Hörnern angebracht waren und erkennen ließen, daß der Besitzer ein besonderer Verehrer des edlen Waidwerks war. An jedem Kopfe befand sich ein Schildchen und darauf der Standort des Thieres sowie die Zeit seiner Erlegung und der Name des glücklichen Schützen verzeichnet, dessen Kugel oder Bolz es erreicht hatte. An der untern Wand, so hoch man mit den Schultern reichen konnte, lief starkes Getäfel von Eichenholz herum und oberhalb des Gesimses stieg solches Schnitzwerk, Baumzweige und Tannenäste vorstellend, an die flach gewölbte Decke empor. Die dunklen Schnitzereien bildeten auf dem hellen Grunde eine Art durchbrochenen Laubdachs und vereinigten sich in der Mitte zu einem Kranze, aus welchem ein breiter Kronleuchter an grüner Schnur herunterhing, zierlich geformt und zusammengestellt aus Gehörn und Gewaff von allerlei Haar- und Federwild.

An der schweren eichenen Tafel, welche sich schmal durch den Saal zog und die gespreizten, in Klauenform auslaufenden Füße unter den Fransen des weit herabhängenden glänzend weißen Tuchs nur wenig vorstrecken konnte, saß

eine bunte Reihe von etwa dreißig jüngern und ältern Männern in reicher adelicher Tracht. Der Sammt oder Tafft der Goller glänzte in allen Farben, noch gehoben durch den Schimmer von Stickereien aus Gold, Silber und Seide mit künstlich eingewebtem Edelgestein. Die Mäntel und Hüte waren abgelegt und hingen nebst den losgegürteten Wehrgehängen und Stoßdegen an den Zinken und Zacken der Thierköpfe der Wände in bunter Ordnung durcheinander. Die Tafel war zu einer Mahlzeit gedeckt, die aber noch nicht begonnen hatte; dagegen ließen die reichlich aufgestellten Becher und Flaschen erkennen, daß man mit dem Trinken nicht so lange zugewartet hatte. Der Wein fing auch bereits an, seine Wirkung zu äußern, denn auf allen Seiten erscholl Plaudern und Lachen so lebhaft durcheinander, daß es ein lärmendes Gewirr bildete, in welchem die einzelnen Stimmen und Worte verschwammen. Doch ließ der Grundton der Sprachlaute nicht verkennen, daß die südlich weichen italienischen Klänge die Oberhand hatten, wie auch Schnitt und Farbe der Gesichter, des Haares und der Bärte zeigten, daß die meisten der Anwesenden nicht das deutsche Tirol ihre Heimath nannten.

In der Nähe der Thüre an dem hohen thurmhaften Ofen standen Zwei von der Gesellschaft und benützten die allgemeine Achtlosigkeit zu einem flüchtigen Gespräch. „Also ist Alles eingeleitet und vorbereitet, daß man sich darauf verlassen kann? Sie sind einverstanden?“ fragte der Eine, ein kräftiger Mann mit schwarzem kurzgeschornem Haupthaar und gleichem Vollbart, in dunkelbraunem Wamms, von welchem sich eine mächtige breit gegliederte Kette mit goldener Schaumünze glänzend abhob.

„Alle, alle!“ erwiederte der Andere, eine gleich große, aber etwas breitere Gestalt mit lang herabwallendem blondem Haar und spitz zugestutztem Kinnbart von selber, in's Röthliche spielender Farbe. Er trug ein Wamms von lichtgrünem Camelot, mit Puffen und Schlitzärmeln von purpurrothem Tafft, und einer gedrehten Silberschnur um den Nacken, an welcher ein kleines silbernes Hüfthorn hing. „Es bleibt bei der Abrede, Serbelloni — wir deutschen Landmänner vom Herren- und Ritterstand stimmen mit Euch: Ihr Welschen sollt nicht mehr anders angelegt und besteuert werden, als wie die alte Erbeinigung es vorschreibt. Es ist zwar gegen unsern Vortheil, denn was dadurch ausfällt, muß Tirol aufbringen — aber uns Adeliche trifft es nicht zu schwer, dafür soll schon gesorgt werden und den Bürgern und Bauern schadet es nicht, wenn sie ein bischen mehr ausblechen müssen. Sie sind übermüthig genug. Dafür stimmt Ihr Herren mit uns und helft, das Regiment zu ändern und vor Allem den Kanzler zu beseitigen, der dem ganzen Adel ein Dorn im Auge ist ...“

„Und habt Ihr auch die nöthigen Vorkehrungen getroffen, Herr von Pideneck?“ begann der Welsche wieder. „Ihr wißt, daß im Landtag nicht einzeln, sondern nach Ständen gestimmt wird: wir Trientiner und Brixener sind geschlossen und einig — seid Ihr es auch? Ist nicht im letzten Augenblick noch Widerstand zu fürchten?“

„Seid unbesorgt,“ entgegnete Pideneck, „es mögen im Ganzen zweihundert adeliche Landmänner aufgerufen werden, die zu ihren Jahren gekommen sind — unser sind wenigstens hundert und zwanzig, also die Mehrzahl. Auch

wir halten zusammen wie Stahl und Eisen und die Andern müssen sich's gefallen lassen, sie sind überstimmt!"

„Nur vergeßt auch die aus den Städten nicht! Auf die Prälaten können wir uns verlassen, die stehen zu uns, wenn versprochen wird, daß in Tirol und in den Bisthümern keine andere Religion geduldet wird, als die katholische — aber mit ihnen machen wir erst zwei Stimmen und stehen noch den Städtern und den Bauern gegenüber. Roveredo und Arco halten zu uns, vielleicht auch Bozen ... wenn Ihr auch die eine oder andere Stadt gewinnen und Zwiespalt unter die Hantierer bringen könntet, dann hätten wir gewonnenes Spiel!"

„Auch daran haben wir gedacht!" rief der Pidenecker lachend. „Wir haben schon seit einiger Zeit allerlei Leute ausgeschickt, daß sie die Bürger und auch die Bauern bearbeiten und das wird hoffentlich auch seine Früchte tragen. Ich habe gute Nachrichten, und wenn man's nicht an Geld fehlen läßt, kann man Dinge ausrichten, die ein Anderer für unmöglich hält. Auch unter den hohen Beamten ..."

„Still," unterbrach Serbelloni, „der Hausherr erhebt sich ... wir reden später weiter!"

In der That hatte sich Herr von Madruzz erhoben und rief über die Tafel hin: „Ich glaube, wir haben lang genug zugewartet, meine edlen Herren — es kommen keine Gäste mehr, also nehmen Sie mit einem einfachen Jägermahl, wie bedungen wurde, vorlieb. Zuvor aber erlauben Sie, daß ich der Gesinnung aller Anwesenden einen gemeinsamen Ausdruck zu geben versuche! Stoßen Sie an und trinken Sie mit mir — auf die Eintracht der deutschen und der italienischen Ritterschaft! Auf daß sie florire, prosperire und perennire! Sie lebe — hoch!"

Die Gesellschaft drängte sich an den Tisch und unter lautem stürmischem Hochrufen klangen und klirrten die Gläser und Becher aneinander. Tumultarisch nahm Alles Platz und die Gasterei begann, ziemlich reichlich, aber doch in einer gewissen Einförmigkeit, denn die Speisen bestanden alle aus Wild, von Gemsrücken, Rehziemer und Eberkeule bis zum Hasen, Fasan und Rebhuhn. Die Bereitung war minder fein als würzig und darauf berechnet, den erhitzten Gaumen und Kehlen den Wein noch besser munden und strömen zu machen. Daran fehlte es denn auch nicht und es währte nicht lange, so wurden die Köpfe immer heißer und die Zungen immer beredter. Pideneck war neben Serbelloni zu sitzen gekommen; Beide klingten häufig mit beredtem Augenwinken mit den Gläsern an und unterhielten sich dazwischen hinein damit, daß sie sich die Namen der Gäste nannten. Es waren darunter viele der ersten tirolischen und welschen Geschlechter vertreten und neben den Capri, Agostini, Madron und Ceschi ließen die Künigl, Königseck, Warth und Wolkenstein sich nicht vermissen. —

An dem untern Ende der Tafel, wo mehrere welsche Herren unter sich beisammen saßen, begann es allgemach sehr lebhaft zu werden. Ein hagerer ältlicher Mann, dessen Haar schon stark mit Grau gesprengt war, mochte dem starken Weine über Gewohnheit und Gebühr zugesprochen haben: er glühte im Gesicht und redete mit immer lauterer Stimme in seine Nachbarn hinein, die sich vergebens bemühten, ihn zu beruhigen und abzuhalten. „Trink' nicht mehr, Bocciclave," sagte der Eine und wollte ihm den Pokal wegrücken, nach welchem er eben wieder die Hand ausstreckte. Dieser aber stieß die Hand zurück, ergriff den

Becher und schrie mit voller Stimme, daß es durch den ganzen Saal schallte: „Wer will mir wehren, einen Trinkspruch auszubringen? Ich will nicht hinter dem Berge halten — ich will es sagen, wie ich mir's denke! Stoßt an, wer edles italienisches Blut in den Adern hat ... Evviva il Trento libero! Abasso l'Austria! Evviva Trento!"

Er wollte noch mehr sagen, aber seine Nachbarn rissen ihn auf den Stuhl zurück und zwangen ihn gewaltsam, zu schweigen. „Still doch!" raunten sie ihm zu. „Still, wenn Du nicht Alles verderben willst! Die Deutschen dürfen noch nicht wissen, was wir im Sinne haben — still, sonst richtest Du uns Alle zu Grunde!"

Der Betrunkene lallte und nickte; seine Umgebung gab sich den Anschein, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre, dennoch war der Trinkspruch einigen tirolischen Herren am obern Ende der Tafel nicht entgangen. Der Hausherr Luigi von Madruzz übersah es nicht, daß sich ihre Mienen verdüsterten und daß sie bedenklich flüsternd die Köpfe zusammensteckten. „Kehren Sie sich nicht daran," rief er ihnen zu, „was der tolle Hitzkopf im Rausche daherschwätzt! Der Wein hat ihm den Sinn verwirrt, er weiß nicht was er redet! Soll das Geschwätz eines Trunkenen das gute Einverständniß stören und das Vertrauen zu unserer Aufrichtigkeit untergraben?" Die Deutschen schwankten und meinten wohl, eine solche Aeußerung sei doch gar zu auffallend, als daß man sie bloß dem Weine auf die Rechnung schreiben könne — das zeige, daß die welschen Herren mit Hintergedanken sich herumtrügen, dann sollten sie sich auch nicht scheuen, offen damit herauszurücken. Erneutes beschwichti-

gendes Zureden des Hauswirths wechselte mit ärgerlichen Gegenreden und es war noch sehr unentschieden, ob das frühere gute Vernehmen wiederkehren werde, als Geräusch von Stimmen und Schritten von der Stiege her die Verhandlungen unterbrach.

Es kamen noch späte unvermuthete Gäste, denen Madruzz entgegen gehen mußte, sie zu begrüßen.

„Wir wollen doch auf der Hut sein!“ sagte der Wolkensteiner leise zu Königseck. „Die Welschen spielen falsch: ich traue ihnen nicht mehr!“

„Einverstanden,“ erwiederte Königseck ebenso, „wir wollen sie scharf im Auge haben! Es hat mir ohnehin von Anfang an nicht gefallen, daß wir uns so tief mit ihnen eingelassen — sie drängen sich überall ein, wie das Wasser durch die Ritzen und wenn wir nicht vorsehen, haben sie uns überflügelt, eh' man die Hand umdreht!“

Jetzt trat Madruzz mit einem Manne in einer dunkeln Mönchskutte ein, hinter ihnen kam Marello und blieb ehrerbietig an der Thüre stehen. „Wir bekommen da noch frommen Zuspruch, meine edlen Herren!“ rief Madruzz der verwunderten Versammlung zu. „Der Ehrwürdige hier meint, wir wären gerade in der rechten Stimmung, einen erbaulichen Sermon anzuhören!“

Lautes Gelächter war die Antwort. „Hinaus mit ihm!“ riefen die Einen. „Der Ehrwürdige muß den Wein gerochen haben!“ die Andern. „Gebt ihm einen Becher, er soll uns verschonen mit seinem Sermon!“

Der Mönch ließ sich das nicht zweimal sagen; ohne Umstände nahm er dem zunächst Sitzenden den Becher weg.

„Gratias, Ihr Herren," rief er, „aber den Sermon kann ich Euch doch nicht erlassen!" Zugleich schlug er die Kapuze zurück, ließ die Kutte fallen und allgemeiner lachender Jubelruf begrüßte den Erkannten.

„Per Dio!" rief Serbelloni, ihn umarmend. „Du bist es, Montecuculi! Ein herrlicher Einfall, uns so zu überraschen!"

„Ich bin es!" sagte der Graf, indem er Marello die Kutte zuwarf und ihm winkte, sich zu entfernen. „Glaubt Ihr, daß ich meine Freunde hier versammelt wissen und es daheim in meinen vier Wänden aushalten könnte? Mein Reitknecht hält statt meiner den Arrest, den mir die Herzogin diktirt hat — ich aber bin hieher geeilt in dieser Kleidung, in der gewiß Niemand den Oberhofmeister Ihro Durchlaucht sucht!"

Neues Gelächter begann, Montecuculi setzte sich mit an die Tafel und das Gelage nahm seinen Verlauf wie zuvor. Nach einiger Zeit erhob sich Montecuculi und rief: „Ich hab' es Euch gesagt, daß ich Euch den Sermon nicht erlassen kann — also fügt Euch in Gottes Namen in Euer Schicksal! Mein Sermon ist kurz: er besteht beinahe aus einem einzigen Wort und das Wort heißt — Rache! Rache an dem Einen, der unsern gemeinsamen Planen entgegen steht, dem geschworenen Feinde des Adels! Sein Fall ist so gewiß, wie der des im Netze eingefangenen Wildes! Und wenn er es vermöchte, das Netz zu durchbrechen, das über seinem Haupte schon zusammengezogen ist . . . er ist doch unmöglich geworden in seiner jetzigen Stellung — Ihr wißt warum, auch ohne daß ich es ausspreche! Die Hand, die ihn so

hoch gehoben und gehalten, sie muß ihn um ihrer selbst willen von sich weisen! Stoßen wir an! Trinken wir auf das Gelingen des Werks — es lebe die Rache!"

Wüst klangen die Becher und Stimmen durcheinander und der Abend war schon eingebrochen, als der Jagdzug wieder aufbrach und unter Fackelschein und Hörnerschall der Hauptstadt zusprengte.

Sechstes Kapitel.

Unter der Palme.

Das Haus des Kammerpräsidenten von Schmauß stand etwas abgesondert in der Angerzell, aber es lag hübsch mitten in Gärten und Wiesen und bot von der Rückseite eine angenehme Aussicht über die ansteigenden Berge und den dahinführenden Sillgrund. Nach dieser Seite hin öffnete sich die Thüre eines schönen Saales und führte auf einen freischwebenden Balkon mit zierlich durchbrochenem ausgebauchtem Eisengitter. Die Flügelthüre dazu stand halb offen und wehrte dem Mondlichte den Eintritt nicht, das sich draußen vom tiefblauen Himmel niedergoß und die ganze Gegend mit fahler Tageshelle beleuchtete; die Nachtluft wehte unaufgehalten herein und lockte den Bewohner des Saals, hinauszutreten in die kühle Klarheit, aber sie lockte umsonst. Dieser saß, unbekümmert um Alles, was außer und neben ihm vorging, an einem Schreibtisch, hatte mehrere Fächer desselben hervorgezogen und las abwechselnd und wie vergleichend in einer Menge einzelner Schriften und Blätter, die aufgehäuft vor ihm lagen. Die Vergleichung schien keine angenehme zu sein, denn der dicke Herr war in so unangenehmer Bewegung, daß ihm trotz der Nachtkühle der Schweiß ausbrach und er mehrmals

genöthigt war, sich die Stirne und das wohlgenährte röthliche Antlitz zu trocknen. Er murmelte etwas wie eine Verwünschung zwischen den Zähnen und wurde immer unruhiger, je mehr er von den Blättern zur Hand nahm. Dabei unterbrach er sich nur manchmal dadurch, daß er einen flüchtigen wartenden Blick nach dem Eingange des Gemaches warf, zu dessen Beleuchtung das auf dem Tische brennende Kerzenpaar nur so weit ausreichte, um die allgemeinen Umrisse einer reichen und schön geschnitzten Einrichtung erkennbar zu machen.

Es war nicht zu verwundern, daß er nicht vernahm oder nicht beachtete, daß unter dem Balkone auf dem Sandboden der Gartenwege leichte Fußtritte knirschten, Gewänder rauschten und gedämpfte Stimmen flüsterten.

„Verdammtes Gedränge! Heillose Verwirrung!“ murrte er. „Es ist die höchste Zeit, daß die Sache zur Entscheidung kommt, sonst ist der Ruin fertig! Ueberall ungeduldige, drängende Forderungen und alle Mittel, abzuhelfen, auf lange voraus erschöpft und verpfändet! Vielleicht, wenn ich es versuchte ... das Erträgniß des verpachteten Hofguts könnte wohl noch höher geschraubt werden ... vielleicht, wenn ich die doppelte Summe annähme ... ich will es versuchen!“ Er vertiefte sich neuerdings in seine Papiere und Rechnungen, schrieb und zählte, aber das Ergebniß war nicht befriedigender und er warf die Blätter unwillig durcheinander.

Gleichzeitig ward die Thüre des Saales in beiden Flügeln weit aufgerissen, ein alter Diener ward im Corridor sichtbar und leuchtete mit hoch emporgehaltenem Armleuchter einer Dame, welche hastig in's Gemach hereinrauschte. Der Diener huschte unter steten Bücklingen bis an einen stei-

nernen Wandtisch, über welchem sich ein schmaler hoher Spiegel bis in die prachtvollen Arabesken der Stukkatur-Decke erhob. Dort setzte er den Leuchter nieder und schob sich gebückt wieder zur Thüre hinaus.

Schmauß hatte sich bei dem Geräusch umgewandt und einen Schritt nach der Thüre hin gemacht: als er die Eingetretene erblickte, trat er zurück; es war offenbar nicht die Person, die er erwartet hatte.

„Was soll das bedeuten?" begann die Dame in sehr entschiedenem und scharfem Tone. Sie war eine Erscheinung, welche zu der des Kammerpräsidenten den schärfsten Gegensatz bildete, denn wie er beleibt und von kurzem untersetztem Körperbau war, erschien sie hoch aufgeschossen, hager und ausgetrocknet. „Du weißt doch, daß am nächsten Samstag wieder große Gesellschaft bei uns sein soll ... meinst Du, die Vorbereitungen kosten nichts oder ich soll Alles mit den lumpigen fünfzig Dukaten bestreiten, die Du mir gegeben hast? Ich muß wenigstens noch zweimal so viel haben und warte schon den ganzen Abend, daß Du kommst und mir das Geld bringst: wer sich aber nicht sehen läßt, ist der Herr Gemahl! Was soll das bedeuten?"

„Was das bedeuten soll?" antwortete Schmauß phlegmatisch und doch unwillig. „Das ist bald gesagt. Wenn ich Dir kein Geld gebracht habe, so bedeutet das ganz einfach, daß ich keines habe!"

„Angenehme Neuigkeit! In der That!" rief die Präsidentin nicht minder unwillig. „Wofür bist Du denn da, als zu sorgen, daß es daran nie fehlt? Du wirst Dich doch wohl erinnern, daß dies die Bedingung war, als ich mich herbeiließ, Deine Frau zu werden, daß

ich leben kann, wie es meiner hohen Abstammung gebührt, und daß ich nie ein solches Wort zu hören bekomme! Meine Vorfahren ..."

„Verschone mich damit!" entgegnete Schmauß. „Ich erinnere mich ganz gut an all das, und an noch gar Manches. Ich habe meine Zusage auch gehalten und Dir noch immer verschafft, was Du bedurftest: ich werd' es Dir auch jetzt schaffen ... wenn ich auch, gerad' heraus gesagt, noch nicht weiß, woher ich es nehmen soll! Es kann übrigens gar nicht schaden, wenn Du Dir dabei vorläufig zur Notiz nimmst, daß ich so gut wie ruinirt bin ..."

„Immer besser!" rief die Frau keifend. „Und das unterstehst Du Dich, mir zu sagen? Bei dem ungeheuren Vermögen, daß ich Dir zugebracht habe ..."

„Ungeheuer!" lachte Schmauß bitter. „Sollte man nicht glauben, die zwanzigtausend Thaler wären ebensoviel Millionen gewesen! Aber ein Aufwand wie der Deinige würde einen Brunnen ausschöpfen!"

„Mein Aufwand!" erwiederte die Frau Präsidentin höhnisch, indem sie sich in einen Lehnsessel warf. „Als ob ich und mein armes Kind, die Loys', etwas Anderes hätten als die pure standesmäßige Nothdurft! Gib lieber Dir selber die Schuld und Deiner unsinnigen Schlemmerei!"

Der Präsident kochte Galle, aber er war zu bequem, sich weiter in einen Wortwechsel einzulassen. Er verbarg sogar seinen Unwillen hinter einer lächelnden Miene, denn er war eine hinterhältische Natur und wenn er sich bei irgend einem Anlasse, der Kraftaufwand erforderte, aus Feigheit oder Schwäche zurückzog, geschah es mit dem heimlichen Selbsttroste einer künftigen Tücke. „Wir wollen

uns nicht streiten, meine Frau Liebste!" sagte er mit übertriebener Freundlichkeit. „Ich war eben mit einer sehr unangenehmen Arbeit beschäftigt und das mag Ursache gewesen sein, daß ich Dich nicht mit gewohnter Liebenswürdigkeit empfing ... Vergiß Alles, was ich gesagt habe — es war nur ein plumper Scherz — Du sollst noch heute mehr erhalten, als Du verlangt hast..."

Die Präsidentin sah ihn forschend an. „Was für eine Tücke steckt wieder dahinter, daß Du auf einmal so umgewandelt bist?"

„Was fällt Dir ein, Frau Liebste?" sagte Schmauß mit katzenhaftem Lächeln. „Ich habe nicht den mindesten Hintergedanken... Aber Du wirst mich entschuldigen — ich habe noch meine unangenehme Arbeit zu beendigen — dringende Berufsgeschäfte... auch erwarte ich noch Besuch, der damit zusammenhängt..."

„Du willst mich los sein," erwiederte die Frau, „meinetwegen. Wenn ich das Geld heute noch erhalte, habe ich nichts weiter mit Dir zu schaffen..."

Sie wendete sich der Thüre zu, von Schmauß begleitet. „Natürlich, mein Engel! Versteht sich! Heute noch! Nimm es nur nicht übel, daß ich vorhin so unwirsch war, Frau Liebste!" Pochen an der Thüre unterbrach ihn; sie ging auf und der alte Diener steckte den Kopf herein. „Bitte pflichtschuldigst um Verzeihung, Gnaden Herr Präsident, — aber der Fischer Anderl ist da und will durchaus gleich Antwort haben..."

„Was will er?"

„Es ist ihm ein Stückhecht heut' Abend in die Reusen gegangen, ein Prachtkerl von wenigstens dreißig Pfunden

... wenn Gnaden Herr Präsident das Fischel wollen ... es soll ein delikater Bissen sein ..."

Der Präsident leckte sich die Lippen; das Wasser lief ihm im Munde zusammen. „Er soll den Hecht bringen, Niklas," sagte er, „so große Exemplare sind gebraten ausgezeichnet ..."

„Aber der Fisch ist sehr theuer, Gnaden Herr Präsident ... Der Anderl sagt, wenn er ihn zu den Jesuiten bringt, kriegt er seine drei Dukaten dafür ..."

„So gib ihm vier, Niklas, gib ihm vier; er darf mir den Fisch nicht weggeben, er muß ihn heute noch bringen ..."

Die Präsidentin stand spöttisch daneben. „Erlaube nur erst, daß Niklas mir hinüber leuchte," sagte sie, „dann bist Du in Deinem Handel ungestört." Damit rauschte sie dem voranspringenden Diener nach, an der Treppe vorüber, so daß sie einen ältlichen gebückten Mann mit grauem Barte gar nicht wahrnahm, der eben die letzten Stufen heraufschritt. Desto schneller hatte der Präsident, der in der Thüre stehen geblieben war, den Alten bemerkt und rief ihn zu sich.

„Endlich, endlich!" sagte er, die Thüre fest hinter ihm zuschließend. „Du lässest Dich erwarten, Abraham!"

Der Alte strich seinen wohlgepflegten grauen Bart und ließ die schwarzen Augen über der stark gebogenen jüdischen Nase flüchtig suchend durch den Saal laufen. „Wie soll ich nicht lassen warten, als ich bin ein alter Mann, als die Bein' fangen an zu werden steif? Erlauben Se, daß ich mir setz' nieder, Herr Präsident — es sein erst fünf Tag', daß ich bin gekommen aus dem Gefängniß in Rovereyd: da ist es gewesen kalt und feucht. Ich bin ein

alter Mann, da ist es mir gefahren in die Bein' und bin geworden steif. Er soll verschwarzen, er soll auch verlahmen und verkrummen, der mir das gethan!"

„Ja, es war ein unverantwortlicher Gewaltstreich — aber das Geld, Abraham... Du hast doch das Geld bei Dir?"

„Wie soll ich haben Geld? Als sind traurige Zeiten und Verlust an allen Ecken und Enden! Haben sie mir nicht genommen in Rovereyd meine ganze schöne Ladung Wein und haben sie konfiszirt? An die fünfhundert Ohrn ächten Mailänder? Wie soll Abraham May haben Geld nach solchem Verlust? Aber ich will verlieren keine Zeit; ich hab' Geld, Herr Präsident; für einen alten Bekannten und eine so gute Kundschaft wie Sie hab' ich Geld! Schreiben Sie mir ein Wechselchen, wie sonst und ich zähl' Ihnen die tausend Dukaten auf den Tisch, wie Sie sie haben verlangt..."

Schmauß trat an den Tisch und nahm einen Streifen Papier zu sich, welchen er dem Juden hinreichte. „Du bist ja heute außerordentlich bereitwillig — der Wechsel ist schon geschrieben..."

Abraham las und betrachtete das Blatt genau und lächelte, indem er sich den Bart strich. „Wie sollt' ich nicht sein bereitwillig, Herr Präsident?" sagte er. „Ich hab' gute Freund', Herr Präsident, vornehme und mächtige Freund', von denen erfahr' ich allerhand, was man kann brauchen im Geschäft! Der Mann, der mich hat lassen werfen in's Gefängniß von Rovereyd... er soll verkommen dafür wie der Schnee im Wasser!... ist schon so gut wie abgesetzt — ich weiß, wie wird heißen der neue Staatskanzler und der neue Kanzler wird mir bezahlen..."

„Da Du doch so gut unterrichtet bist," erwiederte Schmaus, „will ich es nicht widersprechen. Ich werde das Kanzlariat erhalten, und muß es erhalten," fügte er rasch hinzu, „sonst..." Damit brach er ab; der Jude ließ seine Augen mit verschmitztem Zwinkern auf ihm liegen. „Sonst?" fragte er. „Warum reden Sie nicht aus vor einem guten Freund? Sonst — sind Sie ruinirt: nicht wahr?"

„So schlimm ist es nicht!" entgegnete der Präsident mit künstlicher Unbefangenheit. „Sobald ich den Gehalt als Staatskanzler beziehe, bin ich aus aller Verlegenheit!"

„Kann sein — kann sein auch nicht!" sagte Abraham und strich sich den Bart. „Gehalt als Staatskanzler! Gottes Wunder, was ein schönes Wort — aber darauf geb' ich Ihnen die tausend Dukaten doch nicht ... aber als Staatskanzler wird sein Alles in Ihren Händen, da können Sie mich bezahlen, Herr Präsident, und brauchen den eigenen Beutel gar nicht aufzumachen ..."

„Du bist ein alter Fuchs, Abraham."

„Ja, Herr Präsident, ein alter Fuchs, der ist worden gehetzt an die sechzig Jahr — warum sollt' er nicht kennen alle Schlich' und alle Löcher im Bau?" Er sah wieder schmunzelnd in das Blatt. „Das Wechselchen ist gut ..." sagte er dann, „sechs Monate ... ganz gut ... bis dahin werden Sie sein Staatskanzler ... und wenn Sie dann wollen — ich bin ein billiger Mann — wenn Sie dann wollen Prolongation, wird es auch sein keine Unmöglichkeit ..."

Dabei griff er in die Taschen seines weiten faltigen Rockes, auf welchem ein gelbes Brustschildchen den Juden bezeichnete, und begann eine Reihe zierlich gewickelter Geldrollen auf dem Wandtischchen unter dem Spiegel aufzu-

stapeln. Während er zählte, war Schmauß an ein kleines Schränkchen getreten, hatte eine Flasche herausgenommen und sich ein ganz kleines Gläschen eingeschenkt, das er mit schlürfendem Behagen leerte. „Willst Du ein Glas Madeira, Abraham?“ fragte er nach ihm hinüber.

Mit einer zuckenden Geberde des heftigsten Abscheues wies der Jude das Anerbieten zurück, indem er zugleich mit dem Auspacken und Zählen zu Ende kam. „Lassen Sie mich in Ruh' mit Ihrem Wein — ich will mit Ihnen machen Geschäft und Handel, aber ich will nicht trinken von Ihrem Wein... Nehmen Sie Ihr Geld und wenn Sie sind geworden Staatskanzler von Tirol, wollen Sie behalten Abraham May in gutem Angedenken...“

Während der Präsident die Goldrollen flüchtig überzählte, sie in ein Fach des Schreibtisches legte und dem Juden noch einen flüchtigen Gruß zurief, war dieser an der Thüre angekommen. Dort aber blieb er stehen und wendete sich nach dem Präsidenten zurück. „Wir bleiben doch gute Freunde, Herr Präsident?“ sagte er. „Wenn ich auch nicht kann trinken von unkoscherem Wein, will ich Ihnen doch beweisen, daß ich bin ein guter Freund . . .“ Verwundert blickte Schmauß den Juden an, der, wieder näher kommend, zutraulich fortfuhr: „Vermerken Sie mir's nicht ungnädig, Herr Präsident... aber Sie haben eine Tochter...?“

„Allerdings; meine Aloys', die einzige Tochter und das einzige Kind! Wie kommst Du darauf?“

„Weil ich auch hab' eine Tochter — weil mir ist meine Sarah an's Herz gewachsen und weil ich mir denk', was für Herzleit und Elend es für mich wär', wenn dem einzigen Kind ein Leides geschähe...“

„Aber was meinst Du damit? So rede nur!“

„Was soll ich meinen, als daß es auch für Sie wär' ein großes Elend und Herzeleid, wenn Ihrer Tochter ein Leides geschähe ... Drum will ich Ihnen sagen ... aber vermerken Sie's dem alten Abraham nicht ungnädig ... wie ich vorhin durch den Garten in's Haus gegangen bin, ist es mir vorgekommen, als hätt' ich gesehen Ihre Tochter ... in dem Laubengang ... und mit ihr ein junger Herr, der hat getragen die Kleidung von einem Soldaten oder Offizier, Herr Präsident ...“

„Was fällt Dir ein?“ rief Schmauß. Meine Loys' sollte ... das wollen wir gleich sehen ...“ Er zog die Glockenschnur und der alte Diener trat ein. „Wo ist meine Tochter, Niklas?“ fragte er rasch. „Fräulein Loys' ist auf ihrem Zimmer ...“ war die Antwort.

„Weißt Du es gewiß?“

„Freilich, Ihro Gnaden. Von dem Fenster dort können Sie ja hinüber schauen und das Licht brennen sehen ...“

Der Präsident warf einen raschen Blick hinaus und sagte befriedigt: „Du hast Dich geirrt, Abraham — gute Nacht!“

„Ich bin ein alter Mann,“ erwiederte dieser, sich entfernend, „ich kann mich haben geirrt! Gottes Wunder, wie bin ich froh, daß es ist gewesen eine Irrung ... vermerken Sie mir's nicht ungnädig, Herr Präsident ... aber ich hab' gedacht an meine Sarah und ich weiß, die Lieb' ist wie verzehrendes Feuer in der Jugend und die Einsamkeit und das Dunkel sind Oel in's Feuer!“

Während er ging, meldete der Diener, daß das Abendessen längst bereit stehe und daß der Koch schon einigemal

habe sagen lassen, daß das Hühnerragout allen Geschmack verliere, wenn es noch länger stehen müsse.

„Warum hast Du mir's nicht schon lange gemeldet?“ fuhr Schmauß den Diener an. „Was hältst Du dann Maulaffen feil vor der Thür', anstatt hereinzukommen? Ist die Frau Präsidentin schon im Speisezimmer?“

„Nein, Ihro Gnaden haben sagen lassen, sie wollen mit dem Fräulein in ihrem Zimmer speisen ...“

„Gut, so bring' ihr das!“ sagte der Präsident, drückte dem Diener eilfertig ein paar Rollen in die Hand und schritt rasch die Treppe hinab in ein kleines angenehm beleuchtetes und erwärmtes Gemach, wo ein zierlich gedeckter Tisch mit allerlei Leckerbissen zu sich einlud. Schmauß setzte sich und war bald in die Freuden der Tafel so vertieft, daß er weder die Abwesenheit seiner Familie bemerkte, noch daran gedachte, daß er im Sinne gehabt hatte, sich doch noch zu erkundigen, ob seine Tochter sich wirklich in ihrem Zimmer befand. Er war schon an der zweiten Flasche, als ihm der Diener ein noch eben abgegebenes Billet überbrachte. „Ah — vom Regiments-Vizekanzler Pappus ...“ rief Schmauß kauend, während er Siegel und Aufschrift betrachtete. Dann öffnete er und las vor sich hin: „Alles im besten Gange ... Untersuchung geschlossen und an die Herzogin abgegeben ... in einigen Tagen sind wir am Ziele ... wir wollen die Geschichte von Marsyas umkehren und dafür den übermüthigen Apollo schinden lassen!“ — „Vortreffliche Neuigkeit!“ brummte Schmauß. „Darauf gehört ein eigenes Glas!“

Er schenkte ein und trank aus. „Den läßt die Poeten-Eitelkeit nicht rasten und nicht ruhen ...“ lachte er vor sich hin, „der vergißt ihm den neuen Marsyas so wenig,

als ich den..." Das Andere verlor sich im Kauen: aber der Schlemmer war in bester Laune und fuhr stundenlang in seiner einsamen Unterhaltung fort, bald vom Weine jedes Gedankens und jeder andern Erinnerung beraubt.

Der alte Jude hatte sich aber doch nicht geirrt.

Am Ende des Laubenganges im Garten saßen wirklich eine Dame und ein junger Mann im Soldatenrock, und hielten sich zärtlich umschlungen. Die Unterredung mußte schon längere Zeit gedauert haben und nicht durchaus erfreulich gewesen sein, denn das Fräulein war im Begriffe sich zu entfernen und hielt ein Tuch vor die weinenden Augen gedrückt.

„Ich muß fort, Georg, sonst vermißt man mich beim Abendessen!" sagte sie mit gepreßtem Tone. „Bei Allem was Dir heilig ist, versprich mir, daß Du es nicht länger verschieben, daß Du morgen mit dem Vater reden willst..."

„Ich will es ja, liebe Loys'," rief der Soldat, „aber sage selbst, was ich zu erwarten habe, wenn ich als der simple Cornet Neuhaus daherkomme und von dem Herrn Kammerpräsidenten so mir nichts dir nichts die Hand seiner einzigen Tochter verlange! Ich habe das gewisse Versprechen, in einigen Tagen zum Lieutenant vorzurücken — habe nur bis dahin Geduld, meine Liebe...!"

„Ich will nicht!" entgegnete Aloysia heftig. „Zwischen einem Cornet und einem Lieutenant wird mein Vater die Hand nicht umkehren! Und ich kann auch nicht... ich zittere jeden Augenblick, daß mein Unglück entdeckt wird — und wenn das geschieht, Georg, dann hast Du mich auf dem Gewissen, dann spring' ich in den Inn, wo er am tiefsten ist..."

„So laß Dir doch nur sagen..."

„Ich lasse mir nichts sagen und will mir nichts sagen lassen! Versprich mir, daß Du morgen kommen und mit dem Vater reden willst ... Du mußt es mir versprechen, Georg, oder ich mache noch heute Nacht meinem Elend ein Ende ... Willst Du? Rede — ich muß fort ..."

Der Cornet konnte nicht anders als zusagen. „Beruhige Dich nur," sagte er, „ich will es Dir ja versprechen und will morgen um zehn Uhr zu Deinem Vater kommen ... Bist Du dann zufrieden?"

„Wenn Du Wort hältst ..." flüsterte sie. „Gute Nacht, Georg ..."

Sie wollte fort; der Cornet zog sie an sich. „Und ohne Abschied, ohne Kuß willst Du mich verlassen?" flüsterte er.

„Morgen," erwiederte sie, sich losreißend, „morgen, Georg, oder — niemals wieder!" Sie flog den Laubengang hinan und huschte in's Haus. Neuhaus zog sich in den buschigen Theil des Gartens zurück, wo eine niedrigere Stelle der Mauer es ihm möglich machte, sich mit einem jugendlich kräftigen Ansatze hinüber zu schwingen.

— Am andern Tage saß Herzogin Claudia in dem zurückgezogensten ihrer Gemächer, dessen Fenster in die Gärten der Burg sahen; aber sie schenkte der Landschaft draußen keinen Blick, obwohl dieselbe an Pracht und Mannigfaltigkeit unendlich reicher geworden, denn es hatte bereits zu herbsten begonnen. Die Fürstin hatte sich eingeschlossen, um ganz ihren Gedanken und Ueberlegungen sich hingeben zu können; selbst die Vorhänge an den Thüren waren zugezogen, wie um zu verhindern, daß ein störender Laut von außen eindringe. Auf einem Tische vor ihr waren Schriften und Akten gehäuft; sie achtete aber auch

nicht darauf, sondern hatte den linken Arm auf die Lehne des Stuhls gestützt und die Hand vor die Augen gedrückt; die rechte Hand hing nachlässig und wie ermüdet herab und erschien noch weißer auf dem schwarzen Sammetkleide, das den wohlgebauten Körper der schönen Frau mit verschönernden Falten umgab. Claudia war wirklich schön und die lichte Blässe, die über ihre Züge gelagert war, trug nur dazu bei, dieselben noch gewinnender erscheinen zu lassen.

Draußen hatte sich ein kräftiger Herbstwind aufgemacht und rüttelte manchmal stoßweise an den Fenstern, nachdem er es versucht hatte, aus den Lindenwipfeln die ersten vergilbten Blätter niederzuschütteln. Claudia achtete nicht darauf; sie schien sogar die Anwesenheit des Vizekanzlers Carrara ganz vergessen zu haben, welcher an einem Seitentische Akten zusammengebunden hatte und nun schon eine geraume Zeit wartend stand, ohne die Gebieterin in ihrem Nachsinnen stören zu wollen. Endlich ermannte sie sich, blickte auf und der Kanzler trat mit würdiger Haltung näher. „Durchlaucht scheinen meiner nicht mehr zu bedürfen!“ sagte er. „Erlauben Sie, daß ich mich zurückziehe — erlauben Sie mir aber auch zu wiederholen, wie sehr ich es beklage, Durchlaucht in solcher Aufregung und Unruhe sehen. Durchlaucht haben keinen Grund dazu — Sie konnten nicht anders.“

„Ich kann mich nicht davon überzeugen!“ erwiederte Claudia, indem sie aufstand und einen Gang durch das Zimmer machte. „Das Wenige, was ich selbst gelesen habe, bring' ich gar nicht in Anschlag: aber Sein Vortrag war so bündig und ausführlich, daß er nur dazu diente, meinen Unmuth zu erhöhen, anstatt ihn zu besänftigen. Ist dies

das ganze Ergebniß der mit solcher Sicherheit angekündigten Anklage? Ist das mehr als ein Gewebe von Kleinigkeiten, deren Erbärmlichkeit mich erröthen macht? Was muß ich von diesen Leuten denken, welche ernstlich glauben, damit einen Mann wie Biener stürzen zu können? Was müssen sie von mir denken, daß sie es wagen, damit vor mir aufzutreten?"

„Es ist in Innsbruck und an Ihro Durchlaucht Hof, wie es überall ist. Die Menschen sind sich überall gleich — überall Sklaven ihrer Leidenschaft, die ihnen die Binde vor die Augen legt — aber bei so hochgestellten Personen gibt es keine Kleinigkeiten. Auf wem Aller Augen ruhen, der muß völlig fleckenlos sein, denn während sonst die Höhe und die Entfernung die Dinge verkleinert, läßt sie dieselben hier nur klarer und größer erscheinen..."

„Fleckenlos!" rief Claudia, indem sie sich wieder in ihren Lehnstuhl warf. „Wer kann es bleiben, wenn die Gemeinheit ihn mit Koth bewirft?"

„Geruhen Durchlaucht, mich zu Ende kommen zu lassen. Ueberblicken Sie nochmal alles Gesagte. Es ist wahr, daß die Anklage Montecuculi's nichts ist als ein von der leidenschaftlichsten Gehässigkeit ausgehecktes Pamphlet und daß es allzu gefährlich wäre, darauf bereitwillig einzugehen — es würde die Zeiten eines Tiberius und seiner schändlichen Höflinge zurückbringen! Es ist wahr, daß des Grafen Geburt und Rang bei einem Manne von Biener's Stellung und Ruf nicht in Betracht kommen kann — sie stehen sich gleich gegenüber — es ist daher vielleicht wahr, daß es der Einleitung einer Untersuchung nicht bedurft hätte, daß diese besser unterblieben wäre..."

„Nun also!“ rief Claudia unruhig. „Er will mich rechtfertigen und klagt mich selber an!“

„Nicht doch!“ fuhr Carrara ruhig fort. „Nun, da es einmal geschehen, bin ich weit entfernt zu bedauern, daß es geschah. Graf Montecuculi hatte in seiner Anklage das Wohl des Landes für gefährdet erklärt — konnten Ihre Durchlaucht eine solche Aufforderung ohne Vorwurf unbeachtet lassen? ... Durch die Bemühungen des Grafen und seiner Anhänger ist die ganze Sache landeskundig geworden — selbst der Kaiser ist davon unterrichtet — war es da möglich, sie einfach zu übersehen oder niederzuschlagen? — Das Volk würde nie daran geglaubt haben, daß kein Grund zur Einschreitung vorhanden war; es würde sich nur mit neuen, vielleicht noch abenteuerlichern Gerüchten getragen haben ... es hätte in der Niederschlagung nicht einen Beweis der Gerechtigkeit, sondern nur einen Verdachtsgrund gefunden, daß besondere Verhältnisse dem Bezüchtigten einen besondern Schutz zu Wege gebracht hätten ...“

Claudia wendete sich ab, als wollte sie nach dem Fenster sehen, an welches eben wieder der wachsende Sturmwind stieß: es geschah aber nur, um vor dem scharfsichtigen Greise das Erröthen zu verbergen, das ihr die Wangen überlief.

Carrara war fortgefahren: „... Es gibt keine Beschuldigung, welche Macht und Ansehen eines Fürsten tiefer untergrübe, als die, daß einzelne Personen über den Gesetzen stünden — zumal aber ...“

Er hielt inne; Claudia sah ihn fragend an. „Nun rief sie. „Zumal ...?“

„Zumal wenn der Fürst — eine Frau ist!“ sagte Ca

rara fest. Claudia erwiederte nichts und ließ ihn weiter sprechen. „Was jetzt zum Ausbruche gekommen, hat lange wie ein Gewitter in der Luft gelegen — besser, es entladet sich und reinigt den Dunstkreis ... der Staatskanzler selbst muß wünschen, daß es frei und rein wird um ihn herum. Das Verfahren ist durchgeführt; die von Ihro Durchlaucht ernannte Untersuchungs-Commission hat ihre Aufgabe beendet und die geschlossenen Akten übergeben — Anklage, Zeugenaussagen, Erhebungen aller Art sowie die Vertheidigung liegen Durchlaucht vor ... an Ihnen ist es, den Spruch zu fällen! Wie er auch lauten mag, zögern Sie nicht damit und lassen Sie ihn allgemein bekannt werden, damit Jedermann sehe, daß dem Rechte sein voller Lauf gelassen wurde, daß Claudia von Medicis ebenso bereit ist, den Schuldlosen zu schützen, wie den Schuldigen zu strafen!"

Die Fürstin erhob sich und trat vor den Vizekanzler, ihm die Hand reichend, die er ehrerbietig an die Lippen führte. „In Gottes Namen," sagte sie, „so will ich denn noch einmal lesen und prüfen und sehen, daß ich das Rechte finde. Ich danke Ihm für Sein Gutachten, Kanzler, und für Seinen Rath. Wer auch so ruhig sein könnte, wie Er — ich beneide Ihn darum!"

„Ein Verdienst der Zeit und meines Amtes, Durchlaucht — nicht das meinige! Mein Leben lang bin ich bemüht gewesen, dem Gesetze Geltung zu verschaffen: das Gesetz ist das Einzige, was im Leben feststeht, es ist verkörperte Ruhe — die Beschäftigung mit ihm bleibt nicht ohne Einwirkung auf das Gemüth! — Zudem bin ich ganz nahe an der Schwelle, zu deren Ueberschreitung dem Manne und Christen eine ernste Vorbereitung und Sammlung

ziemt, und an der man die Leidenschaften ablegt, wie ein Kind das bunte Spielzeug zusammenpackt, dem es entwachsen ist! — Gott segne und erleuchte Ihro Durchlaucht!"

Damit schritt der greise Kanzler aus dem Gemache: Claudia blickte ihm einen Augenblick sinnend nach. „O es ist so wahr — so wahr, was der Greis sagt!" rief sie dann, die Hand an die heiße Stirne pressend. „Es liegt ein Segen im weißen Haar... es muß kühlen wie der Schnee und das wachsende Eis auf den Berggipfeln... kühlen, bis hinunter in's Herz! Ich fühle etwas wie Sehnsucht darnach in mir!... Und doch — Spielzeug nannte er Alles, was in Herz und Hirn zuckt und zerrt und nicht ruhen will? — Der Nam' ist zu hart! Gäbe es am Ende des Lebens keinen andern Gewinn, als die Erkenntniß, daß Alles, was uns während desselben lieb gewesen, nichts war als ein buntes kindisches Spielzeug...?"

Sie stand an dem Tische vor den Akten und legte wie mechanisch die Hand auf die Papierstöße. „Und warum nicht?" fuhr sie fort. „Will nicht eben da wieder Eines mir in der Hand zerbrechen? Und bricht nicht ein Stück meines Lebens mit ihm? — Nichts als ein Spielzeug! Und wessen? Vielleicht nicht einmal das meine — vielleicht ... Ich will Gewißheit haben!"

Hastig ergriff sie die Glocke und befahl der eintretenden Hofdame, das Fräulein Hohenstainer sogleich vor sie zu rufen. Wenige Minuten vergingen, als die Gerufene eintrat und mit ehrerbietiger Verneigung an der Thüre stehen blieb. Sie war bleich vor Befangenheit und vermochte kaum zu athmen, denn seit dem Vorfalle im Pavillon des Burggartens hatte die Herzogin den frühern

traulichen Ton gegen sie ganz aufgegeben und sie nur selten und immer in kalter Entfernung um sich gesehen. Sie litt darunter sehr, denn sie war der Fürstin wirklich von Herzen zugethan und weit entfernt, zu ahnen, wodurch sie dieselbe erzürnt haben könne. Diese Berufung zu ungewöhnlicher Stunde erfüllte sie mit neuer Besorgniß.

Die Herzogin saß am Tische, in die Akten vertieft, und schien Elisabeth gar nicht bemerken. Als sie dann emporblickte, ließ sie das Auge streng und forschend auf dem Mädchen ruhen. „Komm' näher!" rief sie und fuhr, als sie herangetreten war, fort: „Du siehst blaß aus. Warum? Bist Du krank?"

„Ich fühle mich vollkommen gesund, Ihro Durchlaucht..."

„Wenn Du gesund bist, muß die Blässe eine andere Ursache haben... Du bedarfst wohl der Zerstreuung — ich werde dafür sorgen!"

„Wie Durchlaucht befehlen," sagte Elisabeth zagend, „vielleicht — wenn mir gnädigst gestattet werden wollte, mich auf einige Zeit zu den Ursulinerinnen in Hall zurückzuziehen..."

„In's Kloster? Dazu kann Rath werden — jetzt setze Dich an jenes Tischchen, nimm diese beiden Hefte und lies mir vor..."

Elisabeth gehorchte schweigend; sie nahm an dem Tischchen Platz, entfaltete das obenauf liegende Heft und begann arglos: „Peinliche Anklage gegen Herrn Doktor Wilhelm Biener, tirolischen Staatskanzler, geheimen..."

Die Ueberraschung schnürte ihr die Kehle zu, daß sie abbrechen mußte. Sie wagte nicht aufzublicken, aber sie fühlte den bohrenden Blick der Herzogin unausgesetzt auf sich haften. „Warum stockst Du?" rief Claudia. „Rasch!

Den Anfang übergehe und beginne bei dem Merkzeichen, das ich eingelegt habe ..."

Elisabeth blätterte ein wenig, um sich zu sammeln; dann begann sie etwas gefaßter: „Numerus zwanzig. Item, so ist männiglich bekannt, was maßen nach dem Tode Seiner landesfürstlichen Durchlaucht Herzogs Leopoldi V. unter dem Namen eines gewissen Scioppius ein libellus famosus ausgegangen ist, so sich erfrechet, das Andenken Seiner Durchlaucht durch höchst ungereimte und ärgerliche Erdichtungen zu verunglimpfen und herabzusetzen. Nach Aussagen des Herrn Regierungsrathes Koller hat Kanzler Biener nach sothanem Libell an verschiedenen Orten eifrigst Nachfrage gethan, auch großes Interesse gezeigt und mit sichtbarem Vergnügen sich erkundigt, ob solcher auch stark verbreitet sei und viel gelesen werde: aus welchen, so mehrern andern Indizien genugsam erhellet, daß obwohlen Biener durch Seine Hochfürstliche Durchlaucht selig zu seinen inhabenden hohen Würden berufen worden, doch hinter dem als Autor benannten, völlig unfindsamen Scioppius als Libellant und Calumniant niemand Anderer verborgen sei, als Kanzler Biener ..."

„Was sagt Biener dazu?" fragte Claudia, als die Vorleserin schwieg und ihr Tuch an die beim Lesen roth überhauchten Wangen preßte. „Nimm das andere Heft; es ist die Vertheidigungsschrift des Kanzlers. Sie läuft mit der Anklage in gleichen numerirten Absätzen... suche und lies."

Elisabeth hatte die Stelle bald gefunden und las: „Anlangend die Schmähschrift des Scioppius, so ist bekannt, daß dagegen eine Gegenschrift erschienen, welche die Ehrenrettung Sr. Durchlaucht unternahm und wie man behaupten wollte, solches auch mit Glück und Geschick geleistet hat.

Durch das anliegende Manuscriptum ist erwiesen, daß ich der Verfasser dieser Vertheidigungsschrift bin: haben auch meine Nachfragen und Erkundigungen nur diesen Anlaß gehabt. Damit ist wohl die Anschuldigung am Besten widerlegt und habe ich kaum nöthig zu versichern, daß ich nicht so unedlen Gemüthes bin, für reichlich empfangene Gnade und Auszeichnung mit Schmähungen zu danken und mit diesen bis nach dem Tode zu warten. Es ist vielmehr meine Art und meinem Ankläger wohl bekannt, daß ich mich nicht scheue, den Lebendigen, so sich dagegen wehren können, die Meinung zu sagen!"

Claudia nickte und lächelte vor sich hin. „Das ist seine Art," flüsterte sie für sich, „ich seh' ihn vor mir stehen ... mit dem selbstbewußten blitzenden Auge ... mit dem feinzuckenden Spottlächeln um den Mund ... Fahre fort!"

„Numerus einundzwanzig. Item kann auch nicht unverhalten bleiben, was maßen der Kanzler in seiner hochfahrend tyrannischen Weis' seinen Subalternen jede Freude mißgönnet und derohalben das Rumpelkegelspiel, so seit Menschen Gedenken im Collegio gestanden und denen Kanzleiverwandten zur erlaubten Gemüthsergötzung, auch nöthigen Körpers-Commotion gedienet, mit Gewalt hat wegschaffen lassen, dem ganzen Collegio zum Verdruß und nicht geringen Abbruch des landesfürstlichen Dienstes."

„Ich kenne das!" sagte Claudia, den Kopf schüttelnd. „Der Kanzler vertheidigt sich, daß ein solches Spiel in die Kinderstube gehöre ... Er hat Recht, wie mich dünkt ... Aber auch die großen Kinder weinen um ihr buntes Spielzeug ... Lies fort!" Als Elisabeth nicht sogleich wieder begann, blickte sie nach ihr hin und rief: „Warum liesest

Du nicht? Woher diese Aufregung? Erst warst Du bleich wie die Wand und nun glühst Du über und über...?"

„Verzeihung, Durchlaucht," stammelte Elisabeth, „ich kann mich des Unwillens nicht erwehren, daß Bosheit und Dummheit es wagen dürfen, so aufzutreten gegen einen solchen Mann..."

„Deine Theilnahme ist ja ungewöhnlich lebhaft!" erwiederte die Herzogin, sie fixirend. „Ich werde wohl erfahren, woher diese Theilnahme rührt ... aber jetzt lies weiter!"

„Numerus zweiundzwanzig. Item, so hat mehrbemeldeter Kanzler Biener seine böse und tückische Gemüthsart auch dadurch luce meridiana clarius demonstriret, daß er in Sachen der Gemeinde Wörgl wegen Erbauung der Freithofmauer an einem von dem Unterzeichneten verfaßten und geschriebenen Concepte, den Datum geflissentlich abkorrigiret und dafür geschrieben: ‚Also beschlossen am Palmsonntag,' damit unfehlbar zu erkennen gegeben, daß er eine despektirliche Anspielung zu machen gewillt von wegen eines, an diesem Tage besonders genannten langöhrigen Thiers..."

„Nun — die Vertheidigung?"

„Es ist eine männiglich bekannte und erweisliche Sache, daß eine Menge von Urkunden, selbst von allerhöchsten regierenden Häuptern und Potentaten unter diesem Datum und mit dieser Bezeichnung ausgestellt worden, ist also Keinem davon in Sinn gekommen, daß er dadurch in eine Beziehung mit dem gewissen langöhrigen Thiere kommen solle: muß also lediglich dem Ankläger überlassen werden, wenn er gerade bei sich einen solchen absonderlichen Fall gegeben findet..."

Claudia stand auf. „Immer spöttisch und übermüthig!"

rief sie. „Der Angeklagte hat mehr Lust, den Richter zu spielen, als sich zu vertheidigen ... Weiter ...“

Elisabeth fuhr fort, während Claudia an's Fenster trat und in den Herbststurm hinaussah, der die Wipfel beugte: „Numerus dreiundzwanzig. Der wohledle Herr Vizekammerpräsident Gröbner von Wolfsthurm hat selbsten vernommen und ist eidlich zu erhärten erbötig, wie Kanzler Biener nicht nur sein aufhabendes Staatskanzellariat als eine nichtssagende Titulatur bezeichnet, sondern auch über die heilige katholische Religion sich allerlei despektirliche Reden erlaubet, auch entschieden dafür gesprochen, die lutherische Ketzerei auch in Tirol einzuführen. Bestehet sohin dringender, per inquisitionem ohne Zweifel ad evidentiam zu bringender Verdacht, was maßen Kanzler Biener selber insgeheim bemeldter Ketzerei zugethan und gesonnen sei, sein aufhabendes hohes Amt zu Einführung derselben zu mißbrauchen, als womit auch sonder Zweifel die nächtlichen Versammlungen zusammenhängen, so in gewissen Zeiten in dem von landesfürstlicher Durchlaucht sicher nicht zu solchen Zwecken überlassenen Ansitze Büchsenhaus, heimlich und verstohlener Weis' von ihm abgehalten zu werden pflegen ... Ein Näheres darüber ...“

Die Vorleserin schwieg plötzlich: verwundert wandte sich die Fürstin am Fenster nach ihr und fragte nach der Ursache der Unterbrechung.

„Durchlaucht,“ erwiederte Elisabeth unsicher, indem sie sich erhob und den Stuhl beiseite rückte, „erlassen Sie mir weiter zu lesen ... ich vermag es nicht mehr ... meine Entrüstung über dies Gewebe von Verläumdung ...“

„Entrüstung?“ rief Claudia aufflammend. „Lüge mir nicht in's Gesicht! Glaubst Du, daß ich Dich nicht schon

längst durchschaut habe...? Diese Entrüstung ist Heuchelei! So spricht nicht bloße Theilnahme, so spricht und äußert sich nur ein wärmeres Gefühl, so spricht und handelt nur — die Liebe!"

Wie ein zündender Blitz fuhr dies Wort auf das erschütterte Mädchen. Mit einem Aufschrei des Schreckens brach sie in die Kniee zusammen und vermochte nur, ihre Arme wie bittend und zugleich wie Hilfe suchend nach der Fürstin auszustrecken und zu stammeln: „Durchlaucht..."

„Bekenne!" rief die Zürnende, vor sie hintretend. „Bekenne oder läugne! Schlage die Augen auf, wenn Du kannst... sieh mir in's Gesicht und läugne, wenn Du es wagst..."

Das Mädchen knickte noch mehr in die Kniee zusammen; sie antwortete nicht und schlug die Augen nicht auf. Schwere Thränen lösten sich langsam von den schönen Wimpern und rannen die Wangen herab: sie hielt die Hände wie betend vor der Brust gefaltet und schien voll Ergebung zu warten, was über sie kommen sollte. Der Unmuth der Fürstin vermochte nicht Stand zu halten vor dem rührenden Ausdrucke kindlicher Unschuld, der über die ganze Gestalt ausgegossen war. „Du läugnest nicht!" sagte sie sanfter, „Du bist also doch nicht so verstockt, zu läugnen. Steh' auf, Elisabeth — ich will nicht streng mit Dir sein — ich will Dir verzeihen und Dir rathen — aber Du mußt mir Alles bekennen . . . hörst Du, Elisabeth . . . Alles!"

„Alles, Alles!" rief Elisabeth weinend und haschte nach den Händen der Fürstin, die sie mit Thränen überströmte. „. . . Aber ich weiß nicht... was ich bekennen soll..."

„Du wüßtest nicht? Wenn ich an Deine Aufrichtigkeit

glauben soll, so bekenne, wie Du dazu kamst, den Kanzler zu lieben . . . Er hat Dich wohl mit zärtlichen Aufmerksamkeiten überhäuft? Mit Blicken verfolgt? Er hat jeden Augenblick erlauscht, um Dir ein Wort ohne Zeugen zu sagen? Um Dir eine Liebesbetheuerung zuzuflüstern . . .?"

Elisabeth sah die Fragende mit den strömenden Augen groß an und rief: „Nein, Durchlaucht, das hat der Kanzler nicht gethan . . ."

„Wie?" fuhr Claudia erregt fort. „Er hätte das nicht? So hat er Dir geschrieben . . . zärtliche Reime zugeschickt . . . Blumen und zierliche Geschenke . . .?"

„Auch das nicht, Durchlaucht!" sagte Elisabeth ruhiger. „Der Kanzler Biener hat mit mir niemals ein Wort außer dem gesprochen, was im dienstlichen Begegnen nöthig war — nicht das Geringste von alle dem ist jemals zwischen ihm und mir vorgefallen . . . der Kanzler hat mich nie beachtet . . . es ist ihm nie in den Sinn gekommen, an ein so unbedeutendes Geschöpf, wie ich bin, zu denken . . ."

„Ich glaube Dir," sagte Claudia tief aufathmend, „ich sehe es Deinen Augen an, daß Dein Mund nicht lügt . . . Stehe auf, Elisabeth . . . die Gefahr ist also nicht so groß, als ich befürchtete . . . befürchten mußte — um Deinetwillen, denn ich habe Dir ja versprochen, Deine Mutter zu sein . . .! Steh' auf und erzähle mir denn, wie es gekommen, daß Du Wil . . . daß Du den Kanzler dennoch liebst? Oder . . . solltest Du ihn nicht lieben? Rede . . . denke, Du sprichst zu Deiner Mutter . . ."

„Ich weiß es selbst nicht!" erwiederte Elisabeth, sich erhebend. „Ach wie danke ich Ihro Durchlaucht, daß Sie nicht mehr so ungnädig sind gegen mich . . . Haben Sie Nachsicht mit mir . . . ich weiß und verstehe ja selbst nicht,

was in mir vorgeht ...! Es ist wahr," fuhr sie stockend und erröthend fort, „ich habe nie einen Mann gesehen, wie den Kanzler ... wenn ich ihn mir denke, kommt es mir vor, als wäre er der einzige Mann, den ich kenne und alle Andern wären dieses Namens gar nicht werth ..."

Die Fürstin trat beiseite und machte sich am Aktentisch zu schaffen.

„Ich habe ihn," fuhr Elisabeth weiter, „überall als den Ersten gesehen und es schien mir immer, als ob ihm das so gebühre ... er war immer gütig und freundlich, und dabei doch so würdig ernst ... immer gelassen und ruhig und nur wenn er ein Unrecht bemerkte, da sah ich ihn auflodern in schönem Eifer ... Alle rühmten seine Gelehrsamkeit ... das Alles machte, daß ich ihn von Anfang an mit Theilnahme und Achtung betrachtete ... bald nahm er meine Aufmerksamkeit und meine Gedanken immer mehr in Anspruch ... bis ..."

„Nun — warum vollendest Du nicht?" fragte Claudia, noch immer abgewendet.

„Ich hatte bis dahin nur den Charakter des Mannes geachtet, nur seinen Geist bewundert ... wenn das, was ich jetzt für ihn empfinde, Liebe ist, dann entstand es erst in mir, als ich sein Herz kennen gelernt hatte ..."

„Du machst mich begierig ..."

„— Es war ungefähr vor einem Jahre ... nein doch, es war eben Weihnachten vorüber und die starke heftige Kälte hatte wenige Tage zuvor begonnen ... da war ich im Auftrage Ihrer Durchlaucht in der Silberkammer in der alten Burg gewesen und wollte eben die Treppe in den obern Stock zu den Fürstenzimmern hinauf, als ich von der untern Treppe her laut redende Stimmen ver-

nahm. Ich beugte mich über das Geländer und bemerkte den Kanzler, der eben in die Burg getreten war. Vor ihm lag eine bejahrte, kränklich und arm aussehende Frau auf den Knieen, neben ihr ein hoch aufgeschossener schlanker Bursche, und Beide stürmten mit hoch aufgehobenen Händen und lauten Bitten in den Kanzler hinein, der sie gelassen anhörte. Ich konnte nicht Alles verstehen, aber ich entnahm so viel, daß es die Wittwe eines verarmten Bürgers war, der im Kriege geblieben, und daß sie um Verleihung eines kleinen Amtes für ihren Sohn bat, das eben erledigt sei und ohne das sie Beide elend verhungern und erfrieren müßten... Als er zu Worte kommen konnte, sagte der Kanzler: ‚Sie sollte sich mir da nicht in den Weg drängen. Glaubt Sie, daß Sie mir durch Ihr Ungestüm einen andern Bescheid abzwingt? Die Kammerschreiberei verlangt Kenntnisse, die Ihr Sohn nicht besitzt — also kann ich ihm die Stelle nicht geben.‘“

Claudia trat aufmerksam näher.

„Das arme Weib war auf diese Worte wie von Sinnen. Sie hörte nicht mehr, was der Kanzler noch sagen wollte, sondern begann denselben mit solchen Schimpfreden und Verwünschungen zu überschütten, daß es mich davor schauderte. ‚So soll Dich unser Herrgott auch nicht hören,‘ schrie sie, ‚wie Du eine arme Wittib von Dir gestoßen hast! Wie wir erfrieren und verhungern müssen, sollst Du und Deine Kinder zu Grunde gehen in Noth und Elend!‘ Vergebens bemühte sich der Sohn, die Wüthende zu beschwichtigen; der Trabant, der vor der Kammerherrn-Tafelstube Wache stand, eilte herbei, sie zu verhaften. ‚Laß sein, guter Freund,‘ sagte er, ‚die Frau ereifert sich ganz umsonst. Wenn sie das Maul halten könnte, wüßte sie jetzt

schon, daß ich den Burschen da nicht zum Kammerschreiber gebrauchen kann — aber er scheint flink und leicht auf den Füßen ... meld' Er sich drüben im Klepperstall ... es ist eine Läuferstelle frei, die soll Er haben ...' Damit ging er, ohne sich nur noch umzusehen und ließ die Frau wie versteinert stehen, die dann wie sie sich besann, über der Freude des Burschen und über der Stelle, die viel einträglicher war, als die Kammerschreiberei, wieder auf die Kniee fiel und den abwesenden Wohlthäter ebenso mit Segensprüchen und Gebet, wie zuvor mit Flüchen überschüttete ... Ich ging mit bewegtem Herzen und Durchlaucht wissen, mit welcher Wärme der Kanzler den damals neu aufgenommenen Läufer empfahl ..."

Sie schwieg; auch die Fürstin verharrte einige Zeit wie in tiefem Nachsinnen. Dann trat sie vor Elisabeth hin, legte ihr die Hand auf den Scheitel und sagte mit weicher Stimme: „Ich glaube Dir — und ich verzeihe Dir — aber was gedenkst Du nun zu thun? Wohin soll diese thörichte Neigung führen? Welche Hoffnungen, welche Wünsche kannst Du haben, bei einem Manne, dessen Neigung, wie Du selber sagst, der Deinen nicht begegnet?"

„Hoffnungen? Wünsche?" fragte Elisabeth mit unterdrücktem Schmerz. „Ach, ich habe keine ... was in mir vorgeht, sollte in mir verborgen bleiben — ich ahnte nicht, daß dem Scharfblicke Ihro Durchlaucht nichts undurchdringlich ist. Durchlaucht sind das einzige lebende Wesen, das mein Geheimniß, meine Schwäche kennt — Sie sollen auch immer das einzige sein! Ich werde diese Schwäche in mir überwinden, ich werde ersticken, was nie hätte entstehen sollen ... ich will es! Durchlaucht — Mutter — helfen Sie mir, daß ich es kann!"

Claudia zog sie gerührt an die Brust. „Ja, ich werde Dir helfen!“ sagte sie. „Du wirst wieder ruhig werden, Elisabeth — Du wirst ihn vergessen ... versprich mir, daß Du nicht mehr an ihn denken willst ...!“

„Ich will es versuchen!“ stammelte Elisabeth weinend. „Ich will ...“ Sie wollte noch mehr sagen und sich gewaltsam zusammenraffen; die schmerzliche Gewalt ihres Gefühls bewältigte aber ihre Kraft. Gebrochen sank sie in die Kniee und schluchzte: „Haben Sie die Gnade, Durchlaucht ... schicken Sie mich nach Hall ... zu den Ursulinerinnen ...“

„Geh', meine Tochter!“ sagte Claudia, indem sie das Mädchen aufhob und ihr einen Kuß auf die Stirne drückte. „Ich höre kommen — nimm Dich zusammen ... wir reden weiter davon ...“

Elisabeth wankte aus dem Gemache; Claudia warf sich, als sie allein war, in den Lehnstuhl vor ihrem Tische und hielt das Tuch vor die Augen. Sie vermochte die lange zurückgehaltenen Thränen nicht mehr zu hemmen; ihr Busen hob sich schmerzlich und ungestüm, Gedanken und Gefühle der widerstreitendsten Art stürmten ihr durch Seele und Herz. Es wehte sie an wie unendliches Glück, sich von einer durch Schönheit und Jugend so gefährlichen Nebenbuhlerin befreit zu sehen; zu wissen, daß die Neigung des geliebten Mannes ihr nicht entfremdet war; zu glauben, daß sie ihr angehörte und dennoch legte sich wie eine Gewitterwolke vor die aufgehende Sonne das stachelnde Gefühl, daß sie dies Glück einem Unrecht, einer Täuschung verdankte.

Gleich nach Elisabeth's Entfernung war Schildhofer eingetreten und nahte sich der Fürstin mit der ihm eigenen

freimüthigen Unbefangenheit. „Bist traurig, Frau Herzogin?" sagte er gutmüthig herzlich. „Ist's etwas, wobei Unser Einer Dich trösten oder Dir helfen kann, so wein' nit und sag's ..."

„Ich danke Dir, Hans," sagte Claudia, „aber was mich betrübt, muß ich wohl allein ausmachen ..."

„Ja ja," sagte der Bauer mit gepreßtem Tone, „es gibt halt schon solche Sachen, wo kein Zittern vor'm Frost hilft und wo man schauen muß, wie man zurecht kommt — mit sich selbst, und mit dem besten Freund da droben, der auch ohne lange Explikation weiß, wo einen Jeden der Schuh drückt! ... Geht mir auch nit besser, Frau Claudia, und hab' Dich drum bitten wollen, wenn Du mich justament nit brauchst, daß Du mir Urlaub geben thät'st für einen oder ein paar Tag' ..."

„Warum?" fragte die Herzogin theilnehmend.

„Meine Afra ist krank — weiß nit, was es ist mit dem Madel. Ich fürcht', daß sie mir völlig gemüthskrank wird — will Dir's ein anderesmal erzählen, wenn Du's hören willst. Sie hat heut' gar einen bösen Tag gehabt, drum möcht' ich heim vor der Zeit ... sie hat Niemand und ist so viel allein in dem einschichtigen Büchsenhaus."

Zu einer andern Zeit hätte Claudia nicht unterlassen, sich nach dem ihr bekannten Mädchen näher zu erkundigen; jetzt brachte die Nennung des Orts eine andere Gedankenreihe in ihr hervor. Die Anklage gegen Biener stand wieder vor ihr und zunächst die letztvernommene Beschuldigung wegen der heimlichen Zusammenkünfte in der Wohnung des Kanzlers. Rasch stand sie auf und rief: „Du bist mir treu, Hans, nicht wahr?"

„Ich mein', das sollt'st nit erst fragen brauchen!" war die Antwort.

„Hör' eine Frage ... Unter den Anschuldigungen, die gegen meinen Staatskanzler erhoben sind, ist auch die, daß er heimliche Zusammenkünfte im Büchsenhause hält, deren Absicht und Theilnehmer Niemand kennt ... Man hat mir darüber abenteuerliche Gerüchte hinterbracht, und auch die Vertheidigung Biener's läßt mich nicht klar sehen. Er gibt keine Erklärung und widerspricht auch nicht: er will sich nicht verantworten, wenn er einen Freund in seinen vier Pfählen sehe. Du wohnst in der Nähe: es hat Dir kaum entgehen können, wenn etwas Wahres an der Sache ist ... Was weißt Du davon? Ist etwas daran? Ist es bloße Verläumdung ...?"

„Nein, Frau Claudia — Selbiges ist schon wahr!"

„Also doch? Rede! Schnell sage Alles, was Du weißt."

„Das ist nit woltern viel. Von Zeit zu Zeit kommen Nachts, wenn Niemand mehr um die Weg' ist, einige Männer nach und nach in den Ansitz ... Jeder allein und Jeder so vermacht, daß man das Gesicht nit gut sehen kann. Wie ich's zum erstenmal bemerkt hab', ist es mir verdächtig vor'kommen: ich hab' mich aufgemacht und bin nachgeschlichen — da hab' ich gesehen, daß sie an der hintern Seite des Schlössels an den Thurm getreten sind und an eine eiserne Thür' geklopft haben, die ich zuvor gar nit beachtet hab'. Die Thür' ist aufgegangen, sie sind drin verschwunden — nach ein paar Stunden sind sie wieder herausgekommen und fort wie sie gekommen sind ... Was sie drinnen thun, das weiß ich nit."

Claudia war nachdenklich auf- und abgeschritten. „Und wann geschieht das?" sagte sie.

„So alle vierzehn Tag' ungefähr ... ich mein', es wär' immer am Samstag gewesen ..."

„Und heute ist Samstag ...? Höre Hans, es ist mir wichtig, zu erfahren, was bei diesen Zusammenkünften geschieht — was solches Geheimniß veranlaßt. Wenn ich mir verschiedene Andeutungen in's Gedächtniß rufe ... aber ich möchte keinem andern Berichte glauben. Höre — kannst Du mich hinführen, daß ich unbemerkt Zeuge einer solchen Versammlung sein kann?"

Schildhofer besann sich einen Augenblick. „Ich glaube, daß ich es kann!" sagte er dann. „Ich denke, daß man durch den Fallthurm in den Flügel soll hineinkommen können — aber einen bequemen Weg wird's nit abgeben auf alle Fäll'. Ja ja," setzte er dann wie nachsinnend hinzu, „aus dem Fallthurm muß es in die Gewölber gehen, die an den Wartthurm anstoßen ..."

„So führe mich hin — ich werde mich in Bereitschaft setzen und Dich erwarten. Ich gebe vor, daß ich unwohl sei und früh zu Bette gehen will ... Wann kommst Du und wo find' ich Dich?"

„Ich will passen, ob die Männer kommen, und schauen, daß ich zuvor die Gelegenheit auskundschaften kann. Wenn es was ist, bin ich Schlag zehn Uhr da und laß' die Wachtel schlagen dreimal hintereinander drunten im Garten. Dann schau halt, wie Du herunterkommst und nimmst ein Bauerngewand über, das ich Dir mitbring', daß uns die Soldaten nicht kennen, wenn wir über die Brucken gehen ..."

„Ich will es —," sagte Claudia, „und will Dir's eingedenk sein als einen Beweis Deiner Treue, wie jene Nacht in der Scharnitz! Erinnere mich daran, wenn Du einmal

eine Bitte an mich hast — und ich werde Dir nichts abschlagen, was Du auch verlangst!"

Eilig schritt der Bauer fort, denn es dämmerte bereits und es war noch viel zu thun, wenn er seine Zusage erfüllen wollte.

— Am späten Abend hatte sich tiefhangendes Gewölk in das breite Thal gedrängt, es war früher und ungewöhnlich dunkel geworden; der Wind hatte nachgelassen und suchte nur noch in vereinzelten Stößen sich aufzuraffen; dagegen schlug ein schwerer kältender Regen in großen Tropfen nieder und klatschte an die erleuchteten Fenster von Biener's Wohnzimmer im Büchsenhause. In demselben achtete aber Niemand des Unwetters draußen, denn es gab der innern Unruhe genug im Hause. Der Kanzler hatte Besuch bekommen; unerwartet war eine halbe Stunde zuvor sein Sohn Rudolph mit Sack und Pack eingetroffen, nur von einem Klosterknechte und einem Schreiben begleitet, worin die Patres Jesuiten mit Bedauern anzeigten; daß sie den ihnen anvertrauten Zögling zurückschicken müßten, weil sie wegen Gefahr der Ansteckung für die ganze fromme Heerde ein so räudiges Schäflein nicht mehr in der heiligen Hürde dulden könnten. Schon im Laufe des Nachmittags war nicht minder unvermuthet die Tochter von den Augustinerinnen zu Hall angekommen.

Der Kanzler hielt das Ordensschreiben in der Hand und blickte finster auf den etwa dreizehnjährigen Knaben, der ängstlich und doch nicht ohne eine gewisse Zuversicht zu dem strengen Vater emporblickte.

„Ich kann wahrhaftig nichts dafür, Vater," sagte er etwas kurzathmig, „ich habe wahrhaftig nicht geglaubt, daß der Fröschel wirklich so dumm ist, es zu glauben. Er hat

mich oft gequält, wenn ich mit dem Pensum schon fertig war, bis er eine Zeile gekritzelt oder memorirt hatte, wie ich denn das anginge, es sei ganz unmöglich, daß ich das Alles so allein zusammen brächte. Das war mir zuwider, und da dacht' ich, ich wollt' ihn ein für allemal abspeisen, und ihm eins aufbinden, daß er's unterlassen sollt', mich wieder so dumm zu fragen ... Und da sagt' ich ihm ..."

„Nun? Was sagtest Du?" rief der Vater, da der Knabe stockte.

„... Ich sagte, daß ich es verstünde, den Teufel zu citiren ... der sei mir erschienen und habe mir einen spiritus familiaris gegeben, der mir alle Pensa mache und für mich memorire. Der dumme Bub' hats geglaubt und mich nicht mehr ausgelassen, ich sollte es ihm lehren, den Teufel zu citiren, denn er wolle sich nicht mehr so plagen und auch einen solchen spiritus familiaris haben. Um ihn los zu werden und weil mir seine Dummheit Spaß machte, sagte ich ihm, man müsse sich um Mitternacht auf zwei kreuzweise gelegte Besenstiele stellen und die erste Ode des Horatius an Mäzenas von rückwärts lesen, das sei die beste Beschwörungsformel ..."

Um die Lippen des Kanzlers zuckte ein Lächeln, das er zu unterdrücken Mühe hatte; er irrte kaum, wenn er in Gemüth und Art des Knaben etwas dem Seinigen Verwandtes bemerkte.

„Weiter hab' ich gewiß nichts gethan, Vater," fuhr Rudolph fort, „also kann ich wohl nichts dafür, daß der Fröschel es für Ernst genommen hat. Er hat wirklich in der Küche zwei Besen geholt und hat sich Nachts in's Refektorium geschlichen. Wie er dann anfing, den Hor[illegible] rückwärts zu lesen, hat ihn die Furcht angewandelt, er h[illegible]

geschrieen als wenn er am Spieß stecke, daß das ganze Collegium zusammenlief und daß er schier Krämpfe bekommen hat. Am andern Tag wurd' ich verhört und sollte Schläge kriegen, Vater, und weil ich das nicht litt und sagte, ich hätte keine Schläge verdient wegen der Dummheit eines Andern, da sagten sie, ich sei ein räudiges Schaf und schickten mich fort."

Das Lächeln Biener's wurde sichtbarer und mit unverhehltem Wohlgefallen sah er den Knaben an, dem bei der Erwähnung der ihm bestimmten Züchtigung das Blut in die Wangen gestiegen war, als sei er jeden Augenblick zu deren Abwehr bereit. „Es ist gut," sagte der Kanzler dann, „ich werde weitere Erkundigung einziehen, dann wirst Du weiter hören. In das Collegium kehrst Du übrigens nicht zurück; ich werde Dich zu den Benediktinern nach Salzburg bringen. Bis dahin bleibst Du hier und wirst unter meiner Aufsicht weiter studiren. Einstweilen wirst Du als Strafe für Deinen dummen Streich die Ode an Mäzenas in schönes Deutsch übertragen und bis morgen auswendig lernen. Jetzt geh' zu Bett."

Die Augen des Knaben leuchteten; er ergriff und küßte die Hand des Vaters. „Tausend Dank," rief er, „wenn ich nur nicht mehr in das Collegium zurück muß! Du sollst gewiß mit mir zufrieden sein — tausend, tausend Dank!"

„Es ist gut," lächelte Biener; „geh' zu Bett und citire keine Teufel mehr!"

Vergnügt eilte der Knabe hinweg und streifte hart an der alten Haushälterin vorüber, die im nämlichen Augenblick nicht minder rasch eintrat. „Excellenz," rief sie mit glührothem Angesicht und stemmte die vom Herdfeuer nicht

minder gerötheten, aufgeschürzten Arme in die Hüften, „Excellenz — wenn Sie sich nicht in's Mittel legen, geh' ich auf und davon! Seit sechs Jahren bin ich bei Ihnen und hab' das Regiment in der Kuchel und jetzt steht das Fräulein draußen am Herd und will mich verdrängen und nichts mehr gelten lassen! Das lass' ich mir nit gefallen!“

„Sei Sie nur nicht immer gleich obenaus, Frau Sepha!“ sagte der Kanzler. „Dem Mädchen ist das neu und macht ihr Vergnügen, also lasse Sie sie gewähren. Wenn Sie auch das Küchenregiment hat, muß Sie doch erlauben, daß meine Tochter einen Platz im Hause hat!“

„Ach Excellenz,“ rief die Frau weinerlich, „davon ist gar nit die Red'! Ich bin ja die geringste Person im Haus, aber es thut einem treuen Dienstboten weh, wenn man ihn verdrucken will ...“

„Es soll Ihr nit weh' geschehen, so lang Sie den Dienstboten nicht vergißt! Ruf' Sie mir die Fränzel, ich hab' mit ihr zu reden ...“

Die Alte kämpfte mit ihrem Groll und mit der Ueberzeugung, daß es ihr nichts nütze, sich von ihm leiten zu lassen. Sie wollte gute Saiten aufziehen und besann sich, wie sie das am Besten angehen könne, während Biener das Gespräch für beendigt hielt und sich allein glaubte. Er trat mit dem Schreiben der Jesuiten an den Schreibtisch und öffnete das geheime Fach, dasselbe hineinzulegen. „Wer weiß, wozu man es einmal gebrauchen kann!“ dachte er. „Die Patres haben offenbar nach einem Vorwand gesucht, meinen Sohn von sich wegzubringen. Malaspina hat geschwiegen — dessen bin ich gewiß: sollten sie ihn wider Willen ausgeforscht haben ...?“

Ein Geräusch veranlaßte ihn, sich umzuwenden; er sah,

daß Frau Sepha noch im Zimmer war und mit neugierig vorgestrecktem Halse seine Beschäftigung und das geheime Fach beobachtete. „Was macht Sie noch hier?“ fuhr er sie an. „Ich glaube gar, Sie will spioniren?“

„Um Gotteswillen, was denken Excellenz von mir!“ jammerte Frau Sepha. „Von mir aus können Sie zehn geheime Fächer haben, ich sehe nichts davon! So viel sollten Excellenz mich doch schon kennen, daß ich goldtreu bin und verschwiegen wie das Grab! Ich hab' ja nur noch fragen wollen, ob es nichts mehr zu besorgen gibt für heut' Abend — weil doch Samstag ist, Sie verstehen mich schon!“

„Nichts,“ sagte der Kanzler, „geh' Sie und rufe mir meine Tochter!“

Mit verbissenem Grolle entfernte sich die Frau, und nach wenigen Augenblicken trat das Mädchen ein. Sie war eine feine schlanke Gestalt, welcher das schwarze schmucklose Kleid sehr anmuthig ließ, wie auch das kleine nonnenhafte Häubchen nur dazu beitrug, die blühende Farbe des feingeschnittenen Gesichts, die reiche Fülle des blonden Haares und die geschmeidige Form des Nackens noch mehr hervorzuheben. Fränzel zählte eben sechzehn Jahre, und wenn sie die blauen Augen aufschlug, strahlte darin die Ahnung eines schlummernden Feuers, das nur des weckenden Athems bedurfte, nicht um in raschen Flammen aufzulodern, wohl aber um zur unauslöschlich glimmenden Glut zu werden. Das Mädchen stand auf der Schwelle der Jungfräulichkeit. Aehnliche Gedanken beschäftigten den Kanzler, als sie, nach seinen Befehlen fragend, vor ihn hintrat und mit glücklichem Lächeln zu ihm aufsah. „Du bist groß und hübsch geworden und brav!“ sagte er, ihr

die schöne reine Stirne streichelnd. „Ich habe auch schon erfahren, welch' eifrige Hausfrau in Dir steckt. Du hast Recht, aber nimm Dich in Acht und kränke die Alte nicht — Leute, die unter uns stehen, finden in Dingen ein Stachel, die für uns keinen haben. Du gleichest Deiner trefflichen Mutter so sehr: gleiche ihr auch darin, daß Du Niemand kränkst ... sie konnte aus der Welt gehen und mit Bewußtsein sagen, daß sie keiner Seele weh gethan! — Mein Leben ist seitdem sehr einsam geworden — nichts ist bei mir geblieben ... beinahe nichts, als die Arbeit und die grämliche Sorge! Du erinnerst mich an sie, Du bringst einen Schimmer dessen zurück, was diesen verödeten Räumen fehlt ... Du hast mir große Freude gemacht durch Deinen Besuch — ich danke Dir dafür!"

„Wie hätte ich ferne bleiben können," sagte Fränzel schmeichelnd, „nach Allem, was das Gerücht von Dir erzählte! Was hat man mir nicht Alles gesagt! Mit welchen Schrecknissen und Gefahren sah ich Dich umgeben — ich hätte vergehen müssen vor Angst, drum wollte ich Gewißheit haben und Dich selber sehen und hören ... Die hochwürdige Frau Mutter begriff und fühlte mein Leid, sie wehrte mir nicht zu gehen und so bin ich hier und sehe Dich gesund, wohlbehalten und vergnügt vor mir ... ach ich bin so glücklich darüber ... Und hat es Dir wirklich Freude gemacht, Vater, daß ich gekommen bin?"

„Ich will Dir einen Beweis dafür geben. Es ist heute der Tag, an welchem ich sonst Gäste erwarte ... möglich, daß das schlechte Wetter sie abhält, mögl[illegible] — wahrscheinlich sogar, daß die Besorgniß, in meiner [illegible]gen Lage mit mir zusammenzutreffen, das Ihrige dabei [illegible] — sie sollen wenigstens nicht sagen, daß der Wirth sa[illegible]ig war. Ich

habe Grund, die Sache geheim zu halten, — darum habe ich immer Alles selbst besorgt, was zu besorgen war: heute sollst Du es für mich thun. Gib dem Orte, gib der ganzen Anordnung den Schmuck, den nur eine Frauenhand zu geben weiß. Was zu geschehen hat, wirst Du an Ort und Stelle sehen — Du kennst kaum das alte Gewölbe, das an den Fallthurm stößt ... Du wirst Dich aber leicht zurecht finden. Hier ist der Schlüssel. In einiger Zeit komme ich selbst, um nachzusehen ..."

Mit freudiger Geschäftigkeit ergriff das Mädchen den Schlüssel und eilte aus dem Gemache, die gewundene Thurmtreppe hinab und durch einen schmalen dunkeln Gang an eine ziemlich breite spitzgewölbte Thüre, welche zu dem bezeichneten Gewölbe führte. Sie trat ein und blieb überrascht stehen, denn obwohl sie nur eine kleine Blendlaterne trug, reichte deren dürftiger Schimmer schon hin, dessen gänzlich verändertes Aussehen erkennen zu lassen. Früher hatte die düstere feuchtkalte Halle mit den mächtigen rauchgeschwärzten Quadern, mit dem schmutzigen und moosgrünen Pflaster nur zur Aufbewahrung von ausgeschossenem nutzlosem Geräthe gedient; jetzt war sie in einen angenehmen wohnlichen Raum verwandelt, der mit vertraulichem Ernste zum Verweilen einlud. In der Mitte hing an zierlicher Kette eine mehrarmige Lampe herab; Fränzel ließ selbe herunter, zündete sie an und betrachtete sich beim Scheine derselben das Gewölbe. Das Pflaster war blank gescheuert, daß die rothen Ziegelplatten sich lebhaft von den Strohmatten abhoben, die hie und da aufgebreitet waren. Von den Quadern und vom Gewölbe waren Rauch und Ruß verschwunden und hatten einem graugrünen Anstriche Platz gemacht, auf welchem die weiß gehaltenen Halbsäulen

und Gewölbrippen lebhaft vortraten. Ungefähr in der Mitte stand ein schmaler länglicher Tisch und einige Stühle, sämmtlich von etwas veralteter Form. Unweit davon in der Ecke war ein viereckiger steinerner Bau, der als Ofen diente und dessen ganze Gestalt erkennen ließ, daß er einmal eine ähnliche Bestimmung gehabt und als Schmelzofen gedient haben mochte. Auch eine zum größten Theile ausgefüllte Vertiefung des Bodens schien damit zusammenzuhängen. An den Wänden des Gewölbes waren hie und da kleine Gestelle und Aufsätze angebracht, und darauf allerlei Figuren, Gefäße, mitunter auch Bücher oder gelehrte Geräthschaften aufgestellt. Dazwischen hingen in sinniger Abwechselung Harnische, Helme und andere Waffenstücke der Ritterzeit und musikalische Instrumente verschiedener Art und Form.

Fränzel hatte schnell begriffen, was ihre Aufgabe war und daß es darauf ankam, den Ort für eine Versammlung von Männern zu schmücken, welche in demselben auf einige Stunden die Gegenwart vergessen und sich in andere Räume und Verhältnisse träumen wollte. Rasch waren die Stühle zierlich zurecht gestellt, der Staub von den Trophäen und Krügen entfernt und in dem Ofen ein lustig prasselndes Feuer angezündet, das an dem kühlen Abend das kühle Gewölbe doppelt behaglich erwärmte. Dann besann sie sich rasch, eilte die Gänge und Treppen wieder hinauf in das kleine Gärtchen hinter dem Schlosse und ließ sich durch Dunkelheit und Regen nicht abhalten, die Buchseinfassungen der Beete und diese selbst zu plündern. Mit dem erbeuteten kargen Vorrath an grünen Zweigen und Blumen flog sie in das Gewölbe zurück und hatte bald eine Anzahl von Kränzen und kleinen Gewinden fertig, welche sie um die

Deckel und Henkel der Krüge flocht. Die dunkelgrünen Blättchen, hie und da von einer Monatrosenknospe oder einer hellfarbigen Aster unterbrochen, bildeten eine sehr liebliche Zierde; Fränzel betrachtete mit Wohlgefallen, was sie zu Stande gebracht und war eben im Begriff, den Rest ihres Vorraths zu einem Gewinde um den Hängleuchter über dem Tische zu verwenden, als von der nach außen führenden Seite des Gebäudes her bestimmtes dreimal wiederholtes Pochen hörbar wurde. Fränzel stutzte, ging dem Schalle nach und stand bald einer eisernen Thüre gegenüber, welche sie zuvor in der Dunkelheit der Ofenecke gar nicht beachtet hatte. Sie war nur mit zwei eisernen Querriegeln verschlossen, welche, unter sich durch eine Stange verbunden, mit einem Hebel geöffnet werden konnten. Als sie sich diese Vorrichtung betrachtete, wiederholte sich das Pochen an der Thüre und eine angenehm klingende Stimme rief: „Aufgemacht! Es ist nicht lustig, hier in Regen und Wind zu stehen!“

Fränzel erwiederte nichts; sie wußte nicht, ob sie öffnen oder den Vater herbeirufen sollte, drückte und schob aber doch an dem Riegelhebel herum, bis dieser plötzlich nachgab, die Riegel klirrend zurückflogen und die Thüre aufging. Ein junger Mann im Mantel trat rasch ein, schüttelte den Regen von sich und vom Hute und rief: „Du mußt heute schon noch tauber sein als sonst, Schatzmann, wenn Du mein Klopfen ...“ Er vollendete nicht; erst jetzt hatte er sich umgewandt und sah Fränzel vor sich stehen, welche verlegen nicht wußte, was sie sagen sollte, und mit gehobener Laterne so dastand, daß deren voller Schein ihr auf Gestalt und Antlitz fiel. Der junge Mann hatte den alten Schatzmann, einen tauben Knecht, der sonst zu öffnen pflegte,

anzutreffen erwartet und war nun von dem Anblick des Mädchens nicht minder überrascht, als von der sanften gewinnenden Schönheit desselben. Beide blickten einander eine Weile schweigend und unverwandt an und wie die beiderseitige Befangenheit war auch das Wohlgefallen unverkennbar, womit sie sich betrachteten, denn der junge Mann mit seinem kühn geschnittenen bräunlichen Gesicht, tiefschwarzen Augen und Lockenhaar, mit der geschmeidigen rasch beweglichen Gestalt stand der hübschen Fränzel ziemlich ebenbürtig gegenüber. „Es wäre meine Pflicht," sagte er endlich etwas unsicher, „zu grüßen und mich zu entschuldigen — aber ich verstumme, denn trotz alles Sinnens fällt mir zu Gruß und Entschuldigung kein anderer Gedanke ein, als solche von Grab und Tod ...."

„Vom Tode?" flüsterte Fränzel, von dem anmuthigen Tone der Stimme und der feinen Art des Redenden noch mehr befangen.

„Ja," rief der junge Mann, „von Grab und Tod! Das Dunkel der Nacht, die Mühe und Unannehmlichkeit des Weges bis hieher — so mag wohl der Tod und all das sein, was ihm vorher geht, bis man an der dunkeln Pforte anlangt ... wie es aber sein muß, hinter derselben zu erwachen und den Lichtengel vor sich zu sehen, der uns aufweckt zu dem neuen Leben — das weiß ich gewiß, seit ich vor Ihnen stehe ..."

„Der Engel," erwiederte Fränzel, welche sich etwas zu sammeln begann, „ist seiner Sache nicht so sicher — er weiß nicht, ob er Recht gethan hat, die P[illegible] zu öffnen ..."

„Wie? Einem Geschiedenen die Pforte des [illegible]mels zu öffnen, könnte das jemals Unrecht sein?"

„— Wenn der Geschiedene den Himmel verdient, — sicher nicht ... Wozu aber wäre sonst der Pförtner da, als um Unwürdige fortzuweisen?“

„Wer wäre dem Himmel gegenüber nicht unwürdig? Das Verlangen, ihn zu verdienen, ist des Harrenden einziges Verdienst! Wollen Sie ihn fortweisen? Unmöglich ... kein seliger Geist wird aus der Seligkeit wieder zurückkehren in das, was er zuvor Leben genannt hat ...“

Fränzel's Verwirrung stieg wieder; sie stand mit niedergeschlagenen Augen da und glühte über und über, wie eine Pfingstrose. „In sein voriges Leben kann er auch nicht mehr zurück,“ fuhr der junge Mann fort, „das liegt hinter ihm, wie der gestorbene Leib, den er abgestreift hat — wenn Sie ihn vom Himmel zurückweisen, was bleibt ihm übrig, als eine Hölle qualvoller Erinnerung? Wollten Sie ihn wirklich in diese hinabstoßen? Wollten — könnten Sie das thun?“

„Ich denke,“ sagte eine männliche Stimme hinter dem Paare, „der Gestorbene, wenn er ein guter Christ ist, sollte wissen, daß es zwischen Himmel und Hölle einen dritten Ort gibt, ein zur Läuterung und Prüfung bestimmtes Fegefeuer — der Engel aber sollte an sein Pförtneramt denken, denn ein paar neu angekommene Todte klopfen eben wieder sehr lebendig an die Pforte ...“

Es war Kanzler Biener, der unbemerkt eingetreten und als er die Gruppe erblickte, überrascht und beobachtend stehen geblieben war. Beim ersten Laute seiner Stimme wandte Fränzel sich um und war, ohne ein Wort zu sagen, durch die Hauptthüre verschwunden; der junge Mann brachte nur ein betroffenes „Excellenz“ hervor, während Biener ihn auf die Schulter klopfte und zugleich daran ging, die

vor der Eisenthüre Stehenden einzulassen. „Nun," rief er lachend, „mein neugebackener Herr Regierungsrath — Sie haben sich ja mit meiner Tochter in ein ganz metaphysisch-theologisches Thema vertieft!"

„Ihre Tochter ...?"

„Allerdings, Signor Malanotte, meine Tochter Fränzel — bis heute ein frommer Zögling der frommen Augustinerinnen in Hall ..." Das Eintreten anderer Gäste hinderte ihn, weiter zu fahren und gab Malanotte Gelegenheit, sich zu sammeln. Die Ankommenden, etwa neun oder zehn an Zahl, waren meist ältere Männer, sämmtlich in Mänteln und tief hereingeklappten Hüten, darunter in der einfachen kleidsamen Bürgertracht jener Zeit. Sie grüßten den Kanzler, der Jedem die Hand entgegen streckte, mit Herzlichkeit, durch welche eine gewisse Ehrerbietung durchblickte. „Ha," rief Biener dem Letzten zu, einem großen starken Manne mit rothem munterem Gesicht, „Doktor Wardtelius macht den Beschluß! Ist das Zufall oder Anspielung, daß der Medicus immer angerückt kommt, wo es zu Ende geht?"

„Schon wieder kaustisch, epigrammatisch und sarkastisch, amicissime?" entgegnete der Angeredete. „Man wird wohl thun, das zu unterlassen, sonst möchte sich die Arzneikunde rächen, falls man einmal selbst in extremis angelangt sein wird!"

Biener sah ihn schweigend und wie betroffen an. „Du sprichst vielleicht als Prophet," sagte er, „denn mir ahnet oft, als sollte es mit mir einmal schnell von hinnen gehen!"

„Was?" antwortete lachend der Arzt. „So sieht man aus, wenn man auf ein rasches Ende eine Anwartschaft

haben will! Ich sehe wohl, man hat congestiones in der Einsamkeit — davon kommt diese melancholische Anwandlung! Man beruhige sich aber, denn man hat ganz und gar keine complexionem apoplecticam ..."

Der Kanzler erwiederte nichts; er suchte den unangenehmen Hauch, der ihm wie unwillkührlich entgegengeweht hatte, dadurch zu vermeiden, daß er die Gäste einlud, sich zu setzen und einem in der Ecke lehnenden Knecht in großer weißer Schürze befahl, die Becher zu füllen. Es war eine magere, aber sehnige Gestalt, mit gutmüthigem Gesicht und jenem etwas nachdenklichen Wesen, welches häufig Leuten eigen ist, denen wie ihm wegen Taubheit ein großer Theil der Außenwelt verschlossen ist. Der Knecht verstand den Wink des Gebieters; rasch war das in der Ecke neben dem Ofen lagernde Faß aufgespundet und angezapft und kräftig duftendes Bier schäumte über den Rand der Krüge. Der Knecht stellte sie den Gästen hin und nickte ihnen lachend zu, sie sollten zulangen; bei dem Umstande, daß er nichts hörte, also selten zu antworten veranlaßt war, hatte er sich auch das Reden beinahe völlig abgewöhnt. „Der Schatzmann will zum Trinken ermuntern," sagte Biener, „seine Geberde soll das Getränke loben, an dem er selber mitgebraut hat. Er hat Recht, meine Freunde — das ist Bier vom Büchsenhause; aus der Brauerei, die ich selbst errichtet habe und deren Aufschwung mir sehr am Herzen liegt. Versucht einmal und gesteht, daß ein solcher Trank wohl der Mühe und des Nachsinnens lohnt und daß man ihm eine große Zukunft nicht absprechen kann — natürlich erst dann, wenn der Friede den Menschen Zeit und Kraft lassen wird, an mehr als den nothdürftigen Unterhalt und an die Vertheidigung zu denken ... Ich will die alte deutsche Sitte

üben und es den Gästen dieser Halle zum Gruße zubringen — zu zweifachem Gruße, da ich nicht denken konnte, Sie so bald und zahlreich hier zu sehen..." Biener stieß mit seinem Kruge an denen der Andern an; diese thaten dasselbe unter sich, kosteten und lobten den Trank, Doktor Wardtellius aber rief: „Und welche symptomata hat man, die zu einer so schlimmen Prognose berechtigten? Es ist die Aufgabe und der Stolz dieses Cirkels, daß wir uns über die gemeinen Vorurtheile der Menge erheben und erhoben fühlen — dazu hätten wir kein Recht, wenn wir nicht auch edler denken als die gemeine Menge. Der Glaube an einen Freund ist bei uns nicht so leicht zu erschüttern und selbst im Unglück und im Unrecht würden wir ihn nicht im Stiche lassen..."

Biener streckte dem Doktor die Hand entgegen und wollte etwas erwiedern, allein er kam nicht zum Worte. „Man schweige!" fuhr Wardtell fort. „Noch eh' dieser traurige Krieg ausbrach, haben einige edle deutsche Fürsten ad exemplum der welschen Akademieen die edle „fruchtbringende Gesellschaft zum Palmbaum" gestiftet, damit deutsches Wesen, deutscher Sinn und deutsche Art nicht von dem hereindrängenden Ausland überwuchert werden sollten. Die edlen Herren von Anhalt und Weimar, die Werder und Teutleben haben wohl nicht gedacht und auch nie erfahren, daß der Palmbaum seine Wurzeln so weit erstrecken und in den Tirolerbergen einen Ausläufer treiben sollte. Und doch ist es geschehen, und wenn der kleine Schößling auch in unserm unwirthlichen Klima kein Palmbaum werden konnte und in den Drangsalen und Kriegsläufen nur ein kümmerlich Leben geführt hat, so ist das doch anders geworden, als Kanzellarius Biener in's Land kam. Die wenigen zerstreuten

Mitglieder haben sich gar bald um Dich gesammelt, Du hast uns hier in aller Stille und heilsamen Verborgenheit ein Asylum bereitet. Du bist unser ‚Sprossender,‘ unser ‚Unverdrossener‘ — unser Vorstand, und mit Recht, denn erst durch Dich ist uns diese Zuflucht eröffnet worden, wo wo wir unbekannt und darum unbehelligt von Neugier, Mißgunst und Verdacht aller Art ein Stündlein Alles vergessen können, was man in schweren Zeiten auf dem Herzen hat: wo wir nicht mehr die Leute sind, wie draußen in der Welt, sondern nur Menschen, einig und glücklich in der Verehrung und Pflege eines gemeinsamen Heiligthums! . . .“

Der Doktor hielt inne, denn er mußte Athem schöpfen. „So,“ sagte er dann, seinerseits Biener die Hand bietend, „nun hab' ich meinen Sermon gehalten; nun merke man sich's und komme uns nicht wieder mit solchen Phantasieen und Hallucinationen!“

„Gut denn,“ sagte Biener, dem Doktor und den andern Gästen freundlich zunickend, „meinen herzlichen Dank für so viel Freundschaft und Liebe . . . ich will dessen eingedenk sein . . . Laßt uns denn den Brauch der Stiftung befolgen und sehen, was wir Neues niederlegen können am Fuße der heiligen Palme. Wer hat etwas mitgebracht? Wer will den Reigen eröffnen?“

„Wenn Niemand Besseres hat, will ich wohl den Anfang machen!“ sagte nach einem kurzen Schweigen ein Mann in mittleren Jahren mit glattem Gesicht und lang herabfallendem Scheitelhaar. Es war Christoph Schorer, der Maler. „Ich habe von erzfürstlicher Durchlaucht den Auftrag, für die im Bau begriffene Jesuitenkirche ein paar Altarblätter zu malen, einen Schutzengel und ein Mutter=

gottesbild. Der Bau rückt zwar tüchtig vorwärts, aber es wird wohl noch geraume Zeit dauern, eh' die Bilder an Ort und Stelle kommen... Indeß hat es mir doch schon jetzt keine Ruhe gelassen — ich glaube einen guten Einfall gehabt zu haben und möchte wohl von der Palme hören, ob die Freunde derselben Ansicht sind, und wie Ihnen diese Farbenskizze der Gottesmutter gefällt..."

Er rollte ein Blatt auseinander und ließ es in der Runde herumgehen und von allen Seiten wurden Bemerkungen des Beifalls und des entschiedensten Lobes laut. „Der Entwurf ist schön," sagte Biener, „sehr schön und wird in gelungener Ausführung noch wirksamer vortreten! Das ist ein ächt deutsches Marienbild — keine italienische Madonna ... so kann ein deutsches Gemüth sich die Gottesmutter vorstellen und sich zu ihr erheben! Das ist Dürer's trefflicher Weg, das ist, als wäre es durch den Pinsel des edlen Lukas Kranach entstanden: — Ihr kennt doch Alle das Bild, das weiland Herzog Leopold vom Herzog von Sachsen zum Geschenk erhalten und das ein Kleinod des fürstlichen Hauses bildet. Diese Maria ist zwar ganz anders, aber doch auf's Innigste mit jener verwandt ..."

Die Anwesenden stimmten bei, nur Malanotte, der sonst gern mitsprach über Dinge der Kunst, war und blieb schweigsam. „Nun, Malanotte," rief ihn Biener an, „warum so stumm? Wäre das nicht eine stattliche Gelegenheit, eine Lanze einzulegen für die italienische Kunst? Wie steht es mit der begonnenen Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem? Dietrich vom Werder wartet schon lange auf seinen Nebenbuhler: bekommen wir nicht bald etwas davon zu sehen?"

„Die Arbeit ist schwierig und rückt nur langsam vor,"

erwiederte Malanotte, „ich werde noch lange auf Nachsicht Anspruch machen müssen. Ich bin noch tief im ersten Gesang."

„Sieh doch," lachte Biener mit Beziehung, „ich dachte, Sie wandelten schon mitten in Armida's Zaubergarten! Doch — was haben wir noch zu vernehmen? Wenn sonst Niemand etwas zu bringen hat, möchte ich den Freunden ein Lied von Martin Opitz, dem neuen schlesischen Dichter, mittheilen, das vielleicht noch Manchem unbekannt ist. Es eignet sich wohl für einen heitern Kreis und ist überschrieben ‚Guter Entschluß.‘

„Ich empfinde fast ein Grauen,
„Daß ich Plato, für und für
„Bin gesessen über Dir:
„Es ist Zeit, hinaus zu schauen
„Und sich bei den frischen Quellen
„In dem Grünen zu ergehen,
„Wo die schönen Blumen stehen
„Und die Fischer Netze stellen!"

Das Lied fand allseitigen Anklang, und als der Vorlesende schloß:

„Bitte meine guten Brüder,
„Auf Musik und auf ein Glas:
„Nichts, dünkt mich, schickt sich so baß
„Als gut Trunk und gute Lieder!
„Lass' ich gleich nicht viel zu erben,
„Ei, so hab' ich edlen Wein —
„Will mit Andern lustig sein,
„Muß ich gleich alleine sterben!"

war die Heiterkeit allgemein; man wiederholte lachend und beifällig den Schlußreim und stieß mit den Krügen an.

„Ein heiteres Lied!“ rief der Doktor. „Es kommt vom Herzen und geht zum Herzen!“

„Es ist etwas Wahres in dieser Bemerkung!“ entgegnete Biener. „Dennoch kann ich mich eines gewissen Gefühls der Gesuchtheit nicht erwehren. Mir schwebt immer unwillkührlich der Nachhall unseres verschollenen deutschen Volksgesangs vor der Seele. Er ist verloren gegangen, wie unsere alte deutsche Baukunst von der geputzten welschen Weise verdrängt wird, die sich überall breit macht. Dagegen gehalten kommt mir dieser neue Schlesier etwas gezwungen vor und doch ist ein Hauch zum Bessern in ihm: es ist doch ein Ansatz, der steifen Meistersängerei vollends ein Ende zu machen und noch mehr der verwünschten lateinischen und gelehrten Poeterei — von der wir auch in Innsbruck nicht weit nach Beispielen zu suchen brauchen!“

„Ja ja, wir kennen einen solchen!“ lachte Wardtell. „Das Carmen de porta Claudia ist ein Prachtstück davon!“

„Das nimmt mir fast den Muth!“ sagte ein kräftiger Mann mit silberweißen glatten Haaren. „Ich hatte mir vorgenommen, heute auch etwas zum Besten zu geben, aber es ist etwas aus der steifen Meistersängerei, wie der Herr Kanzler die edle Kunst benennt!“

„Das darf Sie nicht abhalten, Meister Godel!“ entgegnete dieser. „Mein Urtheil galt der Richtung im Ganzen — was der Einzelne in sie zu legen vermag, wird dadurch nicht berührt und ist immer willkommen.“

„Als ich ein junger Gesell war,“ begann der Meister wieder, „hat mich mein Vater in die alte freie Reichsstadt nach Nürnberg geschickt, um mich in der edlen Gießerei

auszubilden. Die war damals in Nürnberg höher gebracht worden, als irgend anderswo, durch Peter Vischer und Labenwolf, und wenn die Meister auch schon eine gute Weil' todt waren, als ich hinkam, so hatte sich die Kunst und die Uebung doch noch erhalten und war immer noch was Tüchtiges zu lernen. Hab' aber trotzdem noch Zeit genug gefunden, mich auch sonst umzuthun in der edlen Stadt und auch in die Aegidikirche zu gehen, wo die Meistersänger zusammenkamen und zuzuhören, wie sie in allerlei Tönen gar zierlich sangen und wie die Merker aufhorchten und es rügten, wenn was an dem Gebäu fehlte, oder an den Stollen und Gesätzen, oder wenn nicht der rechte Abgesang gebraucht war. Freilich kam ich auch da nur noch so zum Nachtrag, denn der Schuster Sachs war schon ein dreißig Jahr zuvor gestorben und waren nur Stümper und Nachahmer übrig geblieben. Dennoch gefiel mir die Sache, ich lernte das Versmachen auch so vom Abhören, studirte die Tabulatur und hab' es auch versucht, hie und da eine Bar zusammenzureimen. Da ist mir neulich, wie ich in alten Schreibereien krame, so ein altes Blatt in die Hand gekommen — und es war besonders damit! Sind auch fast ein vierzig Jahre darüber hingegangen, daß ich das Ding niedergeschrieben hab', es ist mir doch vorgekommen, als wäre ein frisch gebliebener Kern darin. Hab's darum mitgenommen und will's vorlesen, als eine Prob', wie man zu meiner Jugendzeit gesungen hat. Es ist im blüthenweißen Schlehenton des Hans Volz gemacht und heißt:

„Ein Jeder übt der Liebsten Preis,
„Drum rühm' ich auch nach Gießerweis'
„Wohl meine Viel-Holdinne:

„Ihre Schönheit ist das gülden Erz,
„Die Form zum Gießen ist mein Herz,
„Schmelzfeu'r ist meine Minne!

„Das Erz, ein reicher Bronnen,
„Die Form stets neu ausfüllt:
„So hab' ich stets gewonnen
„Von ihr ein neues Bild —
„Da gilt es wohl, sich eilen
„Mit Meisseln und mit Feilen,
„Die blanken Bilder aufstell' ich all': —
„Mein Leben das ist die Bilderhall'!"

„Schön, alter Erzgießer!" rief der Doktor und schüttelte dem Alten die Hand. „Das hat wirklich einen Zug und Klang, daß man ordentlich meint, man sieht den hübschen Gesellen am Gießofen stehen und spürt die Glut von dem herausbrechenden Erzstrom!"

„Ja," rief Biener in den Beifall der Uebrigen, „das ist Meistersingerei in der Form, aber innerlich gemahnt es wie ein ächtes unverkünsteltes Volkslied! Schwebt es mir doch vor, als habe ich in meiner Heimath schon etwas Aehnliches gehört. Dort, in der Oberpfalz, ist der ganze Boden eine Erzgrube und an Hämmern und Schmelzhütten ist kein Mangel... Ganz recht; ich entsinne mich jetzt ganz genau:

„Die Fürstin reit' vorüber
„Beim Schmied im grünen Wald:
„Der schürt und zieht den Blasbalg
„Und hämmert mit Gewalt!

„O Fürstin, schöne Fürstin,
„Reit' immer achtlos zu,
„Der das Lodern gilt und Klingen,
„O Fürstin, das bist Du!

„Und kenntest Du das Herze,
„Das lodert und klingt dabei,
„Du rittest nicht so achtlos
„Beim Schmied im Wald vorbei!“

Das Lied gefiel entschieden; der Erzgießer Godel ließ es sich nicht nehmen, dasselbe in seine Brieftasche aufzuzeichnen. Biener mußte es wiederholen, that es aber mit sichtbarer Zerstreuung, denn ein kleines, nur von ihm bemerktes Ereigniß nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Schräg über von dem Tische, halb durch eine Säule verborgen, befand sich eine runde Fensteröffnung, welche die Wendelstiege des anstoßenden Thurms mit einigem Licht versah und zugleich dazu diente, dem Rauche oder Dunste einen Abzug zu gestatten. Trotz der halb erblindeten Verglasung war es Biener bei einem zufällig dahin gewendeten flüchtigen Blick nicht entgangen, daß sich hinter dem Fenster etwas bewege. Er sah schärfer hin und erkannte die Umrisse einer in dunkles Gewand gehüllten weiblichen Gestalt. „O weibliche Eitelkeit und Neugierde!“ dachte er lächelnd, denn er vermuthete, die Gestalt sei Fränzel, die sich zurückgeschlichen, um die Versammlung und wohl auch den von ihr Eingelassenen zu beobachten, der so unverkennbaren Eindruck auf sie gemacht hatte.

„Und wie ist es mit unserm jungen Freunde Steiner?“ rief er dann, sich abwendend einem schlanken ältern Manne mit braunem Krauskopfe zu. „Was hat uns Meister Merz von dem trefflichen Geigenmacher zu berichten, der mir ganz dazu ausgerüstet dünkt, den Namen Absam einmal in der ganzen Welt berühmt zu machen?“

„Ich bin die letzte Zeit her,“ antwortete Merz, „gar sehr in Anspruch genommen gewesen; die Orgel für die

Kirche zu Telfs ist im ganzen Eingeweid' fertig; es geht nun an den Kasten und bald an die Aufstellung. Drüber hab' ich nicht Zeit gehabt, Jakob in Absam zu besuchen, aber was ich von ihm höre, ist beruhigend. Die Schwermuth, die über ihn, der Himmel weiß wie und warum, gekommen war, ist wieder gewichen, er arbeitet wieder und hat seine Lieblingsgedanken wieder aufgenommen. Er will zu Amati nach Cremona und sehen, ob er ihm seine Kunst ablernen und dadurch vielleicht seine eigenen Geigen noch verbessern kann!"

„Daran thut er sehr recht," rief der Doktor, „die Veränderung und die neue Beschäftigung und die weiche italienische Luft wird diese Schwermuth schon verbannen, die doch nichts ist, als die Ueberkraft des Talents, das in dem jungen Mann den Ausweg noch nicht finden kann. Ich stimme bei, an dem Jakobus Steiner wird man Großes erleben: er hat auch den besten Theil erwählt! Von allen Künsten ist es doch die edle Musika, die am geradesten losgeht auf das menschliche Herz und die darum auch die meiste Macht hat über die Herzen!"

„Ich möchte das doch nicht so allgemein sagen!" bemerkte Biener. „Die Macht einer Kunst zeigt sich durch ihre Wirkung: die Wirkung aber ist abhängig von der Empfänglichkeit dessen, auf den sie wirken soll! Die Empfänglichkeit aber ist wieder Verständniß und das Verständniß Bildung. Ein tiefsinniges Gedicht, ein schönes Bildwerk hat darum keine geringere Macht, weil sie nicht für Alle gleich verständlich sind — die Musik wirkt allgemeiner, aber nicht tiefer! ..."

„Ihr Wort in Ehren, Herr Kanzler," sagte Orgelmacher Merz, „aber die Musik hat doch eine gar wunder-

bare Macht! Ich habe das selbst erlebt und mit angesehen mit einem ganz einfachen unscheinbaren Lied, oder vielmehr mit seiner Weise, denn das Lied selber war eigentlich nicht viel mehr, als ein Spruch. Es war das vor ungefähr dreizehn Jahren; ich war damals noch Gesell und auf die Wanderschaft gegangen nach Wien, um die Orgel von St. Stephan zu sehen. Wie ich aber nach Oberösterreich kam, konnte ich nicht weiter und wurde von den rebellischen Bauern aufgehalten. Die waren aufgestanden gegen Kaiser Ferdinand, weil sie nicht wieder wollten katholisch werden. Der Kaiser hatte es dem Kurfürsten Max von Bayern übertragen, die Ketzer zu bändigen; die Bauern aber waren zu vielen Tausenden beisammen und hatten gerade die Bayern unter dem General Lindlo im großen Pramwald geschlagen, daß fast kein Mann davongekommen war. Alles, was des Wegs kam, wurde angehalten, damit sie nicht sollten verrathen werden und so ging's auch mir und wenn ich nicht wollte für einen Spion gehalten und aufgehängt werden, mußt' ich mich fügen und mit den Bauern ziehen. Da hab' ich ihre Art und Weise kennen gelernt, und ihre Commandanten, den Wiellinger, den Madlseder und Holzmüller und auch den Studenten, von dem Niemand gewußt hat, wer er ist und wie er heißt und wo er hergekommen ist. Das war ein ganz besonderer Mensch, schön und groß und ernsthaft, daß man wider Willen an's Hutabnehmen dachte und doch wieder so leutselig und gut, wie ein unschuldiges Kind. Er muß auch geistlich studirt haben, denn jeden Tag hat er den Bauern gepredigt wie der beste Pfarrer und hat ihnen das Lied gemacht, das ich meine, und die Weise dazu. Die ist ganz einfach gewesen und man hätte beim ersten Anhören nicht glauben sollen, daß

sie solche Gewalt hat, — ich hab's aber gesehen, wie der Pappenheim bei Eferding gegen die Bauern angerückt kam. Anfangs waren sie wohl ein bischen verdutzt von dem vielen wohlausgerüsteten Kriegsvolk: dann aber fingen sie das Lied zu singen an und stürzten wie die leibhaftigen Teufel auf den Feind, als wenn's zum Tanz ginge. Vier Stunden hat das Morden gedauert; an die fünftausend Bauern, Männer und Weiber, sind auf dem Schlachtfeld gelegen, todt oder verstümmelt, aber es hat keins um Pardon gebeten und Alle ließen sich hinmetzeln und todtschlagen, unter dem Singen und Summen von dem Lied. Ich vergess' es nicht mein Leben lang und habe mit zugesehen, wie der Wiellinger ist hingerichtet und auf's Rad geflochten worden, mit dem Lied im Mund ist er gestorben ..."

„Schrecklich!" murmelten die Freunde; Biener aber rief: „Ich kann nicht zugeben, daß das die Wirkung des Liedes als Musik war: es war die dadurch hervorgerufene Vorstellung und Begeisterung, was die Unglücklichen stärkte!"

„Auch muß ich," entgegnete der Erzgießer Godel, „für meine Kunst das Wort nehmen, daß sie in dieser Hinsicht nicht weniger vermag, als die Musik. Wir ältern Innsbrucker Alle wissen noch, wie unter Erzherzog Maximilian, dem Deutschmeister der Sektirer Paul Löderer von Mieders ist geköpft worden auf dem Innsbrucker Stadtplatz. Ich hab' ihn selber gekannt, den armen Menschen, und weiß, daß er ein kleines Cruzifix gehabt hat, nicht größer als eine Hand; das war von Erz und war ein kleines, aber gar anmuthiges und frommes Bild. Der Löderer hat das Cruzifix einmal im Wald gefunden, wo es vielleicht wie lang schon gelegen ist und wie er ein tiefsinniger skrupulanter Mensch war, hat er sich eingebildet, das Cruzifix

rede mit ihm und trage ihm auf, er müsse die sündige Menschheit zum Gebet und zur Keuschheit bekehren. Er ist dabei geblieben, wie sie ihn eingefangen haben, und hat mit dem Kreuz in der Hand geredet bis zum letzten Augenblick und ist damit ganz glückselig zum Schaffot hinaufgestiegen . . ."

Auch das war ohne Zweifel nicht die Kunstwirkung des Gebildes, sondern die Begeisterung des Gemüths, die sich dasselbe gewissermaßen zum Zeichen erkoren hatte. Die ächte Wirkung aller Kunst muß sein, daß sie den Künstler und Alles veredelt, was sich mit ihr beschäftigt. Wenn man die Menschheit schon oft mit einem Baume verglichen hat, so ist die Kunst die Blüthe an dem Baum, die zwar abfällt, um der Frucht Platz zu machen, aber jedes Jahr wiederkehrt . . ."

„Das Gleichniß behagt mir," sagte Doktor Wardtell, „denn wie man an der Blüthe das Wesen und die Art einer Pflanze erkennt und unterscheidet, läßt sich aus der Kunstblüthe eines Zeitraums darauf schließen, ob und was er innerlich getaugt hat!"

„Sehr wahr!" fuhr Biener fort. „Die Alten haben gesagt —

didicisse fideliter artes
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Das heißt in unserer Sprache und in unserm Sinne: vor der ächten Kunst muß die Rohheit und die Gemeinheit, der Unglaube und der Aberglaube weichen. Sie macht den Menschen und das ist Alles, denn der beste Mensch ist auch der beste Christ! Sie wird es dahin bringen, daß die Hinrichtung eines wahnbethörten Schwärmers ebenso unmöglich ist, als eine Eferdinger Bauernschlacht!"

„Eine ferne, ferne Zeit!“ sagte der Doktor seufzend.

„Und wäre sie noch so ferne, sie wird kommen! Der unscheinbare Same, zu guter Stunde in gutes Erdreich gelegt, wird einmal zum länderüberschattenden Baume! — Sehen wir um uns! Der Ort, an dem wir uns befinden, gibt einen Beleg dafür. Ueber hundert Jahre sind es, seit Gregor Löffler, der berühmte Stückgießer und Büchsenmeister weiland des edlen Königs Maximilian sich hier, in der Nähe der Weiherburg, wo der König so gern gehaust, diesen waldigen Bühel kaufte und sein Gießhaus erbaute. Hier sind die Stücke und Falkonete gegossen worden, die er von der Ehrenberger Klause so herzhaft herabdonnern ließ; hier sind die Glocken entstanden, die durch das halbe Land Tirol läuten — hier hat Löffler mit dem Vater unseres Godel die Königsbilder geschaffen, die bei den Kapuzinern um das Grabmal seines Herrn und König stehen! — Wie hat Alles seitdem sich verändert! Das Gießgewölbe ist eine friedliche Halle geworden und statt des glühenden Erzes strömt uns aus dem Schmelzofen erquickender Trank — aber was ein treuer, kunstbeseelter Wille hier geschaffen, das besteht noch! Wer weiß, wie nach hundert und hundert Jahren diese Halle sich umgestaltet hat! Vielleicht ist sie ganz von der Erde verschwunden! Aber mag sie es sein — der Gedanke der Humanität, dem wir in ihr gedient, er wird nicht mit diesem Gewölbe zerstieben, und was hier verschwiegen verhandelt wurde, wird einmal offen über die Berge donnern und läuten! Aber das ist der Lohn, den nur treue Hingebung erreicht, wie das alte didicisse *fideliter* artes lehrt! — Doch es ist Zeit zum Aufbruch und wir wissen nicht, ob und wann wir uns wieder finden im Schatten des Palmbaums — beim Schei=

den wollen wir drum das „fideliter" als Wahlspruch mitnehmen und an der Treue halten bis zum Ende!"

Dem erhobenen Becher des Kanzlers begegneten anstoßend die Krüge der Freunde und ein einstimmiges „fideliter" tönte von ihren Lippen. Dann entfernten sie sich Alle schweigend und stille, wie sie gekommen waren.

An dem Fenster hinter der Säule rauschte Gewand und eine Gestalt huschte hinweg.

Siebentes Kapitel.

Entscheidung.

Von der Pfarrkirche zu St. Jakob kam ein langer festlicher Zug herangeschritten; rothe reichvergoldete Kirchenfahnen auf hohen kreuzgeschmückten Stangen ragten über die andächtige Menge hin, die sich in schöner Ordnung paarweise durch die ganze Pfarrgasse über den Stadtplatz an der alten Burg Herzog Friedel's mit der leeren Tasche und ihrem goldenen Dache vorüberschlängelte und mit der Spitze bereits das von Herzogin Claudia neu erbaute Regierungs-Gebäude erreicht hatte. Voraus schritten einige bewaffnete Bürger mit den Hakenbüchsen auf der Schulter; hinter ihnen folgte ein Ministrant in weißem Chorrock, der ein großes bekränztes Cruzifix trug. Daran reihten sich einige Patres Kapuziner und Franziskaner in ihren braunen und röthlichen Kutten, eine Reihe ernster Gestalten mit weißen, rothen und schwarzen Bärten, kahl geschornen Scheiteln und theils wohlgenährten, theils bleichen und eingefallenen Gesichtern. Dann kamen die Zünfte mit ihren Standarten und den dazu gehörigen Gesellen und Meistern, nach ihnen die Bruderschaften in Kutten und Skapulieren von verschiedenen Farben; zum Schlusse eine große Anzahl von Büßern mit schwarzen Röcken und schwarzen über den Kopf

gezogenen Kapuzen, in denen nur ein paar Löcher für die Augen frei gelassen waren. Sie trugen sämmtlich rothe brennende Kerzen in der Hand und schritten neben dem Thronhimmel her, unter welchem der Pfarrer im Rauchmantel das Sanktissimum trug, umgeben von der Pfarrgeistlichkeit. Hinter dem Himmel kam der Bürgermeister mit einigen Räthen in der schwarzen Amtstracht, mit steifer großer Halskrause und sammtverbrämtem Atlasmantel. Auch sie trugen Kerzen und waren wieder von einer Abtheilung bewaffneter Bürger umgeben, welche die regellos nachdrängende fromme Menge zurückhielten. In das laute Gebet mischten sich die getragenen Töne eines mit Posaunenstößen begleiteten Chorals und das feierliche Geläute der Glocken von allen Thürmen der Stadt.

Am Stadtplatze und die Straßen entlang stand zahlreiches Volk, mit entblößten Häuptern mitbetend. Beim Vorüberziehen des Allerheiligsten stürzten die Andächtigen sich in die Kniee, schlugen sich an die Brust und machten wiederholt das Kreuzzeichen auf die Stirn. Am ärgsten war das Gedränge an der Ottoburg, wo das Innthor die Brücke abschloß und seitwärts die Stadtmauer sich gegen den Innrain hinabzog. Ehe man dahin kam, an der Ecke der Ballhausgasse, stand Sekretär Henrici mitten unter dem Volke, ebenfalls barhäuptig und betend, dennoch schien seine Andacht keine reine und ungetheilte zu sein. Wer ihn beobachtet hätte, dem würde nicht entgangen sein, daß er von Zeit zu Zeit heimlich und wie verstohlen in die Gasse hineinblickte. Im nämlichen Augenblick, als der Thronhimmel eben vorüberzog, war von der Judengasse her eine Mädchengestalt herangekommen und hatte sich hinter dem andrängenden Volke aufgestellt, indem sie mit beson-

derm Eifer, aber nicht zu verkennender Ungewohntheit dessen andächtige Geberden nachzumachen bemüht war. Das Mädchen schien Niemand um sich herum zu beachten; dennoch hatte bei ihrer Ankunft ein flüchtiger Blick nach dem Standorte des jungen Mannes hinübergestreift, und obwohl sie einen dichten schwarzen Schleier über dem Kopfe trug, hatte dieser sie augenblicklich erkannt. Mädchenhafte Glut schlug in seinem Antlitz empor; er gab sich aber den Anschein, als habe er nichts bemerkt und blieb ruhig stehen, bis das laut betende Volk im breiten Strome daher kam. Jetzt machte er einige Schritte, um sich auch unter die Menge zu mischen, und kam dadurch unmittelbar hinter das Mädchen zu stehen. „Jetzt!“ flüsterte er derselben zu; sie schrak zusammen, raffte sich aber schnell auf und überließ sich dem vorbeiwogenden Strom. Wie zufällig folgte ihr Henrici, wußte es aber immer so zu halten, daß er sich nur einige Schritte hinter dem Mädchen befand, ohne daß Jemand im Stande war, ein zwischen Beiden bestehendes Verständniß zu bemerken. So zog die Prozession durch das Innthor an der paradirenden Wache vorüber auf die Brücke und bog von dort nach der untern Innbrückenstraße ein, den Häusern und Hütten von Sankt Nikola entgegen. Dort, an einer etwas freiern Anhöhe unweit des Sondersiechenhauses stand eine kleine unscheinbare Kapelle, welche das Ziel des andächtigen Zuges war. Vor siebenundzwanzig Jahren, als die Pest mehr als den zehnten Theil der Einwohnerschaft dahingerafft hatte und Alles in Jammer und Entsetzen aufgelöst war, hatten einige fromme Gemüther ihr besonderes Zutrauen zu dem Heiligen des unscheinbaren Kirchleins gefaßt und ihre Zuversicht war belohnt worden. Sie blieben verschont oder wurden gesund; dadurch wurden immer mehrere

zu gleicher Verehrung angeeifert und als kurze Zeit darauf die verheerende Krankheit völlig erlosch, verband sich eine große Anzahl frommer Geretteter, alle Jahre am Tage dieses Erlöschens in feierlicher Prozession für die wirksame Fürbitte des Heiligen zu danken.

Vor der kleinen Kapelle angekommen, dehnte und drängte sich der andächtige Zug mit seiner Begleitung in möglichst weitem Halbkreise herum; Alles war bedacht und bemüht, einen recht nahen und günstigen Platz bei der beginnenden gottesdienstlichen Feier zu erhalten. In diesem Gewühle gelang es Henrici, völlig unbeachtet dem Mädchen im Schleier seinen Arm zu geben und rasch mit ihr in ein Seitengäßchen zu treten, das vollständig einsam war und worin seitwärts eine Gruppe mächtiger Kirschbäume dicht genug stand, um sie vor den Augen eines etwa Vorübergehenden zu verbergen. Die beiden jungen Leute vermochten nicht zu sprechen, als sie allein waren; das Mädchen schlug den Schleier zurück und sank wortlos an die Brust Henrici's, der sie innig aber schweigend an sich preßte.

„O Sarah ...“ — „O Karl ...“ war Alles, was von den Lippen des erregten Paares zitterte.

„Es ist erreicht!“ rief endlich der Jüngling. „Welches Glück! Ich halte Dich in meinen Armen, ich drücke Dich ganz und für immer an meine Brust, Du bist mein! Aber Du, Sarah — Du weinst? Bist Du nicht auch glücklich, endlich mir anzugehören?“

Sarah lehnte an seiner Brust; sie weinte, aber sie schwieg.

„Gereut Dich Dein Entschluß?“ fragte er mit zärtlicher Besorgniß.

Sie blieb in ihrer Stellung, schlug die dunkeln thrä=

nenfeuchten Augen auf und sah mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe zu ihm empor. „O Karl!“ seufzte sie... „O Du, den meine Seele liebt... das war eine schaudervolle, — eine entsetzliche Stunde!“ Sie schmiegte sich noch enger an ihn und zuckte zusammen vor den Schauern der Erinnerung.

„Gutes Mädchen — ich glaube Dir's, ich fühle es mit Dir!“

„Das ist unmöglich, das kannst Du nicht! Du kannst nicht fühlen, was es heißt, zu scheiden vom Haus seiner Väter, sich abwenden von dem Schauplatz seines ganzen Lebens, zu verlassen Alles, was Dir theuer gewesen — ach so theuer — bis ein Anderes mir theurer geworden als Alles! ... Und zu wissen, daß Dir die Rückkehr dahin ist verschlossen auf ewig ... und daß Dein Name künftig an diesem Ort nicht mehr wird gehört werden, als von einer Verwünschung begleitet ...“

„O nicht doch! Das wird nicht sein... Dein Vater wird Dir verzeihen...“

Sarah hob das Antlitz empor und strich sich traurig die losgegangenen schwarzen Locken zurück. „Das wird er nie!“ sagte sie düster. „Du kennst meinen Vater nicht — Du weißt nicht, daß einem Juden das Kind, das abgefallen ist vom Glauben der Väter, schlimmer verloren ist als ein todtes... aber nicht der Gedanke an seinen Fluch ist es, der mich erschüttert — es ist der Gedanke an meine Mutter... O meine gute, meine arme, meine verlassene Mutter!“ rief sie mit wieder ausbrechenden Thränen und sank wieder an des Freundes Herz.

„Tröste — beruhige Dich...“

„Sie wird mich nicht verwünschen! Das Mutterherz

wird dem Fluche versperren den Weg auf den Mund — aber sie wird sich grämen um mich ... sie wird sich verzehren in der Stille und insgeheim ... denn offen darf sie es nicht vor dem Vater ...“

„Fasse Dich, Sarah. Du warst ja doch schon lange fremd geworden in jenen Umgebungen ...“

„O — ich habe es geglaubt! Aber als ich vor meiner Mutter stand und wußte, daß es das Letztemal war, und stand vor ihr mit einer Lüge auf der Zunge ... als ich die Thüre hinter mir zuzog, die sich mir nie mehr wird aufthun in meinem Leben — da, da hab' ich's erkannt, daß es nicht wahr ist! Daß man sich nicht kann losreißen so leicht von einem Volk, bei dem man geboren, von einem Glauben, in dem man erzogen ist ... von einer Welt, die Einem ist gewesen mehr als die ganze Welt ... Aber beunruhige Dich nicht, o Du mein Geliebter! Mein Herz hat geblutet und gezittert, aber ich habe geschwankt nicht einen Augenblick! Ich will verlassen das Haus und den Glauben meiner Väter, ich will werden eine Christin und — Dein Weib! — Ich will es, Karl, — nicht weil ich Euch Christen für besser halte, als mein Volk — aber die Lehre Eures Heilands ist so groß und so rein und so mild ... und ach, ich habe Dich so unendlich lieb!“

Henrici drückte der Erröthenden einen zärtlichen Kuß auf die Stirne. „Du sollst es nicht bereuen,“ flüsterte er, „meine Sarah ... meine saronische Rose! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhangen, so lehrt mein Glaube, der ja bald auch der Deinige sein wird ... ich werde es Dir nie vergessen, was Du um meinetwillen gethan! — Aber laß uns eilen, Geliebte: Du mußt in Sicherheit sein, eh' Jemand Deine Flucht entdeckt!“

„Du hast Recht; ich habe einen Brief zurückgelassen an meinen Vater ... er kommt um diese Zeit nach Hause vom Geschäft ... er wird lesen den Brief gerade in diesem Augenblick!“

Sie schauderte wieder und Henrici rief: „Dann ist keine Zeit zu verlieren! Wie leicht könnte Dich doch im Zuge Jemand bemerkt und erkannt haben ... Dort, jenes dunkle einstöckige Gebäude mit den vergitterten Fenstern ist das Tochterhaus der Servitinnen: die Oberin ist, wie Du weißt, von Allem unterrichtet und mit Freuden bereit, der Neubekehrten Unterricht und Zuflucht zu gewähren. Das Gebäude hat die Rechte einer Freistatt: dort bist Du sicher, bis Du durch die Taufe der Christenheit angehörst: bis ich Dich abholen kann in ein anderes Haus — in das meinige, Sarah, das auch das Deinige sein wird!“

Sarah faßte ihn an beiden Händen und sah ihm tief in die Augen. „O mein Geliebter,“ rief sie, „was thäte ich nicht für Dich! ... Ich gehe — aber hole mich bald in jenes andere Haus! — Hörst Du ... bald! Ich werde indessen sitzen wie an den Wasserflüssen Babylon und weinen ..“

Eine Sekunde lang hielt sich das liebende Paar noch in Umarmung und Kuß umfangen: dann riß sich Sarah los und eilte mit festen Schritten dem nahen Klostergebäude zu. Henrici blieb unter den Kirschbäumen stehen, sah und hörte, wie sie die Glocke an der Pforte zog und dann mit einem kurzen Abschied nehmenden Winke in derselben verschwand. Dann schritt er hastig in die Stadt zurück.

Hier herrschte heute auch abgesehen von den kirchlichen Feierlichkeiten ungewöhnlich reges Leben. Besonders an der Burg und den Rennplatz entlang standen Neugierige jedes

Alters, Geschlechts und Standes geschaart und stellten sich hinter den Soldaten auf, welche gegen den Eingang der Burg eine weite Gasse offen hielten. In dieser kam von Zeit zu Zeit ein Staatswagen angefahren, mit dem Wappen des Besitzers am Schlage, je nach dessen Rang und Reichthum mehr oder minder prächtig verziert und mit kleinerem oder größerem Gefolge umgeben. Dazwischen schritten Cavaliere in den reichsten Anzügen, einzeln oder paarweise, hie und da auch ein paar Männer in bescheidener ehrenfester Bürgerkleidung oder Landleute in der auszeichnenden Tracht ihrer heimischen Thäler. „Ich glaub'," sagte einer der hinter den Soldaten stehenden Bürger, „die Stände müssen nun bald so ziemlich alle beisammen sein. Besonders die Wällischen haben sich so zahlreich eingefunden, wie ich's nie gesehen hab' ..."

„Das soll seinen guten Grund haben!" erwiederte der Angeredete, ein Mann im rußigen Schurzfell, mit Hammer, Zange und sonstigem Werkzeug, der eben von einer Arbeit zurückkam und sich im Vorübergehen die Auffahrt einen Augenblick besah. „Es verlautet schon lang, daß sie mit allerhand absonderlichen Absichten umgehen!"

„Mag sein," rief der Erstere wieder, „aber ich sollt' meinen, die deutschen Landmänner werden ihnen die Antwort nicht schuldig bleiben und sich nicht überlisten lassen von ihrer wällischen Praktik. Meint der Meister nicht auch? Ihr seid doch der neue Schmied von der obern Innbrucken ... ich mein', ich hätt' Euch neulich in Mühlau gesehen?"

„Der bin ich," sagte Würdinger, „hab' eben am Staatswagen der Jesuiten drüben die Achse ausbessern müssen. Der Prälat von Welschmichael will darin die Auffahrt machen. Da kommt er eben angefahren — seht Ihr, der

dunkelrothe Wagen ist's mit dem hohen Bock, der aussieht, als wenn er aus Gold getrieben wäre."

„Und der hinter ihm kommt, in dem blauen Wagen, den kenn' ich: das ist der Probst vom Collegiatstift in Bozen ... der kommt aber nicht für sich, sondern für die Frau Aebtissin von Steinach ... und der mit dem schwarzen Kreuz auf dem Mantel, das wird der Comthur von den Deutschherren an der Etsch sein. Der hat auch die Standschaft."

„Ihr seid ja recht bewandert in der Tiroler Verfassung!" entgegnete der Schmied. „Wie seid Ihr dazu gekommen?"

„Das ist nichts Besonderes! Bin ich auch nur ein Handschuhmacher meines Zeichens, so weiß ich doch als guter Tiroler, was unsere Rechten sind. Wer der Herr von Tirol sein will, der muß das Schloß Tirol inne haben und muß die Huldigung haben von den vier Ständen, den Prälaten, den Herren, Bürgern und Bauern. Ohne ihre Zustimmung und gegen die alte Gepflogenheit darf er keinen Pfenning Steuer einheben. Ich kann sie Euch schier alle an den Fingern herzählen, welche die Standschaft haben. Von den Bauern schicken die alten zwölf Tirolergemeinden je einen Abgeordneten; von den Städten kommen Meran, Bozen, Hall, Sterzing ..."

„Und was ist," unterbrach der Schmied den in Zug gekommenen Handschuhmacher, „weil Ihr doch so gut Bescheid wißt, was ist der Grund, warum der offene Landtag einberufen ist, der da so eben eröffnet werden soll?"

„Das weiß ich so gewiß, als wenn ich selbst das Ladschreiben ausgefertigt hätte!" rief der Handschuhmacher wichtig. „Läßt sich auch an den Fingern abzählen!

Draußen im Reich steht's wieder einmal schlecht! Die Schweden, die gottverfluchten luthrischen Hungerleider haben überall die Oberhand und dringen vor. Da müssen wir uns auch wieder um unsere Haut und unsere Berge wehren, damit sie nicht hereinkommen zu uns! Da heißt es wieder Soldaten anwerben und Stücke gießen und Kugeln schmieden: dazu braucht man Geld und noch einmal Geld und da müssen die Stände den Säckel aufmachen ... das wird Alles sein!"

„Ich hab' es auch vermuthet!" sagte der Schmied. „Es muß nicht gut stehen mit dem Krieg, der Kaiser muß in großer Bedrängniß sein und zieht alle Truppen an sich, die er zusammenbringen kann. Gestern Abend im Stern ist gar erzählt worden, der Feria oder ein anderer General sei mit zehntausend Spaniern auf dem Wege von Italien heraus. Wir werden sie in's Quartier bekommen auf dem Durchmarsch und sie sollen schon in der Umgegend von Brixen sein ..."

„Hab' auch davon gehört!" rief der Handschuhmacher kläglich. „Wird wieder Plackerei genug geben mit den gespreizten hochmüthigen Gesellen und Geld genug wird's wieder kosten, wovon wir unser Lebtag keinen Pfenning mehr ersetzt bekommen. Das kann man sich an den Fingern abzählen! Aber daß es wahr ist, könnt Ihr da in Lebensgröße sehen. Seht Ihr den großen magern Mann mit dem schwarzen Bart und dem gelben Gesicht? Den dort in dem stählernen Küraß und dem braunen Wamms, der die Füße setzt wie ein Gockelhahn und den Sarras so kerzengerade hinausstreckt, wie einen Bratspieß? Wenn das kein Spanier ist, so bin ich Einer! Wird wohl Einer von

den Obersten des Corps und vorausgeschickt sein, das Quartier und den Durchmarsch in Ordnung zu bringen!"

Von der Burg her ertönte ein festliches Trompetenstückchen und unterbrach den Sprechenden. „Wißt Ihr auch, was das bedeutet?" fragte der Schmied. „Ob ich es weiß!" war die geringschätzig gegebene Antwort. „Das ist der erste von den drei Aufzügen, die geblasen werden, wenn unser Landesherr, der Graf von Tirol, in großem Staat erscheint. Der erste zeigt an, daß der Fürst oder jetzt die Fürstin-Mutter sich erhoben hat, um den Landtag zu eröffnen; beim zweiten verläßt sie ihre Gemächer und beim dritten ist sie vor der Thüre. Aber ich denke, wir lassen das Blasen auch für uns gelten; es wird nicht mehr viel zu sehen geben und ist bald Zeit zum Mittagessen! Meine Alte hat's nicht gern, wenn nicht mit dem Schlag elfe die Suppe auf dem Tisch steht... Die Weiber sind in dem Punkt Alle gleich — es wird die Eure auch nicht anders sein!"

„Doch, doch, Meister!" rief der Schmied mit einem Lachen, das aber nicht so lustig gemeint war, als es klang. „Meine Frau ist eine Ausnahme vom ganzen Geschlecht, denn — ich habe keine!" Lachend wollte der Handschuhmacher erwiedern, aber er kam nicht dazu, so schnell hatte der Schmied sich davon gemacht.

Die große Schloßtreppe, auf welcher alle Ankommenden zusammentrafen, bot inzwischen einen ebenso bunten als prächtigen Anblick dar. Die Mitglieder der Standschaften, wie die übrigen Würdenträger der Stadt und des Landes stiegen, einander begrüßend, wie sie sich eben begegneten, die niedrigen breiten Marmorstufen hinan bis in die obere Treppenhalle, wo zwischen einer Reihe rother

Marmorsäulen sich die mächtigen Flügelthüren des sogenannten Riesensaales aufthaten, in welchem die Eröffnung des Landtags vor sich gehen sollte.

Auf einem Treppenabsatz stand der dicke Kammerpräsident Schmauß mit dem Vizekanzler Pappus still und sah wie erwartend in das Gewühl der Heraufeilenden. Er war bleich, soweit die stehende Röthe seines Gesichts überhaupt zurücktreten konnte; trotzdem aber schien ihm heiß zu sein, denn er drückte ein- über das anderemal sein Taschentuch an die Stirne. Er war verstört und mußte sich alle Mühe geben, den Anschein zu verbergen. „Ich meine," sagte er zu Pappus, „den Grafen Montecuculi gesehen zu haben ... der wird im Stande sein, uns Bestimmtes zu sagen. Wirklich, da ist er: ich habe mich nicht getäuscht ..."

Montecuculi kam heran, in prachtvollem violettenem Wamms mit reicher Goldstickerei, und einer Miene, die von freudiger Zuversicht strahlte. „Nun," rief er den Beiden zu, „was sind das für Gesichter? Präsident, eine solche Miene machen Sie, da im nächsten Augenblick das Kanzellariat so gut wie in Ihren Händen ist?"

„Der Herr Graf sind aufgeräumt," sagte Schmauß gedrückt, „ich muß leider gestehen, daß ich nicht in gleicher Stimmung bin. Häusliche Verdrießlichkeiten ... meine Tochter ist ... krank ..."

„Wie?" fragte der gekrönte Poet dazwischen, „Fräulein Aloysia krank? Und davon sagen Sie mir gar nichts? Mir, von dem Sie doch wissen, welche Gefühle ich für das Fräulein hege? Es ist doch keine Gefahr dabei?"

„Nein, gefährlich ist die Sache nicht!" rief Montecuculi statt des Präsidenten, der vor Angst alle Farben spielte.

„Ich habe davon gehört — solche Uebel gehen vorüber. Nicht wahr, Präsident ... ah, Staatskanzler wollt' ich sagen! Trösten Sie sich: Ihre Tochter wird von ihrer Krankheit befreit werden und noch immer Zeit haben, sich zu besinnen, ob sie die Gemahlin dieses Herrn werden will. Sagen Sie mir doch seinen Namen, Herr Präsident: er hat seinen alten in der Porta Claudia verloren und den neuen, womit ihn Freund Biener beschenkt hat, habe ich unglücklicher Weise vergessen ..."

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Graf!" entgegnete Pappus, dem der Zorn hochroth in's Gesicht stieg. „Ich denke, Ihre besondere Munterkeit ist mir Bürge, daß ich meinen Namen bald wieder haben und der schändliche Pamphletist mit der ihm gebührenden Schandbenennung gebrandmarkt sein wird!"

„Denken Sie das immerhin! Wir stehen am Ende unserer langen mühevollen Arbeit: die so lange und vorsichtig gegrabene Mine wird in der nächsten Minute explodiren — ich weiß ganz bestimmt, daß Biener hieher geladen ist: unmittelbar nach der Landtagseröffnung soll ihm sein Urtheil publizirt werden!"

„Und wie wird es lauten?" fragte Schmauß bedenklich.

„Wie es lauten wird? Fragen Sie lieber, wie es lauten kann! Wie anders als nach unserm Wunsch; die Explosion nimmt ihn mit in die Luft und verschafft uns Platz ..."

„Ich bin so unglücklich, diese Sicherheit nicht theilen zu können!" erwiederte der Präsident. „Wir wollen uns nicht selber täuschen und uns eingestehen, daß die Anklage im Grunde denn doch nicht mehr ist als ein Aggregat von Kleinigkeiten, die zur Verurtheilung nicht hinreichen. Auch

soll sich Biener glänzend vertheidigt und seinen Anklägern mehr weh gethan haben, als sie ihm!"

„Kleinigkeiten! Wenn Sie ein kostbares Gewand haben und bespritzen es mit hundert Kothflecken — was ist die Folge? Einzeln ist ein solcher Flecken so viel wie nichts, miteinander machen sie das Gewand zu einem Lumpen, der dem Trödeljuden gehört! Glauben Sie mir: ich weiß es, daß die Herzogin in hohem Grade angegriffen und aufgeregt ist — würde sie das sein, wenn die Sache für den Günstling gut stünde? Würde sie den Spruch so lange verzögern? — Und wenn es wäre; wenn sogar das Unmögliche einträte und er käme straflos durch: Staatskanzler kann er nicht mehr bleiben, die Stellung in der unmittelbaren Nähe der Herzogin ist für ihn unmöglich, weil sie für die Herzogin unmöglich geworden ist! Im Vertrauen ... der Obersthofmeister des Erbprinzen, Freiherr v. Nomi, ist vorgestern Abend aus Wien zurückgekommen und hat einen eigenhändigen kaiserlichen Brief an die Regentin mitgebracht ... Verstehen Sie mich? Oder muß ich Ihnen expliziren, was in dem ‚Eigenhändigen' enthalten sein wird? Hören Sie — da blasen sie schon den zweiten Aufzug, die Frau Herzogin ist bereits unterwegs: hoffentlich ist es das Letztemal, daß dabei ein Anderer als ich die Dienste des Obersthofmeisters versieht — eilen wir, unsere Plätze einzunehmen und sei'n Sie wohlgemuth, meine Herren!"

Sie stiegen vollends die Treppe hinan und schritten zwischen den salutirenden Hellebardieren in den Saal. „Gott gebe, daß mein Vorgefühl lügt," murmelte Schmauß in sich hinein, „aber mir liegt es wie ein bevorstehendes Gewitter in den Gliedern!"

Während dessen war Biener von der andern Seite her

in die Burg getreten und schritt durch die ihm wohlbekannten Gemächer und Corridore dem Riesensaale zu. Er hielt es für geeigneter, dem Gedränge der festlichen Versammlung nicht zu begegnen; er vermochte im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit nicht anders einher zu schreiten, als mit emporgerichtetem Haupte und wollte doch vermeiden, sein Selbstbewußtsein als herausfordernden Trotz beachtet zu sehen.

Eben betrat er ein kleines Vorgemach, in welches sich mehrere Gänge vereinigten und durch welches auch die Fürstin auf ihrem Wege zum Riesensaale kommen mußte. Im Augenblick seines Eintretens öffnete sich auch die gegenüberliegende Thüre und Elisabeth trat ein, um quer durch das Gemach zu eilen und der Fürstin eine Chatulle zu bringen, deren sie noch zu ihrem Schmucke bedurfte. Je argloser sie eingetreten war, um so heftiger wirkte die Ueberraschung, als sie unerwartet und plötzlich dem Manne gegenüber stand, an dem ihr Herz mit jeder Faser hing und in schmerzlichen Bemühungen, sich loszureißen, verblutete. Sie stieß einen leichten Schrei der Ueberraschung aus, ihre Augen umdunkelten sich, ihre Kniee wankten und sie wäre zusammengesunken, wenn nicht der Kanzler sie in seinen Armen aufgefangen hätte. „Um Gotteswillen, Fräulein Hohenstainer,“ rief er, „welche Anwandlung! Erholen Sie sich!“ Eine Sekunde lang lag das Fräulein mit geschlossenen Augen, regungslos und ohne Bewußtsein; verwirrt und unschlüssig sah Biener auf sie herab und gestand sich, daß auf dem bleichen Antlitz ein solcher Zauber reiner und unentweihter Schönheit ausgegossen war, daß es ihn befremdete, sie bisher kaum gekannt und gar nicht beachtet zu haben. Beinahe ebenso schnell als sie gekommen war,

verflog Elisabeth's Schwäche; sie öffnete die Augen, sah in des Kanzlers auf sie herabgeneigtes Gesicht, sah sich in seinen Armen und riß sich, mit Purpur übergossen, so hastig und gewaltsam los, daß sie ihn wie voll Abscheu von sich stieß. „Lassen Sie mich . . .!" rief sie außer sich, während Biener befremdet zurücktrat. „Sie scheinen zu vergessen, mein Fräulein," sagte er, „daß nur der Wunsch, Ihnen beizustehen, nicht meine Kühnheit es war, was . . ."

Sie ließ ihn nicht ausreden; mit leidenschaftlich hervorstürzenden Thränen eilte sie auf Biener zu, ergriff seine Hand und rief: „Ich bin ungerecht und undankbar, ich weiß es . . . verzeihen Sie einer Unglücklichen . . . ich könnte es nicht ertragen, von Ihnen verkannt zu sein — verzeihen Sie mir und beklagen Sie mich!"

Ehe Biener zu erwiedern vermochte, war sie verschwunden und befremdet hing sein Blick an der Thüre, die sich hinter ihr geschlossen hatte. „Sonderbar!" rief er. „Welche Veränderung ist mit dem stillen bescheidenen Mädchen vorgegangen, das sonst kaum wagte, die Augen aufzuschlagen? Woher diese Aufregung, dieses auffallende Erschrecken bei meinem Anblick und jetzt wieder dieser leidenschaftliche Ausbruch . . .?"

Das Geräusch nahender Tritte unterbrach und mahnte ihn, daß es Zeit sei, sich an seinen Posten zu begeben. Unbemerkt trat er in den schon überfüllten Saal und verlor sich in einer Ecke hinter der wartenden Dienerschaft. Der Gedanke an das sonderbare Begegnen mit Elisabeth hatte ihn begleitet; er vermochte nicht in's Klare zu kommen, aber im Grunde seiner Seele zuckte eine ferne Ahnung auf, als ob ein edles reines Sein durch geheimniß-

volle Fäden mit ihm zusammenhänge, die er bis dahin nie empfunden, deren Vorhandensein er nicht einmal geahnt hatte.

Der Saal selbst bot einen prächtigen und erhebenden Anblick dar. Er war hoch und an der gewölbt ansteigenden Decke prangte in den frischesten Farben ein großes, in Fresko ausgeführtes Gemälde; die Wände waren rings herum mit breiten Pilastern gegliedert, von jenem dunkelrothen Marmor, der in den Gebirgen Tirols heimisch ist. Die Capitäle schlossen sich in reicher Vergoldung und zierlichem Blätterwerk an die Stukk-Verzierungen, welche das Deckengemälde umrahmten. Zwischen den Pilastern ließen hohe schmale Bogenfenster das vollste Licht einströmen. An der obern Schmalseite des Saals stand der Thron auf rothen sammtbedeckten Stufen unter einem schwerfaltigen reichvergoldeten Baldachin von demselben Stoff, an welchem der doppelköpfige schwarze Adler in goldenem Grunde prangte, umgeben von den Wappenschilden von Tirol, Vorarlberg, Brixen und Trient, sowie jenen der österreichischen Vorlande. Zur linken Seite des Thrones an den Stufen stand ein Tisch für den Staatskanzler bereit; der dahin gestellte hohe Lehnstuhl war aber leer; daneben hatte Carrara als Vizekanzler seinen Platz eingenommen. Dem Throne gegenüber und an den beiden Langseiten des Saals waren auf ansteigenden Stufen rothbedeckte Bänke angebracht, auf welchen die Stände der vereinigten Lande saßen, in der Mitte die Prälaten in ihren dunkeln und hellen Ordenstrachten, mit den kostbar schimmernden Kreuzen auf der Brust. Die linke Seite nahmen die Herren oder die Landmänner ein, zu welchen jeder immatrikulirte Edelmann gehörte, der zu seinen Jahren ge-

kommen war. Auch hier wurde das Auge fast geblendet von der Pracht und dem Glanze der Farben, von dem Reichthum der Anzüge und dem Schimmer der Edelsteine, Bruststerne und Ehrenketten. Einen starken, aber keineswegs ungünstigen Gegensatz bildeten die zur rechten Seite des Throns sitzenden Abgeordneten der Bürger und Bauern, sowohl durch die kernfeste Einfachheit und Schlichtheit ihres Wesens und Benehmens, als durch die ungesuchte Zierlichkeit der Anzüge in ihren reichen und eigenthümlichen Abwechselungen vom obern und untern Inn, von Eisack und Etsch, aus dem Vintschgau und Pusterthal bis in die halbwelschen Gerichte von Valsugana und Vallagarina.

Es war lebhafte Bewegung und Erregung in der ganzen Versammlung; die Abgeordneten standen nach Bekanntsein in Gruppen beisammen und das rauschende Summen vieler verschiedener Gespräche wogte durch den Saal. Am schweigsamsten gegen ihre sonstige Weise waren die Welschen; sie machten finstere Mienen und hielten sich etwas abgesondert von den Uebrigen. Den Deutschen entging das nicht; sie zogen sich ebenfalls zurück, so daß es zuletzt schwer zu entscheiden gewesen wäre, von wem die Absonderung zuerst ausgegangen. Mehrere, darunter Madruzz, Agostini und Madron hatten einen engen Kreis um Josua Perkhofer, den Brixener-Weihbischof, geschlossen und redeten eifrig in diesen hinein. Madruzz stand mit Boccíclave daneben und Beide blickten über den Saal mit angenommener Achtlosigkeit dahin. „Siehst Du," eiferte dieser, „wie die Deutschen sich zurückziehen? Es ist ihnen nicht zu trauen."

Madruzz zuckte die Achseln. „Dasselbe sagen sie von uns: das Zerwürfniß ist einmal da, trotz aller Hoffnungen

und Bemühungen, eine Aussöhnung und Vereinigung zu Stande zu bringen!"

„Ich glaube gar, Du bedauerst, daß es so ist!" rief Bocciclave wieder. „Laß uns lieber dem Himmel danken, daß uns noch zur rechten Zeit die Augen aufgegangen sind. Ein so günstiger Augenblick kommt nicht so bald wieder; wir haben die Macht in Händen und nichts, was wir fordern, kann man uns verwehren ... Aber ich glaube, Du hörst mich gar nicht? Was starrst Du nur so in Einem fort an die Decke?"

„Weil mich das Gemälde interessirt. Es ist der Kampf der Titanen oder Riesen gegen Jupiter, den Donnergott ..."

„Was soll's damit?"

„Sie stürmen den Himmel: aber siehst Du, wie Jupiter ihnen antwortet? Er wirft seine Blitze und schleudert Berge, um sie zu bedecken ..."

„Das soll wohl eine Anspielung sein? Sei ohne Sorge — auf dem Throne dort sitzt kein Donnergott, sondern ein Weib: da hat es mit dem Blitzen und Bergeschleudern keine Gefahr!"

Der dritte Trompeten-Aufzug begann zu schmettern; unter seinen Tönen flog die Thüre des Saales auf und Herzogin Claudia betrat den Saal. Voran schritt der stellvertretende Obersthofmeister mit dem Stabe in der Hand, hinter ihm folgten die zwölf Erblandämter von Tirol, der Erblandhofmeister, der Kämmerer, der Marschall: dann Graf Künigl als Truchseß, Graf Tannenberg als Jägermeister und Graf Brandis als Silberkämmerer. Nach diesen kam die Herzogin selbst, begleitet von den Grafen Stadion und Fugger als den von kaiserlicher Majestät

bestellten Mitvormündern; an sie reihte sich der Abt des Prämonstratenserstifts Wilten als Erblandhofkaplan, mit dem Küchenmeister und Vorschneider. Der Graf von Welsperg als Stabelmeister und Freiherr von Sternbach als Salbenmeister bildeten den Schluß mit den Cavalieren und Dienstfräulein der Herzogin.

Lautes Lebehochrufen empfing und begleitete die Fürstin bis zu den Stufen des Thrones: es ging fast nur von den Deutschen aus, aber es war so entschieden und herzlich, daß die Zurückhaltung der Italiener kaum bemerkbar war. Vor dem Thronsessel blieb Claudia stehen und überblickte die Versammlung, auf welche sich das athemlose Schweigen der Erwartung niederließ. Der günstige Eindruck ihrer schönen, wahrhaft fürstlichen Erscheinung war unverkennbar; sie war der Bewunderung als Herrin nicht minder würdig, denn als Frau. Ueber dem schweren Unterkleide von weißer Seide fiel der rothe hermelinverbrämte Fürstenmantel in reichen schönen Falten herab; Hals und Nacken umgab eine zierlich duftige Spitzenkrause und aus dem dunkelbraunen Haare, das in anscheinend kunstlosen Locken hernieder wallte, funkelte ein goldenes, juwelenbesätes Diadem.

Der Vizekanzler Carrara trat an die Stufen des Thrones und überreichte der Fürstin den geschriebenen Entwurf der Botschaft, welche den Landtag eröffnen sollte.

Schon war Claudia im Begriff, zu beginnen, als gegenüber auf der Prälatenbank sich der Brixener-Weihbischof erhob. „Zürnen Ihro erzfürstliche Durchlaucht nicht," rief er mit mächtiger Stimme, „wenn ich das Wort ergreife, ehe die feierliche und förmliche Eröffnung dieses Landtags ausgesprochen ist! In Augenblicken von großer und weit-

tragender Bedeutung ist es besser, das entscheidende Wort auszusprechen, ehe ein Schritt gethan ist, der nur noch schwieriger macht, was doch unvermeidlich ist ...“

Der Landtags-Marschall mit dem Stabe trat vor und wollte die ungeeignete Rede des Bischofs unterbrechen. Claudia aber winkte ihn zurück und richtete sich in aller Würde ihrer herrlichen Gestalt empor. „So ungewohnt und befremdend dieses Verlangen auch sein mag,“ erwiederte sie, „— was ein Fürst der heiligen Kirche, was einer der ersten Vertreter unserer Erblande in so feierlicher Weise vorzutragen begehrt, kann nur das Wohl des Landes zum Ziele haben ... der Herr Bischof mag sprechen!“

„Der offene Landtag von Tirol soll eröffnet werden,“ fuhr Perkhofer fort, „und die Stände der Fürstenthümer Trient und Brixen haben nicht angestanden, der an sie ergangenen Ladung zu folgen: sie wollen dadurch die Ehrfurcht erweisen, von welcher sie allezeit durchdrungen sind für Ihro Durchlaucht und das erhabene Haus Oesterreich — in ihrem Namen und Auftrag aber habe ich es an dieser Stelle laut und entschieden auszusprechen, daß sie nicht gesonnen sind, mit den Ständen von Tirol zu tagen!“

Ein wachsendes Gemurmel brauste durch die Versammlung, des Beifalls von Seite der welschen, des Unwillens von Seite der deutschen Anwesenden. „Bravo! Vortrefflich!“ scholl es von dort. „Das ist Aufruhr und Rebellion!“ von hier: Claudia stand unbeweglich.

„Nicht mit längst Bekanntem,“ rief Perkhofer mit lauter, den Lärm übertönender Stimme, „will ich die Versammlung ermüden! Jedermann in ihr weiß, wie die Fürstenthümer Brixen und Trient vor Jahrhunderten mit der gefürsteten Grafschaft Tirol die bis heute bestandene

Erbeinigung geschlossen und sich verpflichtet haben, an den Lasten des Landes und Regiments Theil zu nehmen. Sie haben dies aber nicht gethan, um über sich die Landeshoheit des Hauses Oesterreich oder der Grafen von Tirol anzuerkennen: sie haben es nicht gethan als Unterthanen, sondern als Verbündete! Verbündeten steht es frei, unter veränderten Verhältnissen von dem Bündniß zurückzutreten, und das ist die Lage der Fürstenthümer! Es ist bekannt, daß sie jetzt dem heiligen römischen Reich deutscher Nation inkorporirt sind: sie haben jetzt den Schutz des Reichs und wollen fürder unter keiner andern Hoheit stehen, als der seinen!"

Der Sturm, welcher die Versammlung zu bewegen begonnen, brach hier unaufhaltsam und lauter aus, als zuvor. Wild schrieen die Stimmen durcheinander; drohender wurden gegenseitig die Blicke, herausfordernder und feindlicher die Geberden. Vergebens war die Bemühung des Marschalls, mit erhobenem Stabe Stille zu gebieten. Die Herzogin war todesbleich geworden; aber sie stand hochaufgerichtet und winkte mit gebieterischer Geberde zu schweigen. „Man lasse den Herrn Bischof zu Ende kommen!" sagte sie mit kalter Fassung.

„Die Fürstenthümer," rief dieser wieder, „haben nie auf ihre Selbstständigkeit verzichtet; sie haben sich deren nur für die Dauer des Bündnisses freiwillig und zeitweise begeben — sie künden daher das Bündniß, sie nehmen ihre alte Selbstständigkeit zurück und wollen unter des Reichs unmittelbarer Hoheit fortan der Grafschaft Tirol getreue Nachbarn sein — an den Landtagen von Tirol aber nehmen sie nicht mehr Theil, sie sagen sich los von jeder Verpflichtung, zu den Lasten tirolischer Regierung beizutragen

und sind heute nur erschienen, um dies zu erklären und Abschied zu nehmen!"

Hatten zuvor Unwille, Ueberraschung und Beifall sich in lauten Ausbrüchen Luft gemacht, so trat nun, als der Bischof geendet hatte, die tiefste Stille ein und Aller Augen ruhten auf Claudia, welche einen Schritt vorgetreten war und festen Tones ihre Stimme erhob. „Es ist nicht das erstemal, daß die Fürstenthümer diesen Anspruch erheben, aber so oft es geschah, ist er auch zurückgewiesen und widerlegt worden — es ist nicht meine Sache, dies noch einmal zu thun. Der Anspruch ist nicht begründet, und wenn ich ihn nicht mit dem Namen bezeichne, den er allein verdient, geschieht es nur, weil ich eine Frau bin und weil es Frauenweise ist, zur Versöhnung zu reden... Wenn aber der Anspruch begründet, wenn er klarer wäre, als die Sonne am Mittag... Tirol ist den Fürstenthümern ein allzeit treuer Herr und Schützer gewesen... ist es Recht, in dem Augenblick davon Gebrauch zu machen, wo die Gefahr von allen Seiten herandrängt? Ist es Recht, sich den allgemeinen Lasten zu entziehen, wo der Geringste im Lande nicht ansteht, die schwersten Opfer zu bringen? Ist es edel, den Herrn und Freund in der Noth zu verlassen? — Ich kann nicht glauben, Herr Bischof, daß die Herren, für welche Sie gesprochen, das gehörig bedacht haben... Gestehen Sie das, Bischof, und nehmen Sie das Wort zurück... Mit meinem Fürstenworte bürg' ich dafür, das Recht der Fürstenthümer soll neu geprüft, die Verträge sollen in ruhiger Zeit neu untersucht und regulirt werden ... aber jetzt, im Augenblicke der Noth — nehmen Sie das Wort zurück..."

„Die Fürstenthümer," erwiederte Perkhofer nach kurzer

Pause, „sind schon zu oft mit solcher Zusage vertröstet worden — sie wollen sich nicht mehr damit zufrieden geben!"

„Ich bin Wittwe!" rief Claudia. „Im Namen meiner unmündigen Waisen beschwöre ich Euch, nicht Euer vermeintliches Recht aufzugeben — nein, nur es zu vertagen, bis die Zeiten der Gefahr vorüber sind ... Wolltet Ihr die Noth der Waisen mißbrauchen? Euch bereichern mit dem Raube der Unmündigen?"

„Die Fürstenthümer haben vor ihrem Entschlusse Alles und Jedes reiflich erwogen — sie können nicht anders und bleiben dabei!"

Allgemeines Gemurre aus den Reihen der deutschen Stände brach los; Claudia aber rief mit aufloderndem Zorn: „Mit Murren ist hier nichts gethan — nun handelt, Ihr Herren!"

„Wir können nichts thun," sagte Präsident Schmauß halblaut, „sie haben den Augenblick gewählt, wo sie uns an Macht überlegen sind!"

„Sollen wir zum Einen Kriege noch einen zweiten haben?" sagte Gröbner von Wolfsthurm.

„Es dürfte am Zweckmäßigsten sein," rief Carrara, „sogleich eine Commission niederzusetzen und ein billiges Abkommen durch ein Compromiß zu erzielen, einen Vergleich ..."

„Vergleich?" rief Claudia mit Majestät. „Ist das Alles, was man mir zu rathen weiß? Ist Niemand hier, der einen Ausweg des Handelns zeigt? Ist kein Mann unter meinen Räthen?"

Eine Sekunde lag Todtenstille auf dem Saale: dann brach plötzlich Geflüster des Staunens los von allen Sei-

ten — in der Mitte des Saales stand Biener und verneigte sich ehrerbietig vor der Fürstin. Er hatte allen Schmuck und jedes Zeichen seines Standes abgelegt; er trug ein einfaches schwarzes Wamms mit Mantel, aber gerade diese Einfachheit in Mitte des allgemeinen Prunks diente nur dazu, seine Erscheinung noch gewichtiger zu machen.

„Ich bin nicht hieher beschieden, um Rath zu ertheilen,“ sagte er bescheiden aber fest, „doch bin ich im Stande, Ihro Durchlaucht den gewünschten Ausweg zu zeigen!“

Allgemeine unruhige Bewegung durchlief die Versammlung. Schmauß und seine Anhänger erblaßten; Montecuculi knirschte, die Welschen murmelten Flüche und schossen Blitze aus den Augen. Claudia's Herz hatte bei Biener's Anblick ein Schrecken des Entzückens durchzuckt; sie beherrschte sich aber und rief in vollster Ruhe: „Red' Er — ich will Ihn hören!“

Statt der Antwort trat Biener an den Kanzlertisch, ergriff eine Feder und warf mit flüchtiger Hand einige Zeilen auf zwei Blätter, die er, an der untersten Thronstufe niederknieend, der Herzogin überreichte. „Geruhen Ihro Durchlaucht diese Blätter zu lesen und zu unterzeichnen,“ sagte er, „und der Ausweg, den Sie suchen, ist gefunden!“

Claudia las; mit den ersten Worten flog ihr ein rasches Roth über die Wangen und als sie geendet hatte, athmete sie tief auf und ließ die dunkeln aufblitzenden Augen auf Biener und dann auf der Versammlung ruhen. „Man erwarte meinen Entschluß!“ rief sie, stieg die Stufen herab und schritt dem Gemache zu, durch welches sie eingetreten

war. An der Thüre wandte sie sich um und rief: „Doktor Biener — Er folgt mir!"

Als sie mit dem Kanzler in dem Gemache angekommen war, trat sie an den Tisch und setzte mit entschlossenem Zuge ihren Namen unter die von Biener beschriebenen Blätter. Dann klingelte sie und ließ den Hauptmann der unten Spalier bildenden Soldaten rufen. „Hauptmann," rief sie dem nach wenigen Augenblicken Eintretenden entgegen, „nehm' Er diese Ordre und thu' Er, was Ihm darin befohlen wird! Die schnellsten Pferde sollen gesattelt werden und zwei der verlässigsten Leute sollen sich bereit halten, diese andere Ordre dahin zu tragen, wohin ich befehlen werde! Kein Wort davon an irgend Jemand — Er haftet mit dem Kopfe für Sein Schweigen und für den pünktlichsten Vollzug!"

Der Hauptmann entfernte sich, indem er zum Zeichen seines Gehorsams die Hand an die Brust legte; die Thüre schloß sich hinter ihm und wie seit Wochen nicht mehr standen Fürstin und Kanzler sich wieder allein gegenüber. In Einem Augenblick war Alles, was zwischen ihnen gelegen war und sie getrennt hatte, wie eine von plötzlichem Windhauch gehobene Nebelmasse versunken und vergessen. „Wie soll ich Ihm danken?" rief Claudia mit glühenden Wangen, schritt auf Biener zu und streckte ihm, als wäre nichts vorgefallen zwischen ihnen, beide Hände entgegen. „Er ist der Retter meines Landes — mein Retter!"

„Durchlaucht!" rief Biener in freudiger Beklommenheit, indem er ihre Hand ergriff und einen mehr zärtlichen als ehrerbietigen Kuß auf dieselbe drückend, in die Kniee sank.

Claudia war bemüht, ihm das Knieen zu verwehren,

ihn emporzuheben — er widerstrebte, seine Augen sahen mit dem Ausdrucke überströmenden Gefühls in die ihrigen empor, die sich im Widerscheine verwandter Empfindung auf ihn herniedersenkten. Es war nicht zu unterscheiden, ob Biener sich zu der Fürstin emporrichtete, ob sie sich tiefer zu ihm beugte: sie wußten selbst nicht, wie es geschah, aber mit Einem Mal hielten sich Beide innig umschlungen und ihre Lippen flossen in wortlosen, seligen Küssen zusammen. „Claudia,“ flüsterte Biener endlich, „edelste, erhabenste der Frauen — Du mein?“

„Dein,“ entgegnete sie leise, „Dein — o Du mein Freund ... mein Held ... mein Idol!“

Vom nahen Saale scholl der Lärm durcheinanderstreitender Stimmen herüber und scheuchte das Paar aus seiner seligen Vergessenheit empor. „Um Gotteswillen, Durchlaucht,“ fuhr Biener empor, „wo war ich! Zu Ihren Füßen ist mein Platz ... Können Sie dem Tollkühnen verzeihen?“

„Nichts — nichts hab' ich zu verzeihen ...,“ hauchte Claudia und sank dem nicht Widerstrebenden zärtlich an die Brust ... „Dein, Guglielmo ... auf ewig Dein ...“

Die Stimmen vom Saale hallten wieder stärker herüber.

„Mein?“ rief Biener in schmerzlicher Erregung. „Mein? O Hohn des Schicksals! Der kühnste Gipfel meines Wünschens und Strebens ist erklommen ... die verwegene Hand streckt sich schon aus nach dem schönsten Kranze der Erde ... da, mit dem letzten Schritte, an der letzten Spitze reißt sich bergestief der Abgrund zu meinen Füßen auf ...“

„Guglielmo ...“ rief Claudia betroffen.

„O ich Thor!“ fuhr er fort. „Eitler, verblendeter Thor,

der ich geglaubt, der Mann zu sein, die uralten Satzungen der Welt für mich umzumodeln ... ich kann es nicht! Ich habe mich selbst getäuscht, habe die Täuschung mit Wissen und Wollen genährt ... diese wüsten Stimmen zerreißen den Wahn für immer! Der erste rauhe Anruf des unerbittlichen Lebens weckt mich wie den Schlafwandler auf den Zinnen meiner Träume, um mich zu stürzen und zu zerschmettern!"

„Gott, was soll das?"

„O frage nicht, Du Herrliche, Unerreichbare! Frage nicht, was das eigne Herz Dir beantwortet... was Du weißt, noch ehe mein Mund es ausgesprochen! Was nie geschehen sollte, ist geschehen — gesagt ist, was nie gesagt werden sollte, aber der Entweihung ist die Sühne auf dem Fuße gefolgt! Der Schleier ist gefallen vor dem heiligen Geheimniß unserer Seelen — die entsetzliche Wirklichkeit starrt uns entgegen und es ist vergebens, schaudernd die Augen davor zuzudrücken!"

Claudia war bleich geworden; sie lehnte sich schwach an Biener und flüsterte schwankend: „Versteh' ich Dich...?"

„Wir haben uns immer verstanden," erwiederte Biener innig, „und sollten es jetzt nicht? Diese Stunde ist die erste, in der wir uns so gegenüber stehen..."

„Warum verstummst Du? — So wäre es wahr, und diese Stunde müßte auch die letzte sein? Wir müßten scheiden?"

„... Wir müssen..."

Mit ausbrechenden Thränen schloß sie sich fester an ihn. „O, es ist wahr, bitter wahr..." rief sie, „aber ich ertrag' es nicht, Dich zu verlieren!"

„Verlieren wir uns denn? Gehören wir uns nicht an,

trotz der unendlichen Kluft, die zwischen uns liegt? Sind wir nicht vereinigt in einem höhern Sinne — in jenem Sinne, in welchem es nicht Unterthan gibt und nicht Fürstin...?"

Claudia lächelte durch Thränen zu ihm empor. „Ich ahne, was Du sagen willst! Wir gehören uns in jenem höhern Sinne, in welchem nur der Mensch gilt? Im Schatten des heiligen Palmbaums — nicht wahr?"

„Durchlaucht," rief Biener, „Sie sehen mein Befremden... Wie können Sie wissen?... Gott, welche Ahnung!"

„Sie sagt die Wahrheit. Ich wollte selbst die geheimnißvollen Zusammenkünfte kennen lernen — ich war Zeuge der letzten Versammlung..."

„Ist es möglich?... Durchlaucht... Claudia... Du?"

Sie sah ihm mit dem Ausdruck zärtlichster Hingebung in's Auge. „Die Fürstin," flüsterte sie, „reitet nicht so achtlos an der lodernden und klingenden Schmiede vorbei — wenn sie das edle Herz nicht kennte, fiele ihr denn das Scheiden so schwer?"

„O Engel von einem Weibe!" rief Biener hingerissen. „Und Dir soll ich entsagen? Dich soll ich missen...?"

„So fragt auch mein bebendes Herz... ich kann nicht leben ohne den Gedanken — ohne das Bewußtsein Deiner Liebe!"

„— Und werde denn ich es können? Was wird mein Loos sein, fern von diesem Lande, das mir so theuer geworden? Von diesem Orte, der Alles einschließt, was mir theuer ist?"

„So wolltest Du mich verlassen? Wirklich verlassen?"

„Muß ich nicht? Sobald mein Urtheil gesprochen ist

— sobald ich es in Ehren kann, werde ich meine Aemter niederlegen und Tirol verlassen ..."

„O thu' es nicht! Geh' nicht von mir! Verlasse mich nicht! Ich kann Dich nicht entbehren — bin ich nicht umringt von Feinden?"

„O, sie haben das Zauberwort gefunden, die Schändlichen, das meine Thätigkeit hier lähmen, das mich aus Deiner Nähe verscheuchen muß! Wenn ich bliebe, was könnte die Folge sein? Einst war ich wahnsinnig genug, von einer Möglichkeit zu träumen, uns offen anzugehören vor aller Welt ... die Zeiten Ferdinand's und Philippinen's sind nicht mehr! Mit greller Blitzesklarheit habe ich es erkannt, als ich vorhin im Ständesaal vor Deinen Thron getreten war — sie sind nicht mehr! Und soll Dein kostbares Leben, soll das meinige, das Du Deiner Liebe gewürdigt, dem gemeinen Loose der Alltäglichkeit verfallen? Soll die Verläumdung sich an Deinen heiligen Namen wagen dürfen? Nein — sie verschwinde vor ihm wie vor dem Morgen die Nacht!"

„Wer könnte es wagen?" fragte Claudia verwirrt.

„Als ob man es nicht schon gewagt hätte!" rief Biener bitter. „Ich müßte die Rachgier meiner Feinde nicht kennen, müßte minder vertraut sein mit Staatsgeschäften, wenn ich nicht wissen sollte, in welchem Sinne Freiherr von Nomi in Wien gewirkt haben wird! In welchem Geiste jenes eigenhändige Schreiben des Kaisers gehalten ist ...!"

Claudia wandte das Antlitz und schwieg.

„Es muß sein," fuhr Biener fort, „und rasch muß es sein ... ich fühle, wie mit jedem Augenblicke meine Kraft erlahmt ... laß meine heutige That meinen Abschied sein!"

„Ja ...“ rief Claudia ergriffen und schluchzte an seinem Herzen. „Ja, Du Mann und Freund wie kein Anderer, Du hast Recht! Wie mein parteiisches Herz auch widerstrebt, es muß sich Dir gefangen geben! — Aber,“ fuhr sie fort, indem sie sich mit Entschlossenheit aufraffte, „ich will Deiner werth sein! Du sollst mich nicht übertreffen an Kraft und Adel des Gemüths ... Liebst Du mich, Guglielmo?“

„Welche Frage! Innig und ewig!“

„Und wenn ich einen Beweis Deiner Liebe forderte?“

„Alles, Alles, Du Herrliche, was Du befiehlst ...“

„So gelobe mir — zu bleiben! Nicht mehr an Abschied zu denken, ehe die nächste Stunde vorüber ist ... ich weiß ein Mittel, Dich dem Lande — und mir zu erhalten ... gelobst Du mir das?“

„— Ich gelobe.“

„So soll diese erste Stunde der Liebe unter uns auch die einzige sein ... Lebe wohl ... ich gebe Dich hin, um Dich ganz zu behalten ...“

„Was sinnest Du?“

„Frage nicht — im Saale sollst Du es erfahren ... und nun lebe wohl ... noch einen Kuß der innigsten Liebe ... dann wieder Kanzler und Herzogin!“

Innig und wortlos hielt sich das Paar einen Augenblick umschlungen. Das Rauschen der Thüre trennte sie und der Hauptmann trat mit der Meldung ein, daß die Befehle der Herzogin pünktlich vollzogen seien. „Auf denn!“ sagte sie. „Kehren wir in den Saal zurück. Zur Entscheidung!“

Der Hauptmann öffnete die Thüre: an derselben wandte sich Claudia nochmal um und rief Biener halblaut zu:

„Das war doch eine trübe Vorbedeutung, mein Freund, als wir neulich den Pastor fido zusammen gelesen? Wie hießen die verhängnißvollen Worte?"

Biener erwiederte mit bebender Stimme:

„Es bricht die Zeit zuletzt der Liebe Schmerz!"

Schmerzlich lächelnd flüsterte sie entgegen:

„Doch erst hat Lieb' gebrochen schon das Herz —"

„Und gibt es keine Heilung denn für solche Noth?"

fragte er noch leiser und inniger.

Sie wandte sich ab und schritt aus der Thüre, äußerlich mit dem vollen gebietenden Anstande der Herrscherin, unverständlich aber und wie innerlich die Schlußzeile des zärtlichen Schäfergesprächs wiederholend:

„Nein — keine Heilung: keine, denn der Tod!"

— — — Im Saale standen die Parteien der Deutschen und der Welschen in großer Bewegung zu einander geschaart, jene unwillig über den Uebermuth der Andern und sich in Vermuthungen über die vorgeschlagenen Maßregeln erschöpfend: diese noch trotziger als zuvor und in der Ueberlegenheit des Sieges darüber lachend und spottend. Bei Claudia's Eintritt in den Saal verrauschte die Brandung der Stimmen: Alles eilte an seinen Platz und blickte voll Erwartung auf die Fürstin und auf Biener, der aber nicht, wie man vielfach erwartet hatte, an den Kanzlertisch trat, sondern sich unweit des Thrones zu den Cavalieren stellte, gleichsam als wollte er in der Nähe bleiben, die Herrin zu unterstützen.

„Der hohe Landtag," begann Claudia, „hat den Antrag des Herrn Brixener-Bischofs und Unsere Erwiederung

darauf gehört. Meine Entschlüsse sind gefaßt — ehe ich sie aber vollziehe, möchte ich gern glauben, daß die Besonnenheit inzwischen Raum gewonnen. Reden Sie denn, Herr Bischof — lassen Sie mich hören, daß die Fürstenthümer Unserm Begehren auf Vertagung willfahren wollen . . ."

Der Bischof erhob sich feierlich. „Mein Herz blutet, daß ich ein Wort der Zwietracht sprechen soll! Ich, der ich so gern nach der süßen Pflicht meines Gewandes für den Frieden reden möchte — aber ich muß mein weiches Herz bezwingen . . . es ist unmöglich, Durchlaucht!"

„Und wenn ich," fragte Claudia rasch, „die Erfüllung Eures Begehrens auch für unmöglich erkläre?"

„Dann," schloß der Bischof mit predigtartiger Emphase, „dann wälze ich die Verantwortung kommenden Unheils von uns ab auf Diejenigen, so es verschuldet haben! Dann bleibt den Abgeordneten der Fürstenthümer nichts übrig, als den Saal und zugleich die Gemeinschaft mit Tirol zu verlassen . . . Folgt mir, Ihr Herren!"

Ein ungeheurer Tumult dröhnte bei diesen Worten durch den Saal. Die Welschen stürzten unter lautem Zuruf dem Bischof nach, der würdevoll der Hauptthüre zuschritt. Die Deutschen lärmten dagegen und Viele, besonders von den Bauern, machten Miene, den Aufbruch der Welschen durch Gewalt zu hindern. Claudia stand unbeweglich: Biener war vorgetreten und setzte einen Fuß auf die unterste Stufe am Thron.

Jetzt war die Thüre erreicht; die Flügel sprangen auf — und vor derselben stand Kopf an Kopf gedrängt eine Schaar Soldaten, welche den Ausgang besetzt hielten und

den Ankommenden die Spitzen der Partisanen und die Mündungen der Gewehre entgegen streckten.

„Verrätherei!" schrieen die zurückweichenden Welschen durcheinander. „Was ist das?"

„Das ist die Antwort Tirols," donnerte Biener, „auf den Versuch der Fürstenthümer, den Landtag zu sprengen, noch eh' er eröffnet ist!"

Die Welschen fluchten, tobten und schäumten durcheinander. „Gewalt!" schrie Bocciclave. „Das ist himmelschreiende Gewalt!"

„Gewalt?" rief Biener, das Getöse übertönend. „Und was Ihr vorgehabt gegen den Thron von Tirol, ist das nicht auch Gewalt? Ihr habt sie zuerst geübt — also Gewalt gegen Gewalt! Die Erbeinigung zwischen Tirol und den Fürstenthümern ist kein vorübergehendes Bündniß, wovon Euch der Rücktritt freistünde — sie ist nach ihrem Wortlaut und Sinn ein für alle Zeit bindender Vertrag. Dennoch ist Tirol nicht dagegen, denselben, wenn es den Fürstenthümern so sehr wünschenswerth erscheint, einer erneuten Prüfung und Berathung zu unterziehen — aber nicht jetzt . . . in ruhigern Zeiten, wenn nicht wie jetzt Hannibal vor den Thoren steht! Fügt Ihr Euch in diesem Sinne, so soll das Vorgefallene vergessen und vergeben sein: thut Ihr es nicht, so bleibt Ihr gefangen und erwartet den Prozeß als Aufrührer und Landesverräther — zugleich bringt ein Eilbote dem Commandanten der anrückenden Spanier den Befehl, Trient und Brixen feindlich zu besetzen und für das erzfürstliche Land als eigenes unterworfenes Gebiet in Besitz zu nehmen. Lest!"

Die Welschen waren schweigend und ordnungslos an

ihre Plätze zurückgetreten; die Saalthüren schlossen sich und Biener ließ ihnen durch einen Aufwärter den unterschriebenen Befehl Claudia's zur Einsicht überbringen. Mit zitternden Händen hielt der Bischof das Blatt, blickte mit dem Ausdrucke des grimmigsten Hasses nach Biener hin und rief halblaut: „Schändlich! Uns mit der Strafe der Aufrührer zu drohen! Bei Gott — die Hand, die dies geschrieben, verdient vom Henker abgehauen zu werden!"

Biener hatte die Worte vernommen und hob feierlich seine Rechte in die Höhe. „So mag ihr geschehen," rief er, „wenn sie es verdient! Noch aber regt sie sich im Dienste des Landes und des Rechts! Antwortet denn — oder die Soldaten rücken vor und der Brixener Eilbote gibt seinem Rosse die Sporen!"

Die Welschen sahen unheimlich und finster zur Erde. „Wir sind gezwungen," sagte Bischof Perkhofer endlich, „... dem Gezwungenen bleibt keine Wahl! Wir protestiren ..."

„Proteste sind unnütz, wo man nicht daran denkt, dem Rechte zu nahe zu treten! Antwortet feierlich und einfach: Wollt Ihr die Erbeinigung zwischen Tirol und den Fürstenthümern Trient und Brixen, vorbehaltlich ihrer Revision zu geeigneter Zeit, als bindend anerkennen?"

Ein zögerndes unwilliges „Ja!" ließ sich aus dem Munde des Bischofs vernehmen.

„Wollt Ihr unter demselben Vorbehalt an dem Werke dieses tirolischen Landtags Theil nehmen und den gebührenden Theil an den Lasten des Landes tragen?"

„... Ja ..."

„So ist mein Versprechen gelöst!" schloß Biener, indem

er, sich ehrerbietig verneigend, vom Throne unter das Gefolge zurücktrat.

„Und ich erkläre," rief Claudia laut und feierlich, „daß ich wegen des Geschehenen keinen Groll im Herzen tragen werde! Daß ich den Ständen des Fürstenthums für ihr Nachgeben danken und bemüht sein werde, diesen Dank durch die That zu zeigen! — Ich erkläre hiemit den Landtag von Tirol für eröffnet! Mein Staatskanzler wird den Ständen die Berathungs-Gegenstände vorlegen — mögen Sie beschließen zum Ruhm und zum Wohle des Vaterlandes! — Eh' ich aber die Versammlung entlasse, habe ich eine zweite Pflicht zu erfüllen: Den lieben Getreuen ist bekannt, daß von verschiedenen Seiten allerlei Anklagen gegen Unsern Staatskanzler Doktor Wilhelm Biener erhoben worden sind. Obwohl im Voraus von deren Ungrund überzeugt, war ich es dem Lande, mir selbst und dem Angeklagten schuldig, der Untersuchung nicht zu wehren. Sie ist von einer unparteiischen Commission zu Ende geführt und ich habe diesen Augenblick gewählt, um den Spruch zu verkünden! — Doktor Wilhelm Biener, tret' Er vor!"

Unter dem Geflüster der gespanntesten Erwartung trat Biener vor und verbeugte sich schweigend gegen die Fürstin und gegen die Versammlung.

„Das Urtheil," begann Claudia wieder, „das Ihm förmlich und schriftlich zugefertigt werden soll, lautet: Ich erkläre Ihn aller und jeder gegen Ihn erhobenen Anschuldigung und Inzicht für los, ledig und abgethan! Ich setze Ihn wieder ein in alle Ehren, Aemter und Würden, die Er bekleidet hat! Ich erkläre Ihn öffentlich für den Mann,

dem Dank und Liebe des Volkes gebühren, für den Mann meines erprobten und unumschränkten Vertrauens!"

Lauter Beifallruf der Deutschen unterbrach die Fürstin, besonders von Seite der dem Kanzler von jeher zugeneigten Bürger und Bauern. Auch manchen Unentschiedenen hatte seine heute bewiesene kühne Thatkraft überwunden, und selbst einige seiner bisherigen Feinde stimmten eingeschüchtert in das Rufen ein.

Biener war an die Thronstufen vorgetreten, ließ sich auf ein Knie nieder und wollte seinen Dank aussprechen, aber Claudia winkte ihm zu. „Nichts von Dank!" rief sie. „Ich habe erst noch der Versammlung eine Mittheilung zu machen, die Ihn betrifft, welche aber der wohlverdiente Dank des Landes zu einer allgemeinen macht! — Der Herr Staatskanzler," fügte sie bei, nicht ohne Beben der Stimme, das aber wohl nur für Biener verständlich war, „ist gesonnen ... sich zu vermählen!"

Biener schrak zusammen, doch war er Manns genug, sein Befremden zu bergen und mit dem Scheine ruhiger Fassung zuzuhören.

„Es ist mein Wille, daß die Hochzeit mit allem Glanze gefeiert werde, der solchen Anlasses würdig ist ..." Sie hielt einen Augenblick inne, dann rief sie mit etwas erweichterem Tone: „Fräulein Elisabeth von Hohenstainer... der Herr Kanzler hat bei mir um Ihre Hand angehalten ... Ich weiß, daß ich Recht gethan, für Sie Ja zu sagen ..."

Elisabeth war schon bei der Ankündigung von Biener's Vermählung das Blut zum Herzen zurückgetreten; wie durch das Brausen eines bewegten Wassers hörte sie ihren Namen nennen und hatte, ohne klar zu sehen und zu wissen, was

sie that, schwankend einige Schritte vorwärts gemacht; Claudia trat ihr näher, faßte sie an der Hand und führte sie zu Biener, daß sie zwischen Beiden zu stehen kam. „Hier, Herr Staatskanzler," sagte sie warm, „aus meinen Händen soll Er die geliebte Braut empfangen . . . Lebet lange miteinander... lebet glücklich... zum Wohle des Landes und zur Freude Eurer — Freunde!"

Sie fügte die Hände des Paares ineinander und wandte sich, ehe Biener ein Wort erwiedern konnte. Elisabeth vermochte der Gewalt der Eindrücke nicht länger zu widerstehen; ohnmächtig sank sie zusammen und in Biener's Arme, der nicht umhin konnte, sie zu unterstützen. Claudia verließ den Saal, umgeben von den Erbämtern und ihrem Gefolge, begleitet vom begeisterten Hochruf der Versammlung.

— Am Ausgange des Saales begegneten sich Schmauß und Montecuculi. „Nun," sagte der Präsident verstört, „wo ist nun Ihre Zuversicht, Herr Graf? Geben Sie das Spiel noch nicht verloren?"

„Es ist verloren!" rief Montecuculi mit jener erzwungenen Gleichgiltigkeit, hinter welcher sich gern die Rathlosigkeit der Verzweiflung verbirgt. „Es war ein Satansstreich! Aber wer kann ein Weiberherz ergründen!"

„Und was gedenken Sie zu thun, Herr Graf?"

„Das sollen Sie sogleich hören! — Holla Marello," rief er dem in der Nähe am Treppengeländer auf ihn wartenden Diener zu, „eile voraus und bereite Alles vor. Laß satteln — in einer Stunde will ich reisen. Ich gehe nach Wien!"

„Ah, Sie verlassen uns! Sie gehen!" sagte Schmauß achselzuckend. „Aber was soll mit uns werden? Was beginnen wir?"

„Das ist nicht schwer zu sagen!“ lachte Montecuculi mit unverhehltem Spott. „Sie hängen den Mantel nach dem Wind, laden den Kanzler zu Tafel und machen Ihren Frieden mit ihm. Sie müssen wohl, denn jetzt erst ist er allmächtig — jetzt steht er so fest wie Ihre Berge!“

„Das ist ein schlechtes Gleichniß!“ sagte Pappus, der hinzugetreten war.

Montecuculi wandte sich um. „Ah, der Herr poeta laureatus!“ sagte er. „Freilich, der muß sich auf Gleichnisse verstehen! Aber was haben Sie an dem meinigen auszusetzen?“

„Daß es nicht paßt, wenn Sie damit Festigkeit bezeichnen wollen — auch die Berge stürzen ein, wenn die Erde bebt!“ Damit ging Pappus und Montecuculi rief ihm lachend nach: „Sieh da, der neue Marsyas wird ja ordentlich großartig! Wie Schade, daß ich fort muß — es wird jetzt sonderbar durcheinandergehen in Innsbruck!“

In diesem Augenblick drängte sich Abraham May durch die Gruppen auf der Treppe, erblickte den Grafen und warf sich zu seinen Füßen, indem er nach Hand und Kleid desselben haschte. Der alte Mann war außer sich, seine Kleider waren in Unordnung und das graue Haar hing ihm wirr und unordentlich um den Kopf. „Gott Abraham sei Dank,“ rief er, „daß ich Sie finde, Herr Graf! Hab' ich Sie doch gesucht, wie einen verlorenen Edelgestein!“

„Seht einmal,“ rief Montecuculi mit rohem Lachen, „die feine Nase! Ich habe kaum den Gedanken gefaßt, abzureisen und schon hat es der Jude ausspionirt! Brauchst keine Sorge zu haben, Abraham — ich will Dir Dein

Geld schicken von Wien aus, sobald ich kann, mit Zinsen und Zinseszinsen!"

„Gott's Wunder," jammerte Abraham, „was werd' ich wollen von Geld! Was reden Sie mir von Geld? Ich bin ein armer, ruinirter Mann, Herr Graf — ich will Sie geben die Hälfte von allem meinem Geld, wenn Sie mir geben wieder Sarah, meine verlorene Tochter . . ."

„Deine Tochter? Was ist's mit dem Schicksel?"

„O Herr Graf — soll auf mich fallen Feuer vom Himmel, wie auf die Rotte Korah, wenn sie nicht ist gewesen der Trost und Stab meines Alters . . . Sie ist fort! Entführt — geraubt — was weiß ich! Sie hat gelassen zurück einen Brief, daß sie sich will lassen taufen, will werden das Weib von einem Christen . . ."

„Was soll ich dann? Was hab' ich damit zu thun?"

„Sie sollen mir helfen, Herr Graf — Sie sollen mir helfen suchen — Sie sollen mir wieder schaffen meine Tochter!"

„Laß mich in Ruhe, Jude!" sagte Montecuculi, sich losmachend. „Dein Geld sollst Du haben — aber Deine Tochter laß laufen und sei froh, wenn sich ein ehrlicher Christ ihrer erbarmt!"

Damit ging der Graf und ließ Abraham in größter Verzweiflung zurück. „Gott," jammerte er, indeß ihm die Thränen in den grauen Bart kugelten, „Gott Abraham, so soll sie sein verloren! Sarah — meine Tochter — mein Augapfel! So muß ich sterben allein, muß mir ausraufen mein eisgraues Haar und muß verfluchen den Tag, wo sie mir ist worden geboren! — Helfen Sie mir, Herr Präsident!" fuhr er, sich an diesen hängend, fort.

„Stoßen Sie nicht auch zurück einen unglücklichen Vater! Helfen Sie mir, damit Sie nicht selber erfahren das Herzleid, wenn man muß verlieren und verfluchen sein einziges Kind!"

Der Präsident hatte ihm finster zugehört. „Weißt Du denn," sagte er grimmig, „ob ich erst nöthig habe, das zu erfahren?"

Der Jude fuhr auf. „Weh geschrieen!" rief er. „Was haben Sie gesagt? Als ich Sie recht versteh'? Als der alte Abraham doch hat gesehen recht, neulich in Ihrem Garten ...?"

„Du hast recht gesehen!" sagte Schmauß in gepreßtem Tone. „... Aber komm hinweg von hier ... in mein Haus. Ich habe Mitleid mit Dir: wir wollen sehen, wie Dir zu helfen ist!"

Er schritt voran; in bescheidener Entfernung folgte der Jude.

— Inzwischen hatte die Kunde von dem, was im Landtage vorgefallen war, sich wie ein Lauffeuer, wie immer mit abenteuerlichen und vergrößernden Zusätzen durch die ganze Stadt verbreitet. Alles war in Aufregung und eilte durch die Straßen, um zu hören und wieder zu erzählen, was geschehen war. Am Rennplatze besonders drängte Volk aus allen Ständen durcheinander, Kopf an Kopf, brausend und wogend wie stürmisches Wasser. Biener hatte inzwischen Elisabeth nach ihren Gemächern geleitet und der Dienerschaft übergeben. Versunken im Widerstreit der entgegengesetztesten Gefühle, von einem Entschlusse zum andern schwankend und jeden verwerfend, schritt er durch die Gänge der Burg und trat jetzt auf die Stufen vor derselben.

Das Volk erblickte ihn.

Wie auf einen Zauberschlag waren alle Köpfe entblößt, Hüte, Mützen und Tücher wurden geschwenkt, grüßende Arme winkten ihm zu und erschütternder Zuruf wälzte sich ihm wie eine wachsende Lawine entgegen. Zunächst an den Stufen stand Doktor Wardtell mit einigen Freunden vom Palmbaume; entzückt, begeistert riefen und winkten sie ihm, der überrascht mit entblößtem Haupte dastand, ihr fideliter zu — vom Volke aber scholl es tausendstimmig wie aus Einem Munde, daß die Berge hallten: „Heil! Heil! Dreimal Heil dem Kanzler von Tirol!“

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

Vom gleichen Verfasser ist in unserm Verlage erschienen:

Alte und neue Geschichten
aus Bayern.

Brochirt. fl. 3. 12. = Thlr. 2.

Das Schwalberl.

Ein Bauernroman aus dem oberbayerischen Gebirge.

Brochirt. fl. 3. 48 kr. = Thlr. 2. $7^1/_2$ Ngr.

Mein Eden.

Eine Münchner Geschichte aus den Zeiten Karl Theodor's.

Brochirt. fl. 2. = Thlr. 1. 6 Ngr.

E. A. Fleischmann's Buchhandlung.
August Rohsold.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

image
not
available